Alt-Wien





Alt-Wien

2°

Austr.

1 km

Alt-Wien

in Bild und Wort.

Herausgegeben vom Wiener Alterthumsverein
und von der Redaction des Wiener Illustrirten Extrablattes.

Redigirt von Dr. Albert Ilg.

Wien.
Verlag des Wiener Alterthumsvereins.
In Commission bei C. Gerold's Sohn.
1893.

Vorwort.

Die vorliegende Publication fand ihre Entstehung aus dem Anlasse, daß der Wiener Alterthums-Verein, angeregt durch die vom „Illustrirten Wiener Extrablatte" häufig vorgeführten, charakteristischen Ansichten aus den alten Stadttheilen Wiens den Plan faßte, eine Auswahl derselben neu herauszugeben und sie dem speciellen Publicum der Alterthumsfreunde und Localforscher zuzuführen. Es stand zu erwarten, daß die hübsch gezeichneten Bilder in sorgfältigerem Drucke, als er bei einem in so großer Auflage erscheinenden Tageblatt möglich ist, gute Figur machen würden, weiters sollte durch eigentlich fachliche Texte das Interesse dieser Darstellungen erhöht werden. Die Redaction des „Extrablattes" begegnete dieser Absicht des Alterthums-Vereines auf die bereitwilligste Weise, indem sie sämmtliche Originalplatten unentgeltlich zur Verfügung stellte, wofür hier der gebührende Dank ausgesprochen werden muß. Ebenso unterzogen sich die Redaction und sämmtliche Mitarbeiter auf die uneigennützigste Weise ihrer Aufgabe und kam das Werkchen also zu Stande, wie wir es jetzt vollendet den Fachgenossen übergeben.

Das alte Wien schwindet mit seinen charakteristischen Stätten und Bauten immer mehr dahin. Die Erfordernisse des modernen Lebens, des gesteigerten Verkehrs und so manche andere Umstände bringen es unaufhaltsamer Weise mit sich, daß diese architektonischen Zeugen der Vergangenheit in raschem Gange von der Scene abtreten und zahlreiche historische Erinnerungen, auch manches künstlerische Werk, geht damit auf immer verloren. Viele dieser der Demolirung verfallenen Gebäude wurden in letzter Stunde noch aufgenommen und öfters ist unsere Abbildung die einzige, welche von denselben existirt. Uebrigens bringt das Werk auch zahlreiche andere Gassen, Plätze und Baulichkeiten, welche zur Stunde noch bestehen, durch Alterthum, geschichtliche Bedeutung oder künstlerische Zier aber gleichfalls von Interesse sind. Sicherlich dürfte also mit unserer Publication zahlreichen Wienern und Nicht-Wienern, allen Freunden von Kunst, Geschichte und Alterthum eine willkommene Gabe dargebracht sein.

Als Verfasser der Texte betheiligten sich die Herren: Wendelin Boeheim, Custos an den Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses; Dr. Theodor Frimmel v. Traisenau, Custos-Adjunct daselbst; Dr. Karl Glossy, Director der Bibliothek und des Museums der Stadt Wien; Alois Hauser, k. k. Baurath und Professor an der Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums; Dr. Albert Ilg, k. und k. Regierungsrath und Director an den Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses; Dr. Karl Lind, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht; Drd. phil. Camillo List; Moriz Maria Edler v. Weittenhiller, hoch- und deutschmeister'scher Ballai-Rath; Josef Wimmer, Schriftsteller.

Die Redaction wurde von Regierungsrath Ilg mit sehr dankenswerther Unterstützung unserer Vereinsmitglieder: Hofrath Joseph Auer, kais. Rath Heinrich Wiedl, Architekt Richard Jordan und Drd. C. List geführt.

Durch einen bedauerlichen Irrthum wurde die Ansicht der Schottenfelderkirche wiederholt gebracht, nämlich auf Blatt 19 und 88. Obwohl die beiden Vorführungen textlich jedesmal original behandelt sind, glaubte die Redaction, für diejenigen Leser, welche sich nur mit einem der Blätter begnügen wollen und daher das andere aus ihrer Mappe entfernen würden, in Nr. 109 ein Ersatzblatt bieten zu sollen, welches sonst bei der Zwölfzahl der Blätter in den einzelnen Heften überzählig erscheinen würde.

Wien, im November 1892.

Die Geschäftsleitung des Wiener Alterthums-Vereines.

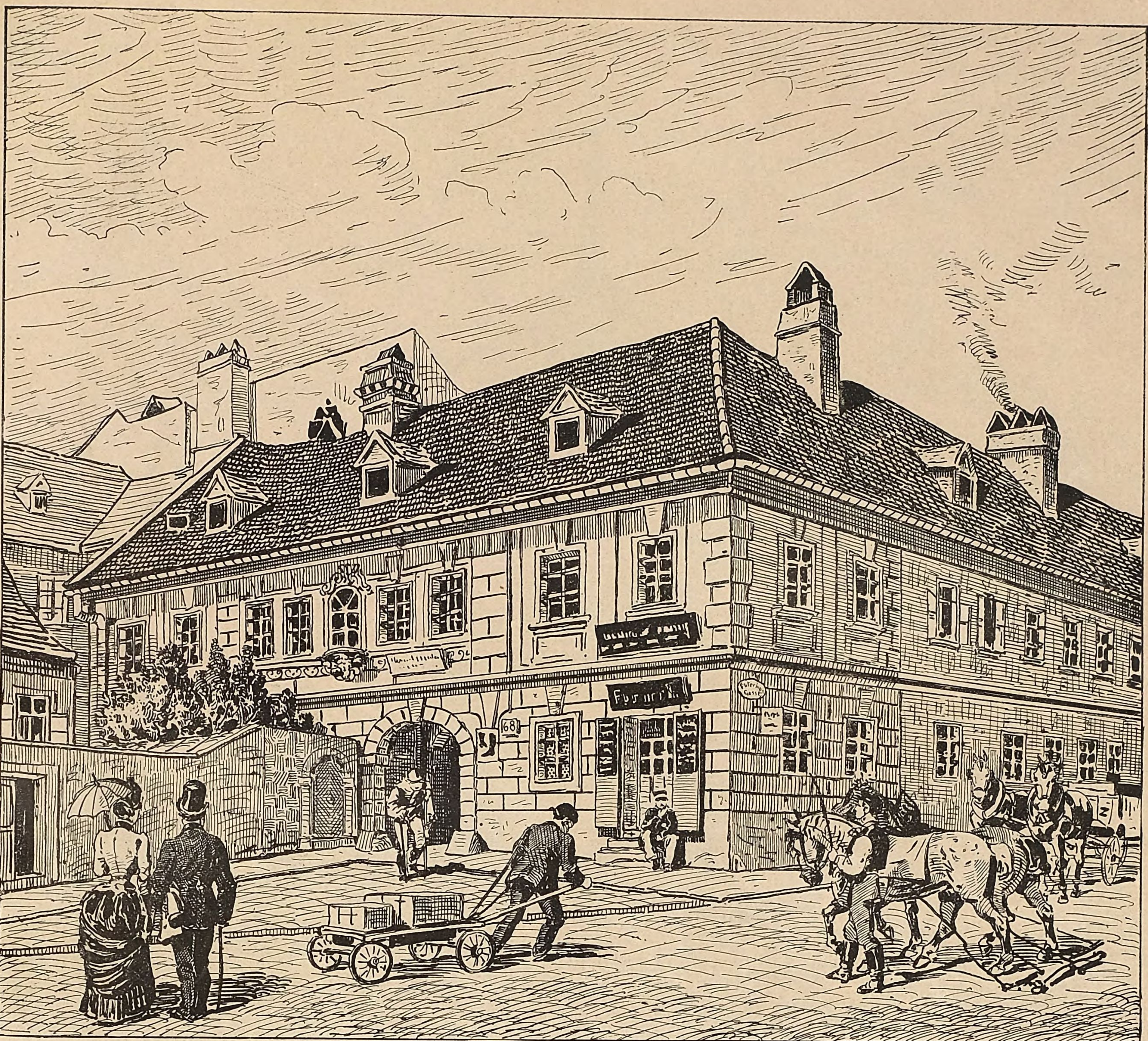
Inhalts-Verzeichniß.



Der Hof des Fruhwirthhauses auf der Wieden.

An der Stelle dieses ziemlich weitläufigen Wohnhauses befanden sich nach der zweiten Türkenbelagerung Gründe, dem Unterkämmerer der Stadt Wien, Georg Altschaffer, schon 1696 gehörig. Dieser bedeutende Mann, welcher ein Alter von 103 Jahren erreichte, hatte sich bei der Noth des Jahres 1683 sehr verdient gemacht und war vom Kaiser ausgezeichnet worden. Als Unterkämmerer hatte er öffentliche Bauten der Stadt als Organ der Commune zu beaufsichtigen, so z. B. die herrliche Mehlgrube auf dem neuen Markt. Außer dem großen Besitz auf der Wieden gehörte ihm auch das Hahnenhaus im tiefen Graben und ein zweites in der Wipplingerstraße. Er starb 5. Jänner 1723. Seine Nachkommen besaßen die Realität, immer noch als Gründe, in den folgenden Decennien, so 1744 noch Juliana Theresia von Thron, geb. Altschaffer, 1753 Theresia von Thron. Damals wurde das jetzige Haus errichtet, welches urkundlich „Neugebautes Spital deren Herren Bedienten bei St. Joseph" heißt. Die sog. Lakaienzeche oder Bruderschaft der herrschaftlichen Diener in Wien, 1715 gegründet anläßlich eines Sterbefalles eines ihrer Kameraden bei der Pest von 1713, stand in engsten Beziehungen zu der nahen Kirche der Paulaner, auch mag die unmittelbare Nachbarschaft der wegen jener Pest gegründeten Carlskirche das Spital an diese Stätte versetzt haben. Aber es bestand nicht lange. Schon 1765 erscheint die Familie der Fruhwirth im Besitze des Hauses, zunächst Joseph Fruhwirth, kais. Büchsenspanner, dann 1798 Johann, k. k. Hofbüchsenmacher und 1805 Oberlieutenant im Bombardier-Corps der bürgerlichen Artillerie. Von Joseph gefertigte Pistolen sieht man in den kaiserlichen Sammlungen in Wien sowie im Schlosse Ambras in Tirol. Ein Glied dieser Familie war auch der Hofbildhauer Johann Fruhwirth, welcher an der Pestsäule auf dem Graben thätig war. 1826 besitzt das Haus Theresia, 1860 Ferdinand Fruhwirth, k. k. priv. Feuergewehr-, Eisen-, Stahl- und Hammerschmiedwaaren-Fabrikant und Gewerkbesitzer zu Freiland bei Lilienfeld, dann Carl und Eduard, von denen Ersterer, ein tüchtiger Historienmaler und Sammler, 1879 starb. — Unser Bild zeigt rechts einen Tract, welcher seit längerer Zeit als Bildhauer-Atelier gedient hat. Einst hatte Johann Schaller hier seine Werkstätte, hier entstand sein Andreas Hofer-Denkmal für die Hofkirche in Innsbruck und wurde in dem Atelier 1833 von Kaiser Franz und seiner Gemahlin besichtigt; jetzt benützt Bildhauer Schwerzek den Raum. Die Sandsteingruppe der Pietà zur Linken könnte sehr wohl ein Werk des genannten Bildhauers Johann Fruhwirth sein. Ueber den niedrigen Dächern sieht die gewaltige Kuppel der Carlskirche herein, ein Bild von majestätischer Wirkung. So interessante Erinnerungen das Fruhwirthhaus erregt und so sehr wir sonst dem Demoliren alter Bauten abhold sind, möchten wir seine Beseitigung doch dringend empfehlen, damit die herrliche Kirche auf dieser Seite in ihrer Längsfront bloßgestellt würde, wie es ja auch ursprünglich der Fall war.

Ilg.



Das Königsegg'sche Gartenpalais in Gumpendorf.

Das Frauenkloster in Gumpendorf wurde 1683 von den Türken gänzlich zerstört; als wieder geordnete Zustände eintraten, kaufte die Trümmer des Gebäudes nebst den dazugehörigen ausgedehnten Gründen Graf Leopold Wilhelm von Königsegg und Rothenfels, der durch seine zweite Gemalin, Eleonora Francesca di San Martino, Marchesa di Parella, die er 1684 heirathete, in den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangte. Graf Königsegg ließ die Ruine des Klosters zu einem Sommerpalais umbauen. Die Zierde dieses Ansitzes aber war ein ausgebreiteter, prächtig gehaltener Garten, in dessen Mitte ein eleganter Pavillon stand. Als Graf Königsegg am 5. Februar 1694 das Zeitliche gesegnet hatte, dürfte seine Gemalin — obwohl aus dessen erster Ehe Söhne und Töchter entstammten — in den alleinigen Besitz des herrschaftlichen Palais in Gumpendorf gekommen sein. Die Glanzperiode dieses prächtigen Ansitzes fiel in jene Tage, während denen der moskowitische Czar Peter, der Begründer des modernen Rußlands, in demselben Wohnung nahm. Peter reiste incognito, in Begleitung einer von ihm an die bedeutendsten Höfe Europas entsendeten Ambassade, weshalb man auch, als sein Besuch in Wien angemeldet war, für ihn nicht in der Burg oder in der Favorita oder sonst in einem kaiserlichen Schlosse die nöthige Wohnung bereitmachen konnte. Da hatte nun die generöse Gräfin Königsegg, welche schon einmal, gelegentlich der Krönung Kaiser Leopold's I., einen Beweis ihrer unvergleichlichen Bereitwilligkeit gegeben, indem sie damals dem Kaiser, als sie die finanzielle Verlegenheit der Hofwirthschaft sah, aus eigenem Antriebe 80.000 Gulden vorstreckte, auch diesmal aus der Noth geholfen, indem sie ihr Palais in Gumpendorf für des Kaisers Incognitogast zur Verfügung stellte. Schon im Mai 1698 wurden Haus und Garten einer gründlichen Renovirung unterzogen, die fehlenden Möbel aus der Burg beigestellt und so Alles zum Empfange des interessanten Gastes vorbereitet. Am 26. Juni des angeführten Jahres endlich langte die russische Gesandtschaft, unter der sich Peter befand, von Prag kommend, um 8 Uhr Abends am Tabor an. Um 9 Uhr kam Peter im Königsegg'schen Hause an. Sein Aufenthalt daselbst währte bis zum 30. Juli. Am Peter- und Paulstage, als am Namensfeste des Czars, erschien Vormittags der hohe Adel Wiens in Gumpendorf, um denselben zu beglückwünschen. Mittags war Tafel bei König Joseph und Abends veranstaltete der König dem Gaste zu Ehren in dem feenhaft beleuchteten Königsegg'schen Garten ein großartiges Fest. Mehr als 600 Gäste waren erschienen, darunter 319 herrlich geschmückte Damen. Die Hofcapelle des Kaisers, bestehend aus 170 wohlgeschulten Musikern unter der Leitung des Hofcapellmeisters Fux, concertirte zum Ergötzen der Anwesenden die ganze Nacht hindurch. Um 10 Uhr wurde im rückwärtigen Theile des Hofraumes ein Feuerwerk abgebrannt, wobei in großer Flammenschrift die Buchstaben „V. P. Z. M." (Vivat Petrus Zar Moscoviae) erschienen. Um 12 Uhr Mitternachts begann im Gartenpavillon ein Galasouper. Wichtige Nachrichten aus Rußland nöthigten den Czar indeß zur sofortigen Abreise. Schon am Vormittag des nächsten Tages verließ der Czar Wien und die denkwürdigste Periode in der Geschichte des Königsegg'schen Hauses in Gumpendorf hatte ihren Abschluß gefunden. Noch mag das Königsegg'sche Haus in Gumpendorf manch vornehme Gesellschaft in seinen Räumen willkommen geheißen haben, bis 1754 die große Kaiserin Maria Theresia die Besitzung erwarb, um darin die von ihr gegründete k. k. Ingenieurschule, die sie 1760 in den Rang einer k. k. Akademie erhob, zu installiren. Nachdem die k. k. Ingenieur-Akademie — jetzt k. k. Genie-Akademie — aus Wien verlegt wurde (heute ist sie bekanntlich wieder in Wien, u. zw. in der Stiftskaserne untergebracht), kaufte 1841 der Wiener Magistrat das neben dem Schloßgarten 1689 errichtete Gumpendorfer Brauhaus nebst den dazugehörigen Gebäulichkeiten und Gartengründen an, parcellirte die Area und nun begann eine lebhafte bauliche Thätigkeit. Das alte Königsegg'sche Wohnhaus, das wohl manche Veränderung im Innern und Aeußern erfahren haben mußte, bis es die schlichte hausbackene Form erreichte, wie sie unsere Abbildung zeigt (Gumpendorferstraße Nr. 68, an der Ecke der Eßterhazygasse) widerstand der Baulust am längsten. Im Juni 1886 endlich fiel auch dieses Stück Alt-Wien, mehreren Exemplaren der schreckenerregenden Wiener Zinskasernen Raum gebend.

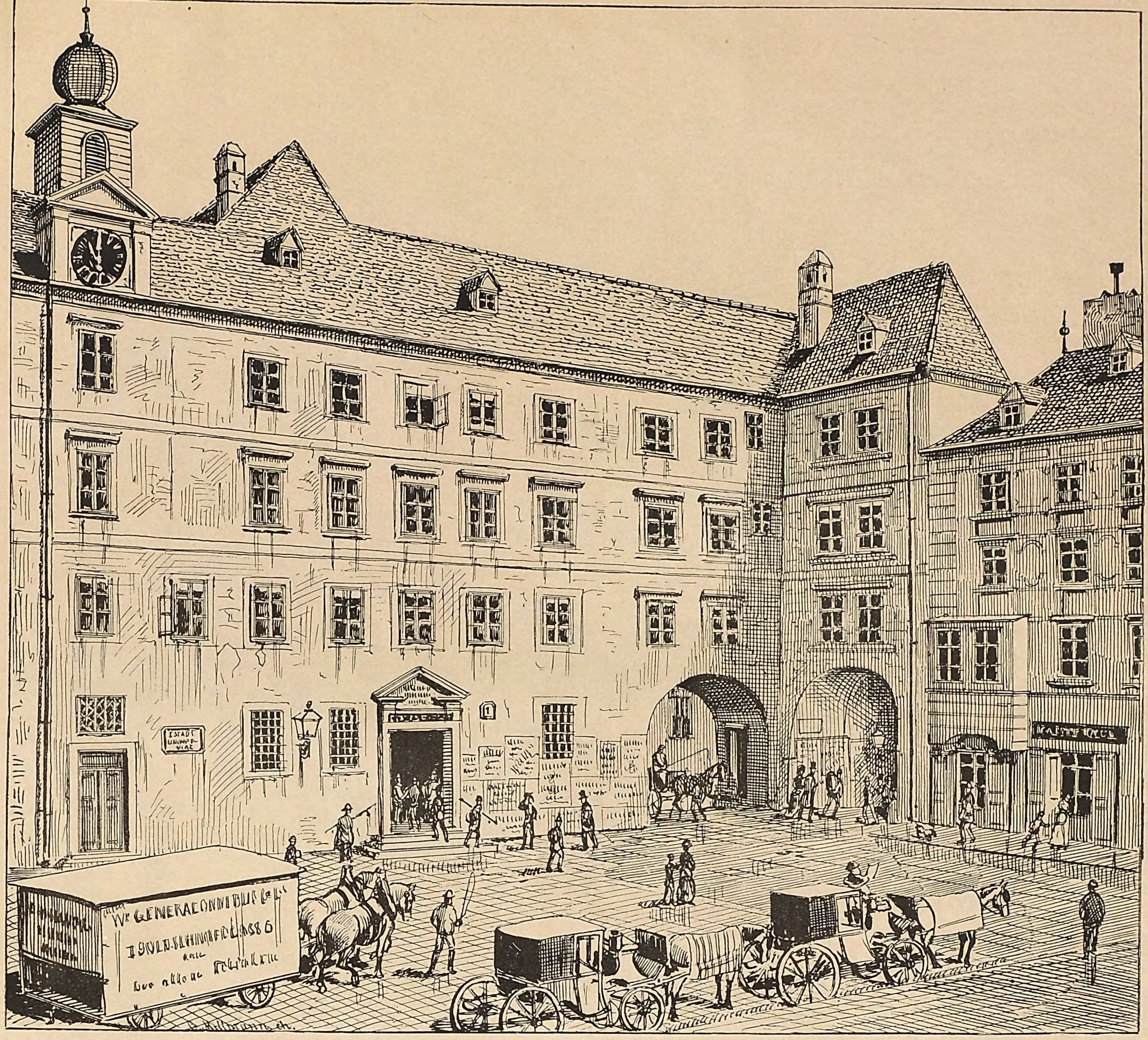
Weittenhiller.



Die Faßziehergasse.

Wir sehen ein ganz eigenthümliches Haus vor uns, in seinem Umfange ziemlich bescheiden, aber in seiner Anlage und Gestaltung von recht malerischer Wirkung. Um dieses seltene Haus in Wirklichkeit vorzufinden, müssen wir unseren Weg nach dem alten Spittelberg richten, zunächst die Bellariastraße durchwandern, dann den Beginn der Burggasse durchschreiten, bis zur Stelle, wo die steil heraufführende Spittelberggasse in die erstere einmündet. Ein Blick in diese Gasse hinabgewendet trifft das hier abgebildete Haus. Dasselbe bildet eine Ecke als Nr. 27 in die Spittelberggasse und als Nr. 2 in die bescheidene Faßziehergasse. Das Haus besteht aus zwei Langflügeln, dazwischen ein kleiner Hof und vorn ein beide Tracte verbindender Mittelbau, alles einstöckig und schindelbedacht. Wir stehen da in einem ganz besonderen Theil des alten Wien, zumal die Existenz des Spittelberges mit dem Zeismannsbrunn und als Croatendörfel auf Bürgerspitalsgrund gar weit in die Geschichte unserer Vorstädte zurückreicht. Die Häuser- und Straßenanlage daselbst zeigt auch noch viel Alterthümliches. Hat sich zwar schon so mancher Zinskoloß an diese, man könnte sagen, als Häusergruppe classische Stelle herangedrängt, die Kirchberg-, Faßzieher- und Spittelberg- und manche andere Gassen herum haben ihr ehrwürdiges Bild noch nicht eingebüßt. Das Haus Nr. 2 steckt in Folge der Straßenregulirung mit seiner Vorderseite etwas in der Tiefe unterm Niveau, gibt aber mit seinen beiden Giebeln, in denen die Langtracte gegen vorn abschließen, kein übles Bild, das eben ganz besonders durch den überhalbrunden Erker mit seinem thurmartigen Auffatz, darauf eine schindelgedeckte Zwiebelkuppel ruht, an Reiz gewinnt. Viel und Merkwürdiges mag dieses mit einem Dreifaltigkeitsbilde unter Glas gezierte Haus erlebt haben, als Türken (1683) und Franzosen (1809) von da an auf die Stadt losgingen, um mit Feindeshand sich im Herzen Oesterreichs festzusetzen, dem einen gelang es gar nicht, die anderen — nun die zogen Gott sei Dank bald wieder ab. Vorläufig wollen wir uns des Gassennamens wegen der allgemeinen Meinung fügen, als hätten hier die Faßzieher ihren Wohnsitz gehabt.

Lind.

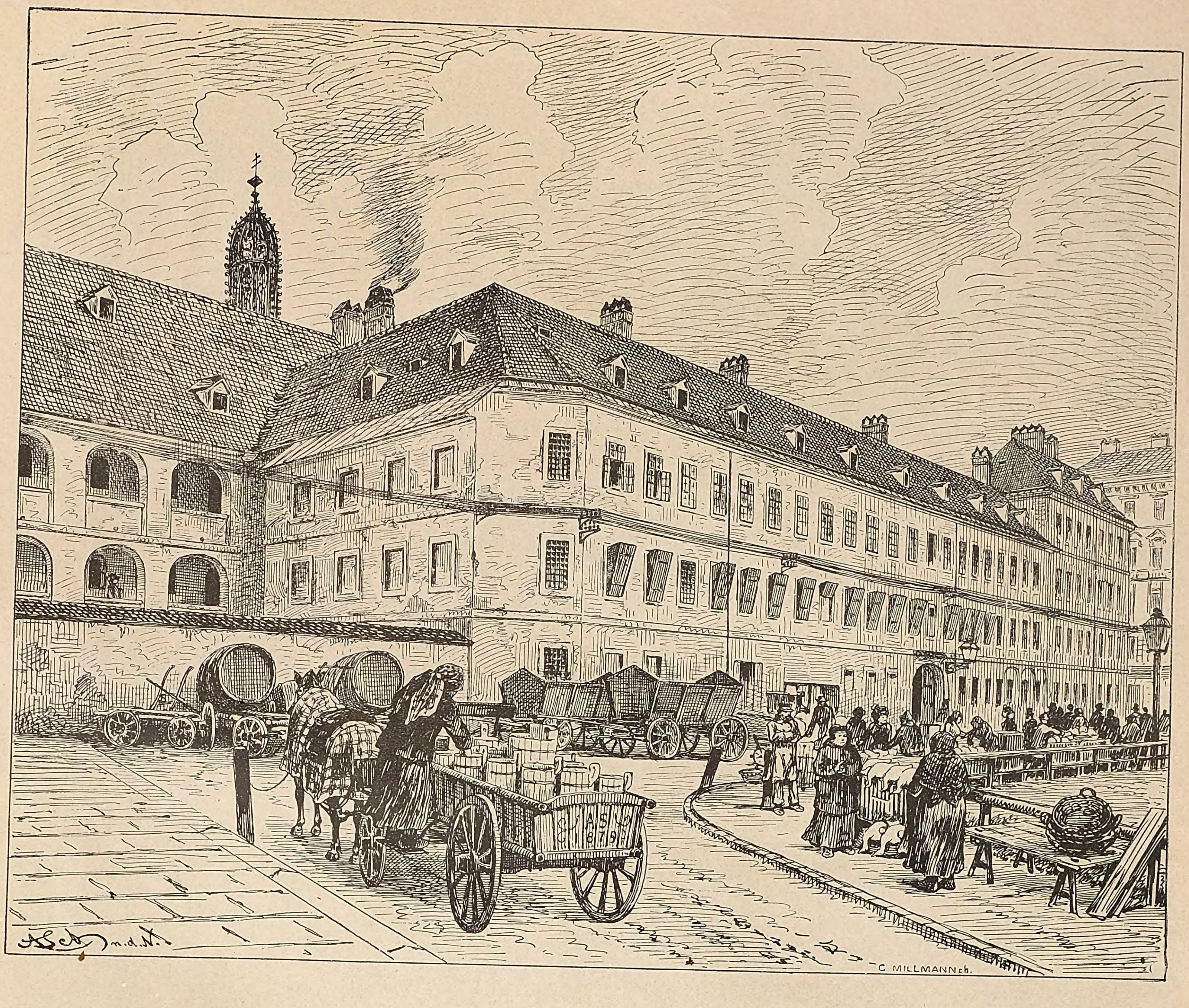


Die alte Universität.

Herzog Rudolph IV. erlangte von Papst Urban V., kraft einer den 19. Juni 1365 zu Avignon ausgestellten Bulle, die Vollmacht, in Wien eine Universität mit Ausschluß der theologischen Fakultät zu errichten. Der Stadttheil zwischen der Burg und dem Schottenkloster mit Einschluß des Minoritenklosters sollte für die Universität mit allem Zubehör bestimmt werden, doch vereitelte der frühe Tod des Herzogs die volle Ausführung dieser Absicht. Der Bruder und Nachfolger des Stifters, Albert III., verlegte, nachdem er 1384 von Papst Urban VI. auch die Einführung der theologischen Fakultät zugestanden erhielt, die Universität in den theils neu erbauten, theils restaurirten weitläufigen Gebäudecomplex, der, früher den Tempelherren gehörig, der Dominikanerkirche gegenüber lag. In diesem Hause und dessen Umgebung war das Collegium, die Aula, die Bibliothek, das Spital untergebracht und herum entstanden die sieben sogenannten Bursen oder Studentencollegia, welche die Wiener, die Oesterreicher, die Steirer mit den Salzburgern, die Schwaben und Württemberger, die Schlesier, Kärntner und Ungarn errichteten. Kaiser Ferdinand II. übertrug 1622 die theologische und philosophische Fakultät den Jesuiten und verpflichtete diese unter der Bewilligung der Erbauung eines Collegiums, eines Seminars und einer Kirche, auch entsprechende Baulichkeiten für die Zwecke der Universität auszuführen. Der Stadttheil wurde durch die von jetzt ab errichteten Bauten wesentlich umgestaltet, die Riemerstraße, welche sich damals noch bis zum alten Fleischmarkte fortsetzte, endete nun, nachdem sie die Wollzeile durchschnitten, in einem Sackgäßchen, es entstand nun auch der Universitätsplatz mit der in obiger Darstellung gegebenen Façade der Universität und den beiden Durchfahrten zur Wollzeile und in der Richtung der oberen Bäckerstraße. Die anspruchslose Architektur des Gebäudes und seines giebelüberdachten Portales steht in eigenthümlichem Gegensatze zu der hohen Berühmtheit und Ehrwürdigkeit dieser Localität, welche, nachdem die Universität in einen neuen Palast übersiedelte, die ursprüngliche Bestimmung kaum mehr erkennen läßt. Nur eine Inschrift im Giebelfelde des Thores verräth uns noch dieselbe, sie lautet:

INSTITVTIONI | IVVENTVTIS | VOVIT | FRANCISCVS II. AVG. | MDCCCII.

Hauser.



Die Salzgries-Kaserne.

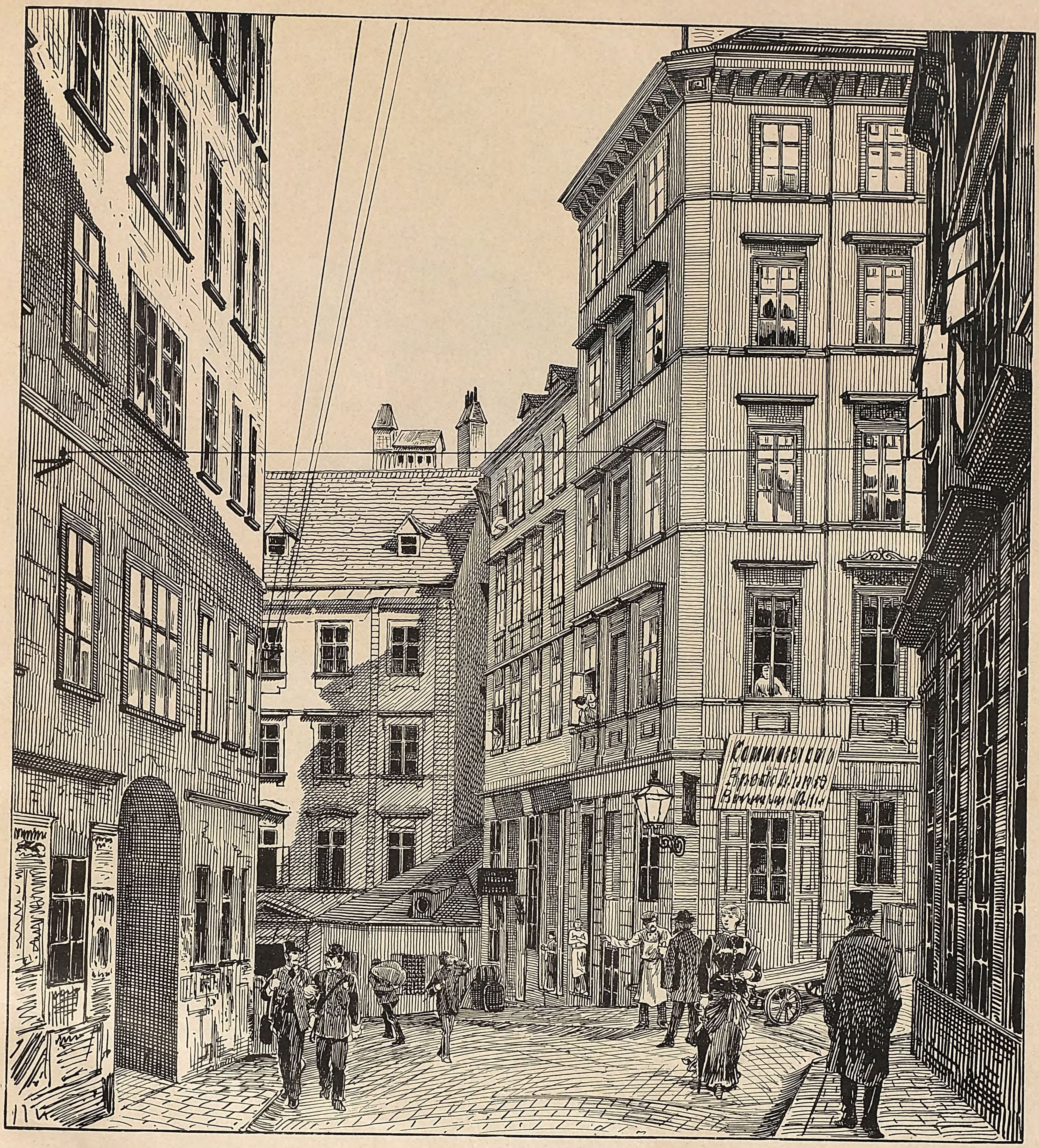
Die Kaserne am Salzgries, von welcher wir in obiger Abbildung die gegen Westen gerichtete, in dem Durchgang zum Neuthor gelegene Haupt- sowie die gegen die Neuthor- früher Mönchsbastion gerichtete Seitenfronte erblicken, wurde in der hier vor Augen liegenden Gestalt sammt dem anliegenden, zur Zeit der Aufnahme des Bildes bereits demolirt gewesenen Schwibbogen vom Wiener Stadtrathe im Jahre 1745 vom Grund aus neu erbaut und am 12. März 1748 vom Infanterie-Regimente Feldmarschall Cajetan Fr. Graf Kolowrat (später Nr. 8 jetzt Nr. 17) mit zwei Bataillonen zum ersten Male bezogen*). In dem großen Wiener Stadtplane des Daniel Suttinger von 1684 befand sich genau an der Stelle ein Theil der alten Stadtmauer des 15. Jahrhunderts mit dem „Salzthurme" und einem anderen Wehrthurme, dessen Thor den Zugang zum alten Arsenalbassin, zum Regiments-Stockhaus und zur Mönchsbastion vermittelte. Etwas weiter abwärts gegen die Rothenthurmstraße zu stand eine schmale Reihe kaiserlicher Häuser, welche seit 1612 einem Theile der Stadtguardia als Quartier eingeräumt war. Auf dem Stadtplane des Werner Steinhauser von 1710 hat sich die Situation wenig verändert, nur stand etwas abwärts das sogenannte „Neue Thor", daneben das schmale lange Gebäude der kais. Salzkammer, hinter dieser am Walle erblickt man noch die Häuser der Stadtguardia. Von der Salzkammer bis zum Kloster der Siebenbüchnerinnen hinab standen 10 kleinere, vom Neuthore gegen das Zeughaus 3 größere Bürgershäuser. Schon 1721 ließ Carl VI. hier vor dem Arsenalbassin zur Bequartierung von Soldaten ein Haus errichten, das aber den Anforderungen nicht genügte. Als am Beginne des bairischen Erbfolgekrieges 1741 die Nothwendigkeit herantrat, Wien's Befestigung rasch in Stand zu setzen, wurde die große Häuserzahl knapp am Walle gefährlich erachtet und deren sofortige Abbrechung verordnet, mit welcher man am 25. September 1741 begann, damit fielen nicht nur die Häuser der Stadtguardia, sondern auch alle Bürgershäuser bis auf eines, welches aus der Ursache stehen blieb, weil in Folge der Siege die Gefahr für Wien verschwunden war. An diesem Hause wurde gelegentlich der Erneuerung des Stadttheiles 1746 das folgende Chronograph angebracht:

VnICa · qVae · soCIas · Inter ·
StetIt · eCCe · rVInas · ParthenIo
aVspICIo · nVnC · noVa · FaCta · tVMet. (1743).

Die Untauglichkeit der Stadtguardia veranlaßte den Stadtrath, kaiserliche Regimenter als Besatzung aufzunehmen und für selbe zwei Kasernen zu erbauen; so entstand 1745 die Salzgries-Kaserne und 1748 die Getreidemarkt-Kaserne. Schon am 20. November 1741 hatte die Kaiserin die Stadtguardia aufgelöst.

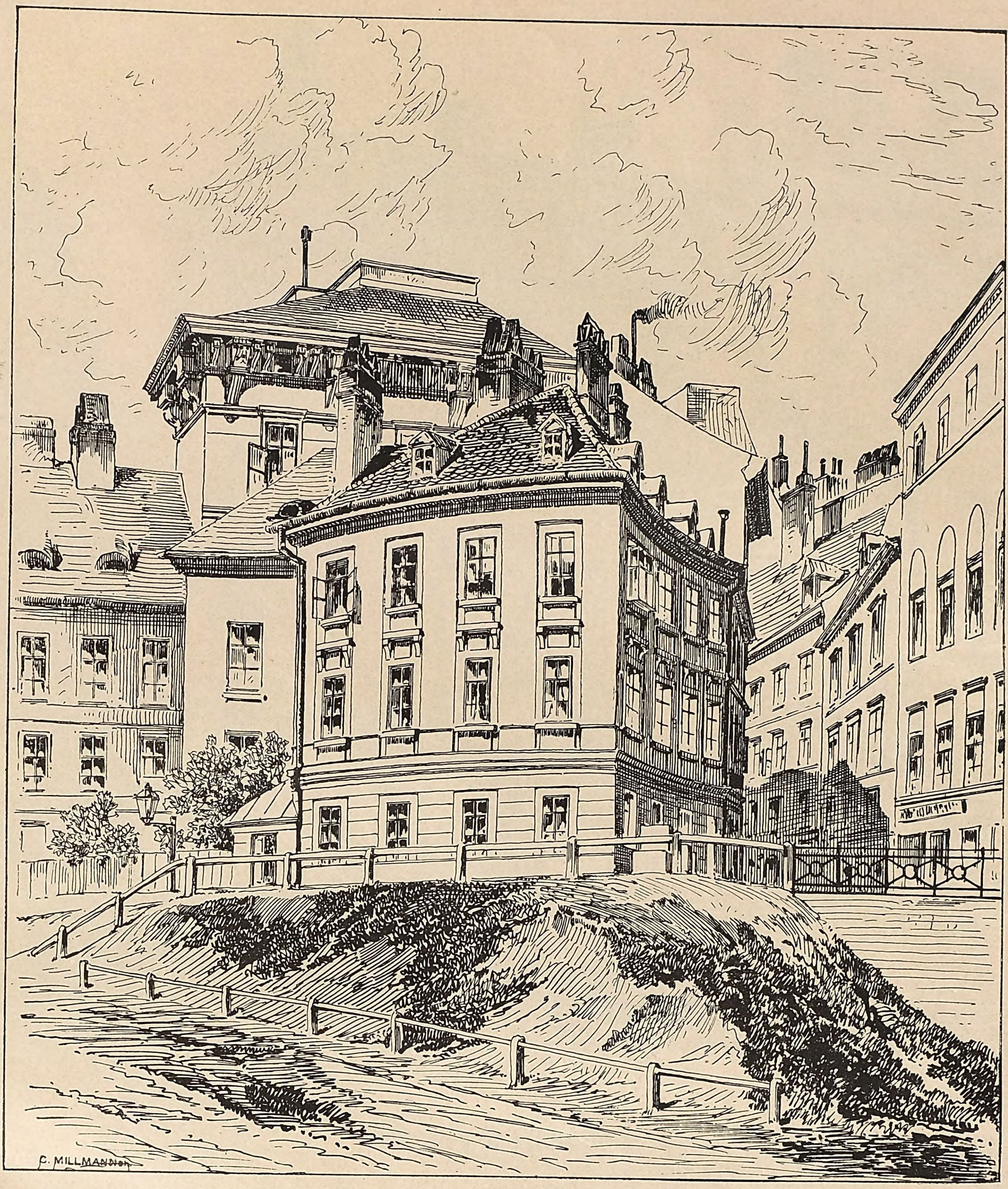
Die Salzgries-Kaserne, mit einem Theile auf dem alten Arsenalbassin stehend, bildete ein längliches Viereck mit zurückgezogener Nordseite und einem inneren und äußeren Hofe. An der dem Salzgries zugekehrten Fronte befand sich ein Laubengang, welcher seit 1844 an Victualienhändler vermiethet wurde. Im ersten und zweiten Stockwerke führten offene Bogengänge die Südfronte entlang, ähnliche erblicken wir auch an der zurückgezogenen Fronte der Nordseite. Im Anfange des Jahrhunderts und bis 1848 war die Kaserne, gleich jener am Getreidemarkt und in Gumpendorf, den Grenadieren zugewiesen und von 2 Bataillonen oder 6 Divisionen besetzt. Später und bis zu ihrer Demolirung war sie Infanteriekaserne und befand sich in selber auch ein Theil des Garnisons-Stockhauses, in neuester Zeit ein Brigadegericht. Die Existenz des letzteren kennzeichnet sich auf unserer Abbildung durch die lange Reihe geblendeter Fenster, deren Inneres Arreste enthielten. Bei der umfassenden Regulirung des ganzen dortigen Stadttheiles im Jahre 1880 und 1881 wurde auch die Salzgries-Kaserne abgebrochen und das Areal parcellirt; als Ersatz für selbe entstand die neue Rennweg-Kaserne. Boeheim.

*) Die Fahne, mit welcher das Regiment einmarschirte, befindet sich heute in der Waffensammlung des Stiftes Klosterneuburg.



Im Auwinkel.

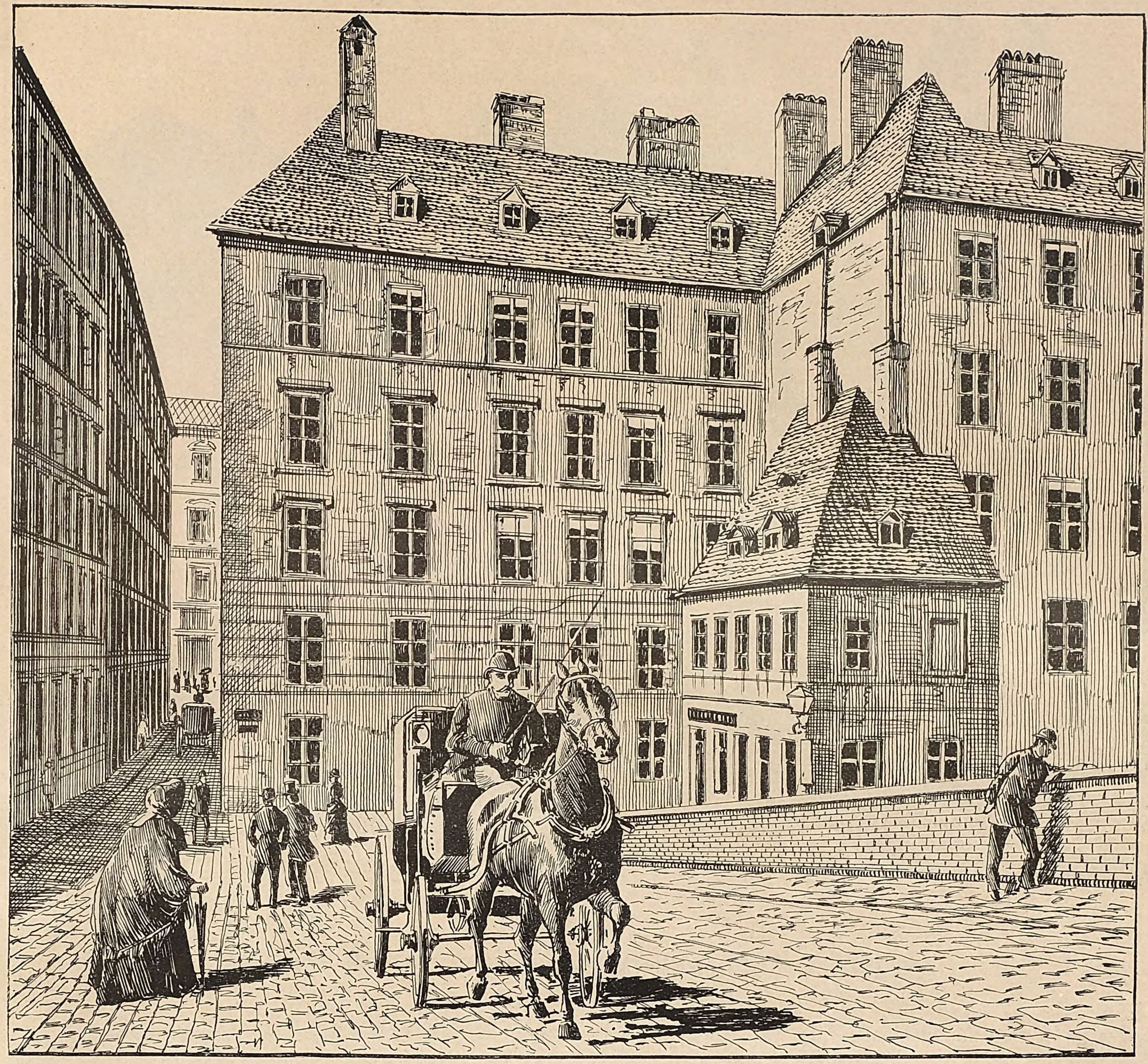
Wir sehen einen Theil der heutigen Postgasse, die sich von der Wollzeile über den ehemaligen Dominikanerplatz längs des Handelsministeriums und der dahinein gebauten griechisch-unirten Kirche zur hl. Barbara in fast halbkreisförmiger Biegung bis hinab an die Donau zieht, wo sie sich bei ihrer Ausmündung noch mit der Laurenzerberggasse vereinigt. Unser Bild zeigt die Stelle, wo in die Postgasse die von der ehemaligen Bastei herabführende Gasse, jetzt Auwinkel genannt, einmündet. Auf der linken Seite des Blattes sehen wir einen Theil des Laurenzer-Gebäudes. Dieser ausgedehnte Bau steht auf der Stelle des im 14. Jahrhundert, erste Hälfte, entstandenen Klosters für Augustiner-Chorfrauen zum hl. Laurenz, das 1783 aufgehoben wurde. Das Gebäude, in dem zahlreiche Staatsbureaux untergebracht sind, stammt aus den Jahren 1816—1819. Gegenüber erscheint die Eckpartie des Gebäudes des Handelsministeriums und der n.-ö. Postdirection. Ein in den 60er Jahren entstandener umfangreicher Bau, auf der Stelle zahlreicher kleiner Bürgerhäuser, wie wir sie noch auf Suttinger's, Steinhauser's und anderen Wiener Plänen sehen; als da waren das Haus zum Biber, woselbst der Biberthurm stand, von welchem die dortigen Basteien den Namen führten, dann der gemeine Stadtkasten, einige Stadtguardia-Häuser, das Haus Nr. 663 zum Jacobsbrunnen u. m. a. Die in der unteren Straßenecke uns entgegensehenden Häuser sind alt und stehen auf nicht unwichtigen Stellen. Es ist jene Häuserzeile, die ehemals hinter der Stadtmauer stand und beim Ausgange mit dem Hause zum rothen Apfel beginnt (hier nicht sichtbar), daran sich das Stadtbrauhaus mit dem Krotenthurm (abgetragen 1732) anschloß. In den Jahren 1566 bis 1584 heißt dies Haus der Gemeinen Stadt „schweinschlachthäusel", wohl darnach hieß diese Gasse der Sauwinkel, aus dem man allmälig den Auwinkel machte. Daran reiht sich das Haus zur Flucht nach Aegypten (Nr. 654) mit einem nicht werthlosen Gemälde über dem Hausthore, Nr. 656 und 660 die Ecke gegen den jetzigen Auwinkel sind Neubauten aus dem Jahre 1843. Lind.



Im Auwinkel.

Dieses Blatt erinnert uns an die Zeit der Stadterweiterung, beziehungsweise der Demolirung der Stadtmauern, eine an dieser Stelle unabgeschlossene Arbeit, da die mit den Demolirungen nothwendige Regelung der Straßen u. s. w. daselbst noch aushaftet und man auf jedem Schritte das seit mehr als zehn Jahren nicht vorwärts gekommene Provisorium erkennt. Heute heißt diese Stelle die Dominikanerbastei und die sich vor uns öffnende Gasse die Bibergasse. Wenn wir die einzelnen Häuser unseres Bildchens besprechen, so erscheint zunächst jenes hohe, alle anderen überragende Gebäude, es ist der linke Flügel des schon auf Blatt 6 erwähnten geräumigen Baues, darin das Handelsministerium und die n.-ö. Postdirection untergebracht sind, und zwar jene Hauspartie, die mit ihrer Ecke auch auf dem erwähnten Blatte sichtbar ist. Das die Mitte unseres Bildes einnehmende Haus (Bibergasse 1), sowie die daranstoßenden, eine Sackgasse bildenden kleinen Häuser stehen an der Stelle eines großen hufeisenförmig gebauten Hauses mit ausgedehntem Hofraum, welches 1684 dem Gabriel Horstorfer gehörte und auf Suttinger's Stadtplane deutlich dargestellt und so benannt ist.

Lind.



Der alte Kleppersteig.

Wir sehen auf obigem Bilde jene Straße, welche ehemals von der Teinfaltstraße zur Mölkerbastei und zum sogenannten „Mölkersteig" führte, welch' letzterer sich bekanntlich zur Schottengasse hinab erstreckte. Den Namen führte das rampenartige Gäßchen von den kaiserlichen Klepperställen, von deren Ecke aus dasselbe in die Teinfaltstraße einmündete. Das gerade vor uns liegende Haus hieß die kaiserliche Sattelkammer und war ein Zugehör zu dem weiter gegen die Löwelcourtine zu gelegenen Stallgebäude, dessen Façade gegen die Teinfaltstraße zu gerichtet war.

Auf der Stelle, welche einst die sogenannten Klepperställe eingenommen hatten, finden wir von 1563 bis 1586 das Haus des Balthasar Englhamer, Häringer, vor ihm besaßen dasselbe Jacob Roth, Tüchler und Bartholomäus Zagler, Häringer und Leutgeb. 1587 finden wir als Eigenthümer Martin Faigl, 1615 Susanna Maienzweig, 1617 Absolon Witschkhy, 1622 Christoph Grabler. Schon auf dem Wiener Stadtplane des Daniel Suttinger von 1684 finden wir den Baucomplex als „Kaysl Stallung" bezeichnet. In dem erwähnten Plane führt bereits ein Gäßchen zur Mölkerbastion, es hatte aber noch keine öffentliche Verbindung oberhalb mit der Schottengasse. Während der Belagerung durch die Türken 1683 wurde der Stadttheil, weil in nächster Nähe des Angriffspunktes gelegen, nahezu vollständig demolirt und mußte vom Grund aus neu erbaut werden. Es scheint, daß bei dieser Gelegenheit der Complex in kaiserlichen Besitz überging und darauf die kaiserliche Stallung für die geringeren Pferde (die schweren spanischen Pferde waren immer in der Stallburg) erbaut wurde, daher der Name „Klepperstall". Im Jahre 1688 wurde von Kaiser Karl VI. zur Vergrößerung des Hofstalles, unter dem Namen „Klepperschmidten- und Stall" das dem Schottenstift dienstbare nächstan gelegene Selezki'sche Haus dazu gekauft und damit verbaut, besaß aber auch damals noch keine durchgehende Hausfronte gegen die Gasse, sondern theilweise Einfriedungsmauern. In dem Wiener Stadtplane des Werner Steinhauser von 1710 finden sich auch schon die Aenderungen in der Configuration und hier erscheint zum ersten Male das kleine an die rückwärtige Hauptmauer der Klepperställe angelehnte einstöckige Häuschen, welches wir im Bilde vor uns sehen. In diesem Plane führt bereits der „Kleppersteig" einestheils zur Mölkerbastei, anderntheils durch den Mölkersteig, an einer Reihe von Stadtguardi-Häuschen entlang zur Schottengasse hinab. Links in unserem Bilde, wo sich die Häuserfront zur Teinfaltstraße zieht, stand der Mölkerhofgarten. Um 1770 kommt das Klepperstallgebäude unter dem Namen „k. k. Stallung, Sattelkammer und Wohnung" vor, 1784 ist es bereits im Privatbesitze und gehörte dem Gardecapitän Grafen Johann Leopold Palffy (geb. 1728, gest. 1791). 1795 besaß es der reiche Hofagent Karl Abraham Wetzlar Freiherr von Plankenstern (gest. 1799), nach ihm kam es in den Besitz seiner Tochter Katharina, vermählte Freiin Koudelka, endlich finden wir noch in dessen Besitze Katharina von Horváth und Caroline von Zalaber.

Die Klepperställe wurden 1885 an die k. k. priv. Bodencreditanstalt verkauft, 1886 demolirt und es entstand an dieser Stelle das palastähnliche Amtsgebäude dieses Institutes.

Boeheim.



Das alte Generalcommando-Gebäude auf der Freyung.

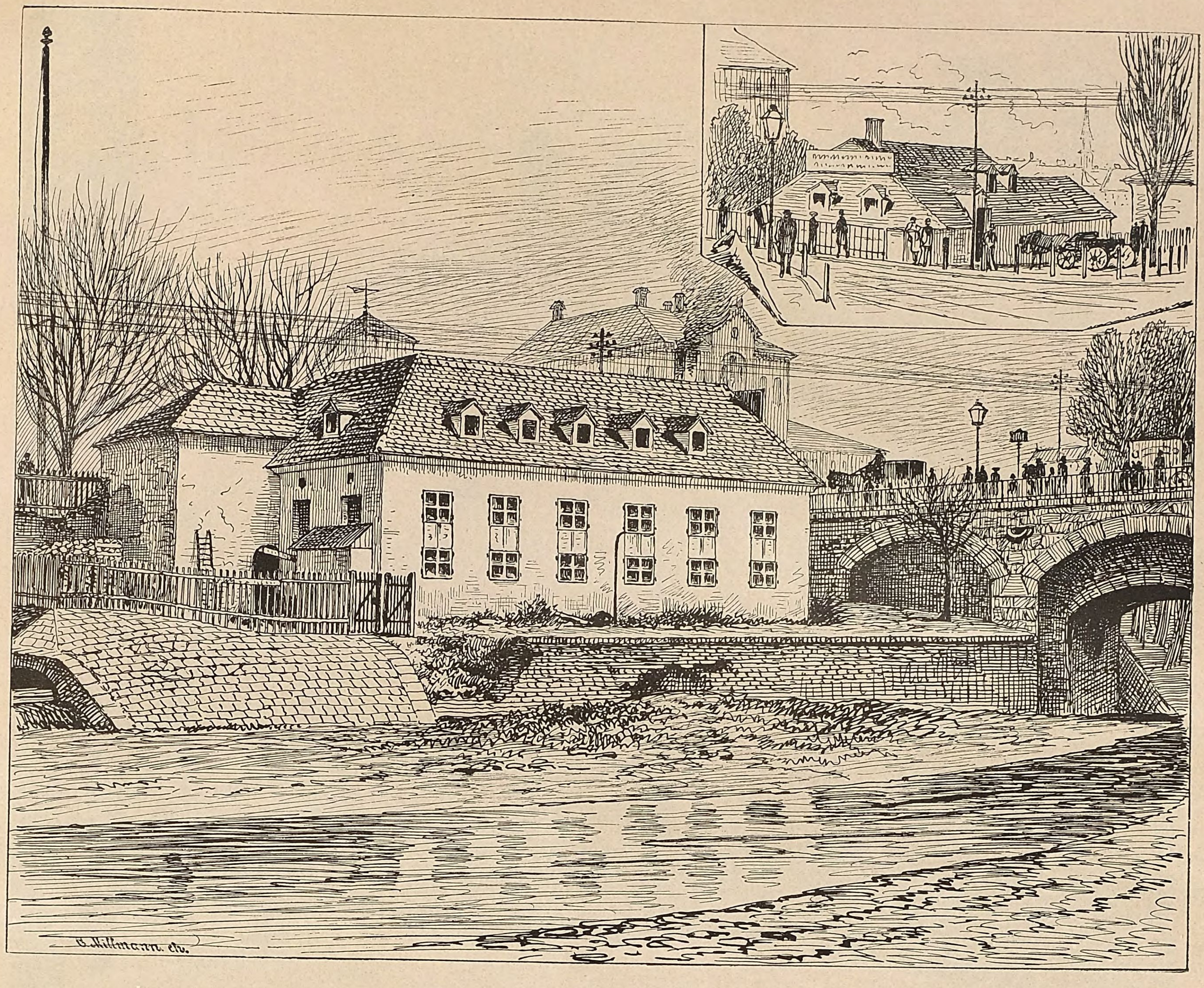
Das alte Generalcommando-Gebäude bildete die linksseitige Ecke der Freyung mit der Teinfaltstraße (Ainfaltstraße). Der Raum derselben war im Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert von zwei Häusern eingenommen. Das Eckhaus befand sich 1563 im Besitze der Sulczbeck'schen Erben. Das daneben befindliche war ein Freihaus des Herrn Manesi, nach dessem Tode, um 1566, es an dessen Erben gelangte, und 1580 kam es in das Eigenthum einer Gräfin Arch (Arco); 1620 war es im Besitze des Grafen Wilhelm Starhemberg (wohl Heinrich Wilhelm, geb. 1593, gest. 1675), unter welchem es 1636 durch Kaiser Ferdinand II. auf 30 Jahre befreit wurde. 1675 erwarb es der Oberſthofmeister Johann Maximilian Graf Lamberg der Orteneck'schen Linie (gest. 1682), nach dessem Tode an dessen Witwe Judith Rebecca Eleonora, eine geborne Gräfin Wrbna. Graf Lamberg übertrug mit Einverständniß der Stände und der Stadt die Freiheit von seinem Hause in der Herrengasse hieher; 1752 aber machte der Stadtrath aus unbekannten Rechtsgründen Anspruch auf dieses Starhemberg'sche Freihaus und erwirkte am 27. Mai 1753 den Erlaß, daß diese Uebertragung wieder rückgängig gemacht werden solle. Die Angelegenheit wurde aber später durch Erlegung eines Reluitions-Capitales von 1300 Gulden zu Gunsten des Grafen ausgeglichen. Das Haus blieb bis 1790 im Besitze des Grafen Lamberg, im Jahre 1795 war es Eigenthum der Fürstin Maria Rosa Aloisia Kinsky, gebornen Gräfin Harrach (geb. 1758, gest. 1814). Das Eckgebäude, „beim alten Fleischhof" benannt, besaß 1622 der Buchführer Caspar von Rath, 1660 ein gewisser Niclas Lyon, dann Johann Kreuter (Khrandler?), nach diesem dessen Erben. Um 1675, wenn nicht in diesem Jahre, gelangte es an Maria Constantia Gräfin Lamberg (gest. 1687), Witwe des Grafen Johann Franz (geb. 1624, gest. 1666), eine geborne Freiin von Questenberg. In Weiskern Beschreibung der Stadt Wien 1770 ist das Haus noch als dem Fürsten (?) Lamberg angehörig angegeben, was erkennen läßt, daß es bis dorthin im Besitze der Familie geblieben ist.

Im Jahre 1806 wurden beide Häuser vom Aerar angekauft, zu einem Hause vereinigt und vollständig umgebaut. Bis 1830 erscheint es unter der Bezeichnung „k. k. Dicasterial-Gebäude" und enthielt die Kanzleien des Hofbaurathes, der Straßen- und Civilbau-Direction. Von dieser Zeit wurde es dem Stadt-, später dem Generalcommando eingeräumt. Seit 1830 und bis 1848 war in den ebenerdigen Räumen auch das Platzcommando untergebracht, bis dieses auf kurze Zeit in das aufgehobene Ligourianerkloster bei Maria Stiegen, dann in den Palast der ungarischen Garde, endlich in das Haus der Löwelstraße nächst dem Franzensthore gelangte. In letzter Zeit war im alten Generalcommando-Gebäude das Militär-Appellationsgericht befindlich.

Im Jahre 1883 wurde es in Privathände verkauft, demolirt und nach Abtrennung eines bedeutenden Theiles zur Verbreiterung der Teinfaltstraße vollständig neu umgebaut.

Boeheim.

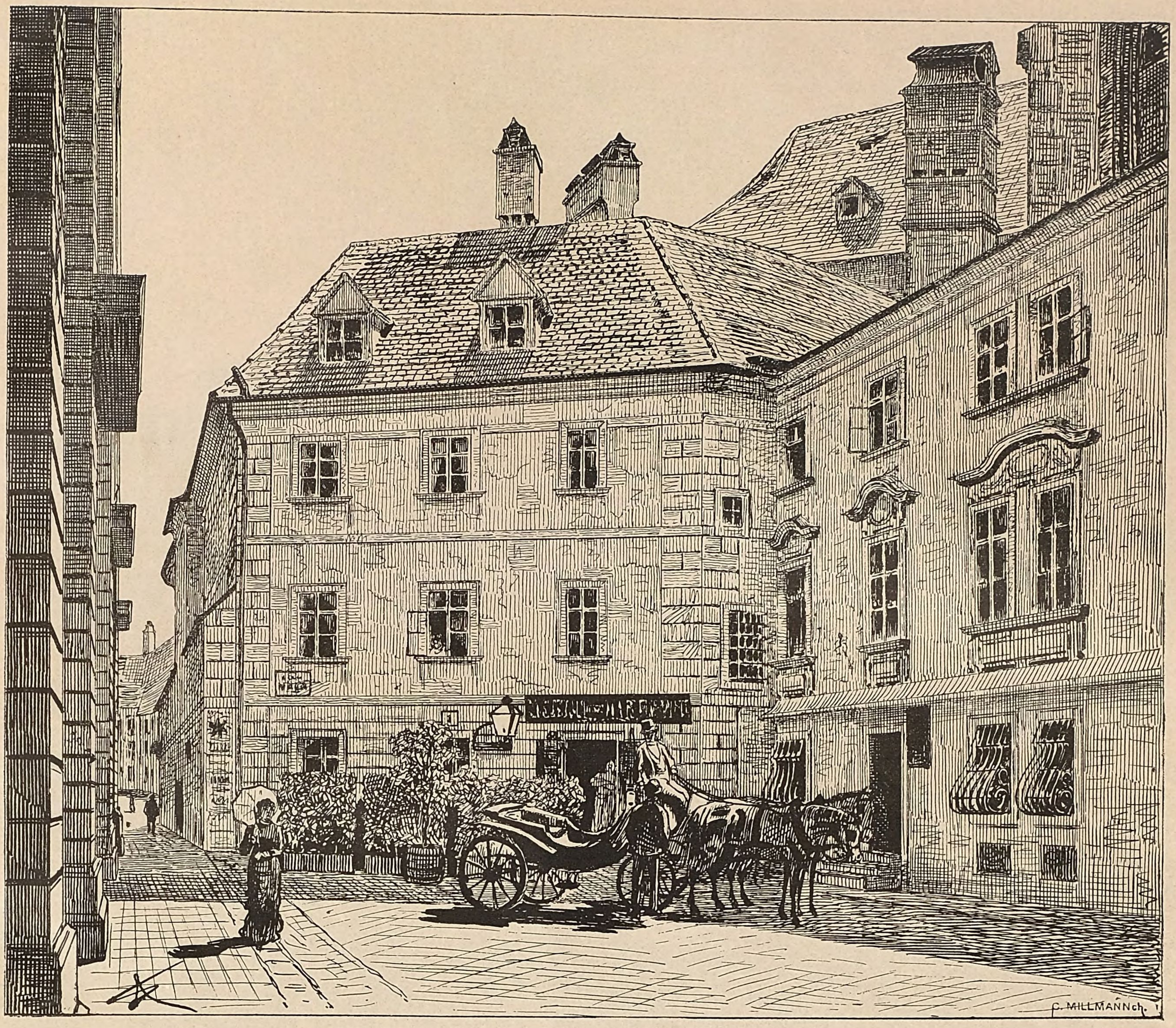




Die Stubenthormühle.

Dieses am 13. Jänner 1883 abgebrannte und seitdem gänzlich beseitigte unansehnliche Häuschen stand zur Linken des jenseitigen Brückenkopfes jener Brücke über den Wienfluß, welche mit ihren noch erhaltenen, gewaltigen Quaderpfeilern schon aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts herrühren soll. Noch früher bestand in der Verlängerung der vom Stubenthor nach der Landstraße führenden Straße nur ein Steg aus Holz, zu dessen Erhaltung 1394 Jacob der Echrer 20 Pfund Pfennige bestimmte. Die Steinbrücke soll 1400 bis 1402 aus Strafgeldern errichtet worden sein. Sie war mit einem gothischen Denkmale in Gestalt einer Spitzsäule geschmückt, in der Hauptform an die Spinnerin in Wiener-Neustadt erinnernd, wie die Blätter von Meldemann, Lautensack, Merian und Ziegler zeigen. Bei Merian, 1642, steht auch schon genau an der späteren Stelle, in der Vertiefung neben der Brücke, ein kleines Häuschen, dort wo die Mühle sich bis vor Kurzem befand; bei Ziegler, 1780, sieht man das Dach des Gebäudes hervorragen, mit zwei Dachfensterchen. Wenn behauptet wird, daß die Mühle erst zu Ende des XVII. Jahrhunderts errichtet worden sei, so wird solches durch das Erscheinen des ganz gleich situirten und schon vollkommen ähnlich gestalteten Gebäudes in der Merian'schen Gesammtansicht eben nicht wahrscheinlich. Diese Gegend war häufig feindlichen Verheerungen ausgesetzt gewesen, 1484 nahm Mathias Corvinus die Landstraße mit Sturm, 1529 und 1683 folgten die Verwüstungen durch die Türken, so daß man erst nach 1690 die meisten Gebäude dieser Vorstadt wieder aufzurichten anfing, — also mag es denn damals auch an eine Wiederherstellung der Mühle gegangen sein. In unseren Tagen wurden ihre Räder jedoch schon lange nicht mehr von den dürftigen Fluthen des Wienflusses, sondern von dem 1795 gegrabenen Neustädter Canal in Bewegung gesetzt, dessen Ausmündung hier angelegt ist. Bei der Mühle und Brücke fand am 12. August 1461 der heftige Kampf zwischen den Truppen Herzog Albrecht VI. und den Städtischen, kaiserlich Gesinnten statt, welche unter Anführung des Bürgermeisters Prenner die Angreifer nach blutigem, dreistündigem Kampf von der befestigten Brücke zurückschlugen, — eine That, für welche der Kaiser am 26. September der Stadt den Doppeladler in's Wappen verlieh. Am 17. Juli 1515 nahm anläßlich der berühmten Doppelheirat der festliche Einzug Maximilian's mit Ladislaus von Schwechat aus an dieser Stelle vorüber seinen Weg; 5000 Bürger, die Rathsherren und 500 Landsknechte bildeten ihre Begleitung, an der Brücke erwarteten sie die Geistlichen mit den Reliquien, die Universität und die Zünfte. — Auf dem Ziegler'schen Blatte steht auf der linken Brückenseite eine Standfigur des heil. Johannes von Nepomuk, welche spurlos verschwunden ist, gleichwie die gothische Spitzsäule. — Das Nebenbildchen unserer Darstellung zeigt die Mühle von der Vorstadtseite.

Ilg.



Das Haus „zum goldenen Fasan" am Minoritenplatz.

Das zweistöckige Haus, welches wir vor uns sehen, gehörte zur Gruppe der die Minoritenkirche an deren Nordseite umgebenden Wohnbauten und bildete zu dem noch gegenwärtig bestehenden Hause Nr. 2, westwärts gestellt, einen einspringenden Winkel. Vor Erbauung desselben zog sich, den „Minoriten-Freydthoff" abschließend, vom nördlichen Pfeiler des Chores der Kirche gegen den ehemaligen Palast des Grafen Trautson (jetzt Statthalterei) und gegen das diesen vom Landhaus trennende Gäßchen (jetzt Regierungsgasse) ein schmales Haus, das uns im Jahre 1566 als Nr. 498 und „das heusel, so gemaine landtschafft irem thüerhüetter an der mindere brüeder khirch gepaut" angegeben wird. Als solches blieb es im Eigenthum des Landes bis an den Beginn des 17. Jahrhunderts. Im Jahre 1606 erlaubte Erzherzog Mathias seinem Hufschmied Franz Benvenuti, sein Handwerk frei zu treiben, das war Veranlassung, daß dieser 1607 an der Stelle des obigen „Häusels" neben dem Landhaus und der „Pilgramin hauß" eine „Schmidten" erbaute. Dieses Haus wurde später von den Erben des Benvenuti an Peter Remlin verkauft. Nach dessem Tode kam es in den Besitz seiner Tochter Magdalena Terzlin, welche 1681 der Landschaft einen Revers ausstellte, dasselbe wegzuräumen, wenn es dem Landhause als schädlich sich erweisen sollte. Im Stadtplane des Daniel Suttinger von 1684 erscheint es auch in der angegebenen Stellung mit der Bezeichnung „Peter Remellin Erben". Nun gelangte das Haus durch Kauf an die nachstehenden Besitzer, u. zw. 1691 an Johann Ehrenreich Freiherrn von Oppel auf Groß-Stättendorf, 1701 an Friedrich von Langrecht, 1708 an Christof Ehrenreich von Reichelsheim, nach dessem Ableben an dessen Erben. Unter letztgenanntem Besitzer scheint das die Verbindung mit dem Friedhofe gänzlich absperrende Haus demolirt und dafür das hier vor Augen stehende gebaut worden zu sein, welches, etwas kürzer, eine schmale Passage gegen das Gäßchen frei ließ. So erscheint es zum ersten Male in dem Stadtplane des Werner Steinhauser von 1710. Im Jahre 1795 besaß es Franz Bachmayer, 1849 wird als Eigenthümer Clemens Huber genannt. Das Haus führte seit 1680 das Schild „zum rothen Gattern", in dem Häuserschema von Anton Behsel von 1829 erscheint es zum ersten Male unter der Bezeichnung „zum goldenen Fasan". Seit dem Anfange des Jahrhunderts bis zum Abbruche des Hauses war in selbem ein Gasthaus etablirt, das ungeachtet seiner zwei winzigen Räumlichkeiten stark besucht war. Bekannt ist es der Bevölkerung dadurch gewesen, daß von den fünfziger Jahren an bis zur Zeit der Eröffnung der Franz Josef-Bahn von hier aus die Stellwagen nach Klosterneuburg verkehrten. Da es in seiner Stellung ein empfindliches Hinderniß des Verkehres zwischen dem Minoritenplatz, der Regierungsgasse und dem Ballplatze bildete, wurde es 1882 von der Stadt eingelöst und demolirt.

Boeheim.

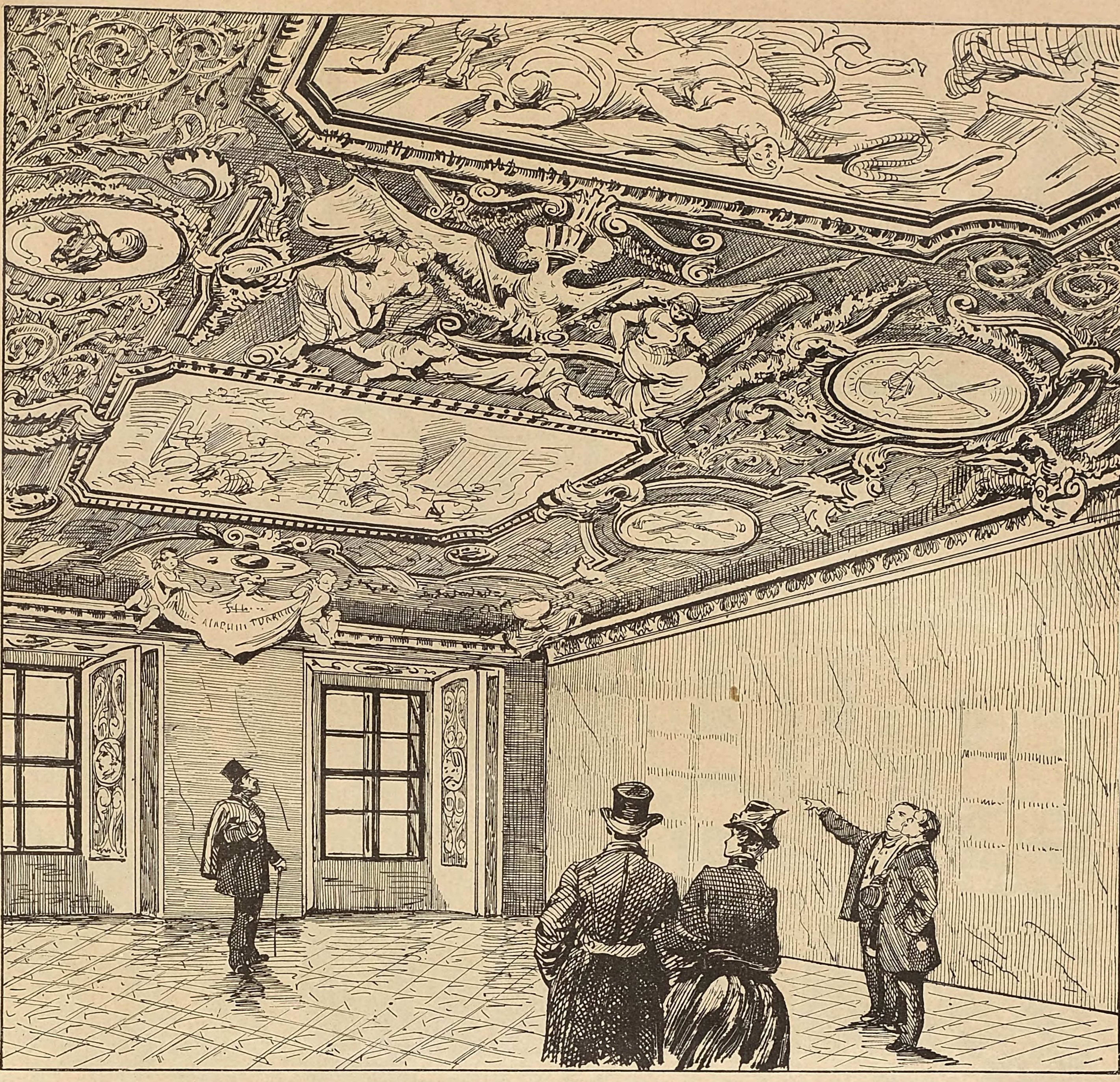


Der Calvarienberg in Hernals.

Hernals war bekanntlich lange Zeit die feste Burg des Lutherthums in Oesterreich gewesen. Nach langen, langen Jahren wurde in Folge des Umschwunges der Dinge, welchen die Schlacht am weißen Berge veranlaßt hatte, 1625 endlich wieder katholischer Gottesdienst in der damaligen alten Kirche des h. Bartholomäus gehalten. Ziemlich bald darauf, 1639, reifte auch schon der Gedanke, einen Calvarienberg an dem Orte zu gründen, was gewiß mit gutem Bedachte geschah. Man wollte augenscheinlich einen eminent katholischen Cult, welcher sehr drastisch auf die Sinne wirkt, gerade dort einbürgern, wo nach so langer Herrschaft der neuen Lehre in der Bevölkerung ein derartiger Eindruck ganz besonders nöthig scheinen mochte. Der Kaiser, der Wiener Fürstbischof Anton Wolfrath, das Domcapitel von St. Stephan als neuer Grundherr vereinigten sich mit den Jesuiten, deren Erfindung die Calvarien-Andachten überhaupt waren. Peter Carl Mussart e s. J. leitete die Unternehmung, man wollte eine der Grabcapelle in Jerusalem nachgebildete Capelle in Hernals und sieben Stationen. Nun schloß sich auch die Stadt Wien an und baute auf ihre Kosten vor dem Schottenthor die erste Station: Christus auf dem Oelberg, denn der Bußweg war von den Basteien Wiens bis nach Hernals geplant. Am 23. August genannten Jahres wurde die Anlage bereits von Kaiser Ferdinand III. feierlich eröffnet. Die Kirche selbst erfuhr eine eingreifende Restauration. Die heute noch bestehende Anlage stammt jedoch erst aus späterer Zeit her, indem die „Bruderschaft der zweiundsiebenzig Jünger Christi" 1709 sich entschloß, mit diesem Kreuzweg einen eigentlichen Calvarienberg zu verbinden, wozu schon am 19. September von dem Bischofe Freiherrn von Rumel der Grundstein gelegt wurde. 72 Stufen führten in die Höhe. Im Jahre 1766 erfolgte ein abermaliger Umbau, wobei manches Aeltere verschwand, Neues aber hinzukam, so zwei große steinerne Engel, Statuen der hl. Franciscus Xav. und Johannes Nep. Der Bau des Calvarienberges und die gänzliche Erneuerung der Kirche, welche 1714 beendet wurden, hatte 80.000 fl. gekostet, 1722 wurde die heil. Grabkirche dem Orden der Pauliner übergeben.

Heute befindet sich der altberühmte Hernalser Calvarienberg in sehr schadhaftem Zustande, die Gemeinde hat aber den Entschluß gefaßt, seine Wiederherstellung mit einer Vergrößerung der Pfarrkirche nach einem sehr gelungenen Plane des Architekten Jordan zu verbinden.

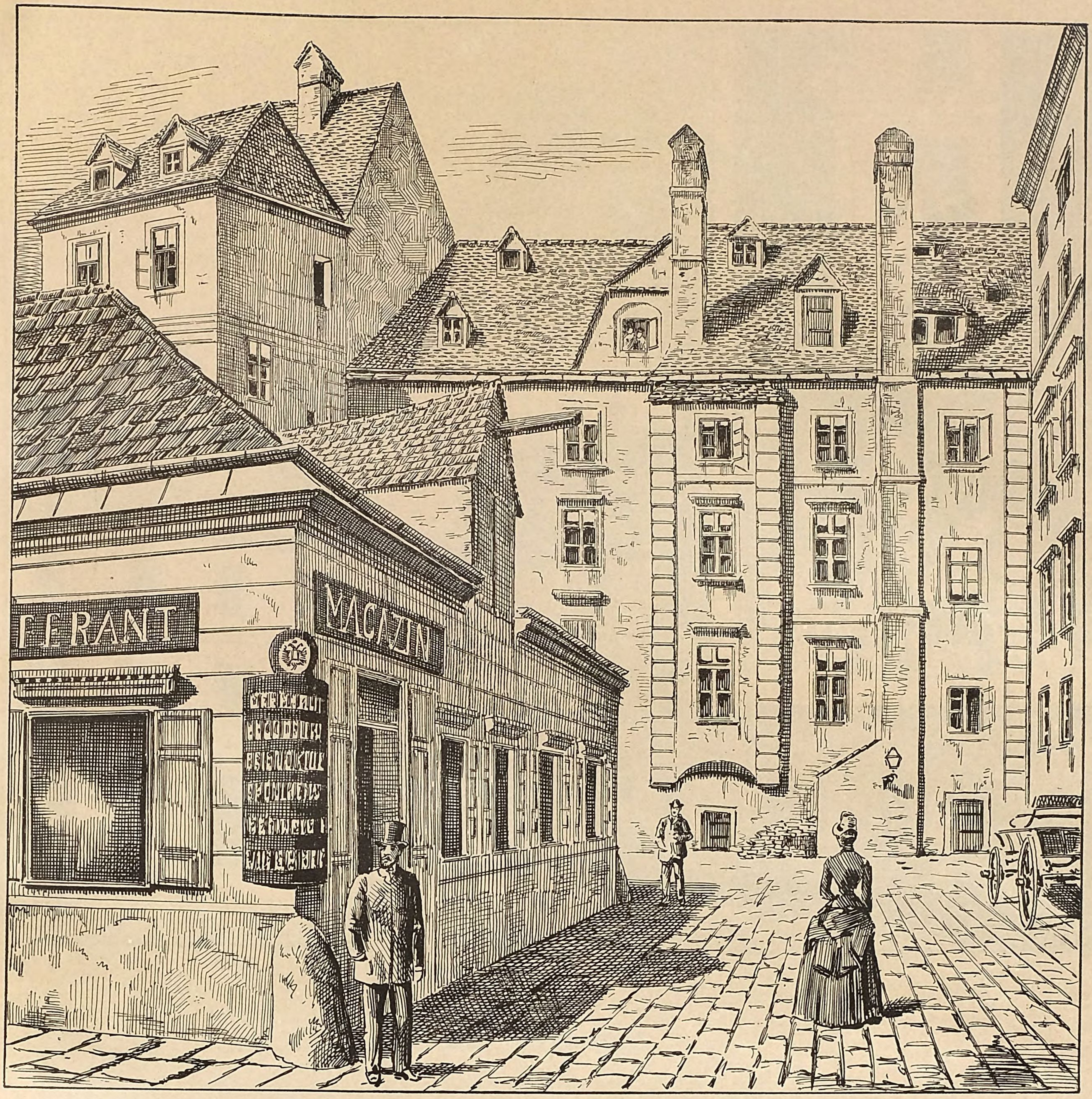
Ilg.



Plafond im alten Rathhaus.

Das alte Rathhaus in der Wipplingerstraße erhielt seinen stilistischen Typus erst im XVIII. Jahrhundert, wenngleich die mittelalterliche Haimo-Stiftung, die Salvator-Capelle, das italienische Renaissanceportal der letzteren, die älteren Gewölbe in manchen der Paterre-localitäten noch heute Zeugniß davon geben, daß wir es mit einem Conglomerate in verschiedenen Epochen entstandener Bestandtheile zu thun haben. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aber künden uns zahlreiche Rechnungen und Urkunden des Stadtkämmereramtes von der Thatsache, daß um jene Zeit ein sehr energischer Schritt gethan worden ist, um dem Gebäude ein einheitliches Gepräge zu geben, und selbstverständlich konnte solches nicht auf andere Weise geschehen als im Charakter der stolzen Palasteinrichtung des Barockstiles, dessen Wesen dem ganzen Wien damals ein so neues und stolzes Ansehen verlieh. Damals entstanden allmälig die prachtvollen Façaden in der Wipplingerstraße mit ihren stolzen, figurengeschmückten Palastthoren, die schöne Haupttreppe mit den feinen ornamentalen Stuccaturen der Decke. Der städtische Unterkämmerer Georg Altschaffer, dessen wir schon auf unserem ersten Blatte gedacht haben, leitete diese Unternehmungen, als Architekten haben wir eine leider unbekannte Kraft zu denken, welche nicht vergebens die gleichzeitigen Schöpfungen des älteren Fischer's von Erlach gesehen hat, der Meister der Stuccaturen war Camesina aus Graubündten. Ihren letzten Abschluß fanden diese modernen Verschönerungen des alten Rathhauses erst um die Mitte des Jahrhunderts, als Georg Raphael Donner im inneren Hofe seinen herrlichen Andromeda-Brunnen aufstellte und der Architekt Theodor Vallery hier beschäftigt war. Auch der große Saal, welchen unsere Abbildung darstellt, fand seine Entstehung in der ersten Zeit des Jahrhunderts, doch war schon früher derselbe Raum künstlerisch ausgestattet gewesen. Unter den 1712 angebrachten großen Leinwandbildern der Decke kamen 1885, als man dieselben wegnahm, um sie in das neue Rathhaus zu übertragen, ältere Fresken zum Vorschein, welche denselben Gegenstand, Allegorien der Rechtspflege, darstellten und aus dem XVII. Jahrhundert datiren. Eine Kammerrechnung von jenem Jahre besagt, daß die in der inneren Rathsstube befindliche Malerei „abgestandten und verdorben" sei, weshalb mit dem Hofkammermaler Rottmayr abgeschlossen wurde, andere um 1400 fl. zu liefern. Der bekannte Maler Johann Michael Rottmayr von Rosenbrunn war drei Jahre mit dieser Arbeit beschäftigt und stellte auf den beiden Oelgemälden das Urtheil Salomons und das jüngste Gericht in jenem großartigen Stile dar, welcher die Schule Venedigs verräth. Die Gemälde messen 3·85 Meter im Quadrat. In den kleineren medaillonförmigen Feldern sind Emblemata dargestellt, das Stucco ist grandios figuralisch gehalten und spielt mit den beiden weiblichen Gestalten neben dem Kaiseradler, welche Säule und Schwert tragen, auf den Wahlspruch Carl's VI.: Constantia et fortitudine an.

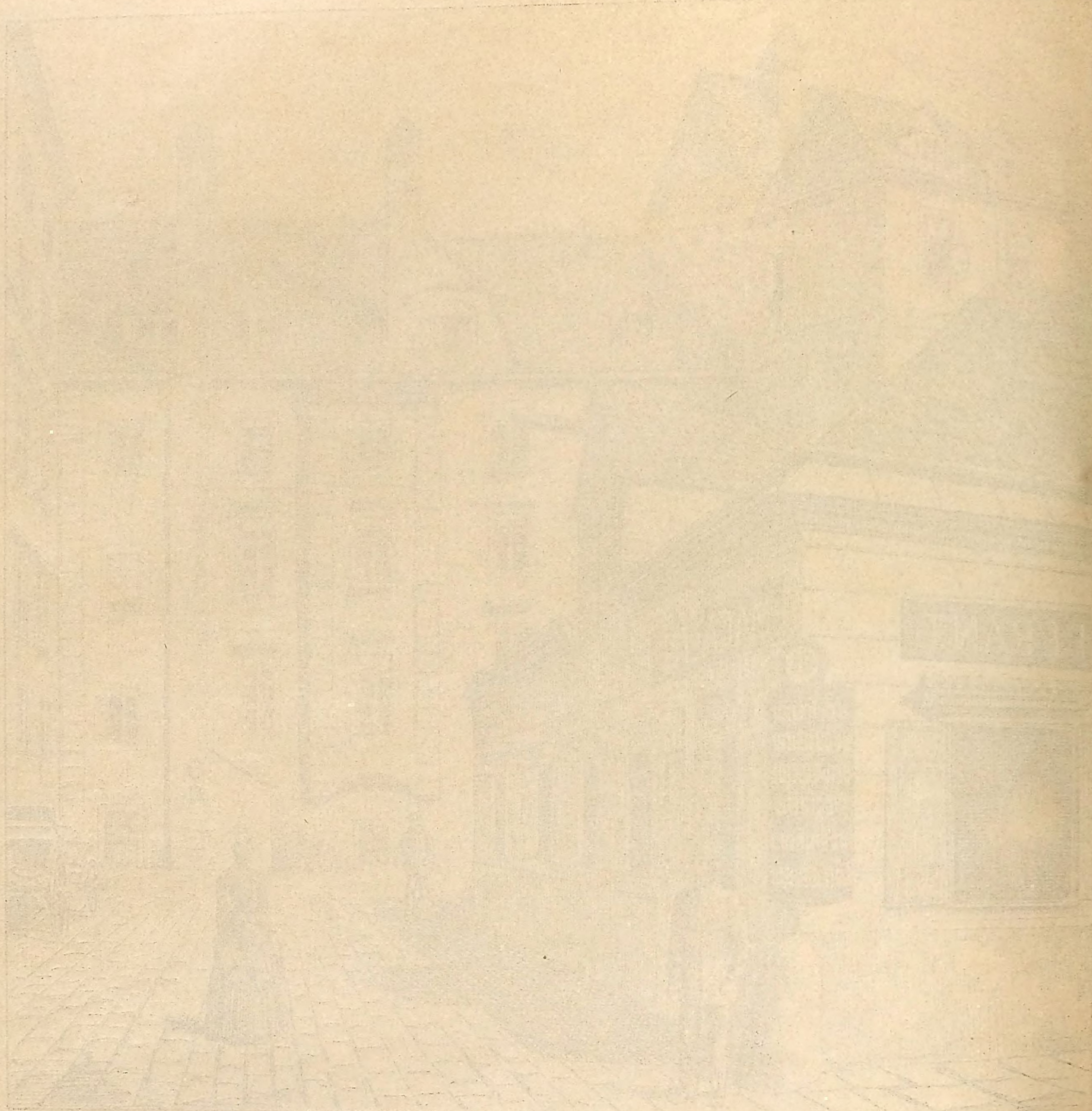
Ilg.



Das Eisgrübl.

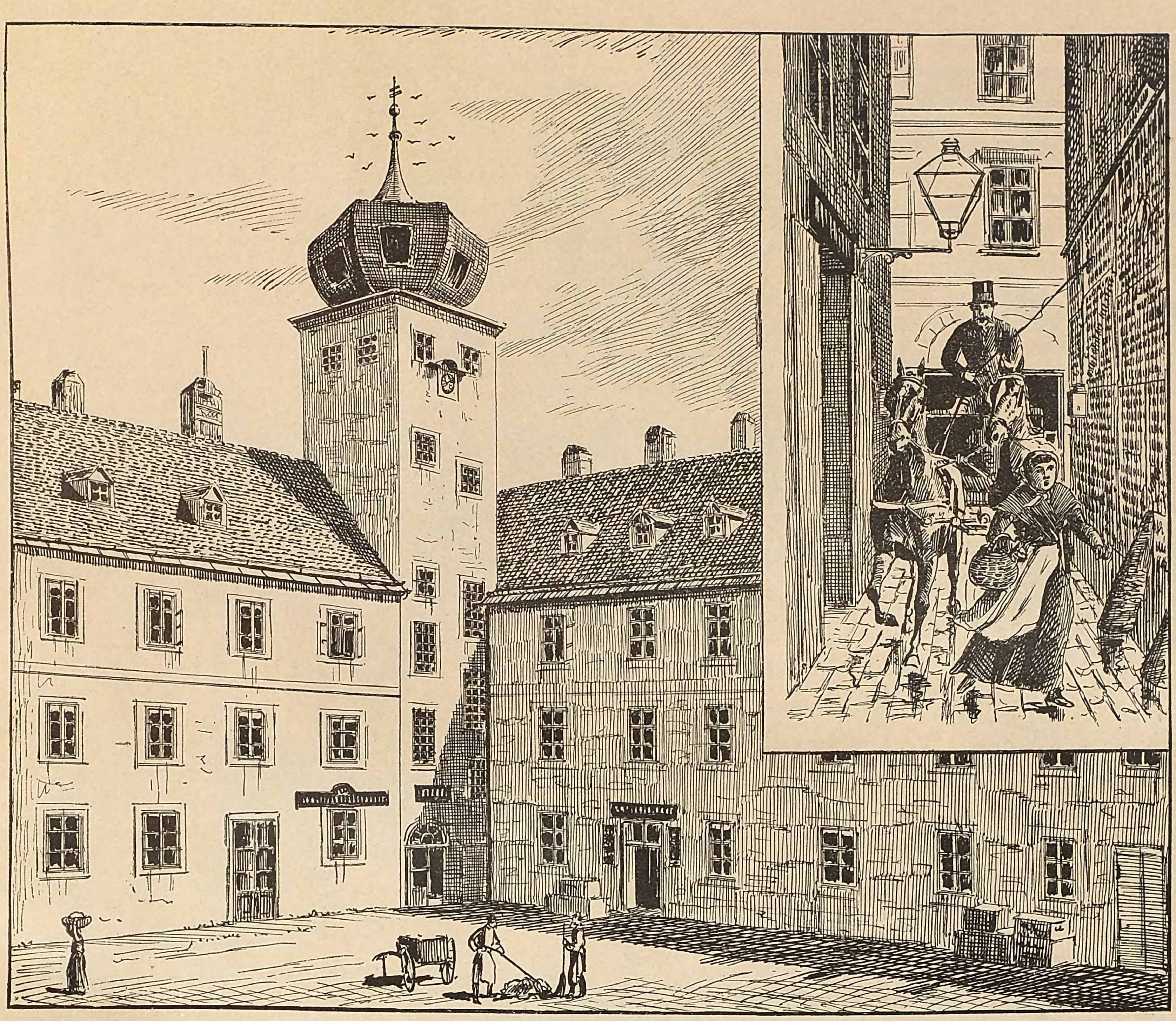
Im Jahre 1503 erscheint zuerst dieser Name als Bezeichnung eines der Häuser, welche in einem einsamen Winkel neben dem Petersplatz gelegen sind. Früher hieß man sie der Situation gemäß: „an sand Peterfreithof", auch wohl „gegen den Tumbrobsthof", der Gottesacker lag rings um die alte Peterskirche herum und jene Wohnhäuser stießen daran. In gedachtem Jahre besaß das Haus Hans Prunner, „der Öler", während der zweiten Türkenbelagerung Georg Spieß, Mitglied des äußeren Rathes und Eisenhändler. Damals bildete es mit dem Nachbarhause ein Besitzthum, das Eine führte den Schild „zur heiligen Dreifaltigkeit", das Andere „zum Eisgrübel". Der letztere Name erklärt sich äußerst einfach: es befand sich hier schon sehr frühe der allgemeine Eisverkauf. In Jordan's Schatz, Schutz und Schantz von 1701 heißt es bei dem ersten der beiden Häuser, es gehöre dem Herrn Georg Niderbichler, Musico bei St. Stephan, „allwo man das Eyß verkaufft, ein Eckhauß" und bei dem andern, dem Mitglied des äußern Rathes, Herrn Bernhard Joseph Spieß (wahrscheinlich Sohn obigen Georg's) gehörig: „sonsten das Eyßgrübel genannt, ein Eckhauß". Der Eisverkauf hatte hier seinen ständigen Markt und an keiner anderen Stelle der Stadt, das städtische Grundbuch nennt den Platz 1430: „unter den Eysnern". Die bisherige Literatur nimmt immer an, daß dieser Ausdruck: „Unter den Eisnern" auch bereits auf den Eishandel Bezug habe, der an dem Ort ja auch thatsächlich statthatte. Ich habe aber einiges Bedenken, denn die Form Eisner für Eisverkäufer scheint mir sprachlich nicht ganz wahrscheinlich. Dagegen bezeichnet Eisner in älterer Sprache immer Eisenhändler, was hier nicht unpassend schiene, da ja auch noch zu Ende des XVII. Jahrhunderts die Spieß das eine Haus besitzen, welche Eisenhändler waren. Das ebenerdige Gebäude zur Linken, welches das Eisgrübl von dem Petersplatz trennt, war früher die Wachstube der Bürgerwache. Man nannte in noch früherer Zeit den Raum, wo sie errichtet wurde, den Hafnermarkt und es wurden noch lange hier Töpferwaaren verkauft. Noch früher, schon im Jahre 1500, stand eine Arbeitshütte des Steinmetzen Conrad Gessing hier. Die Wache hatte zuerst ihr Local an der alten Peterskirche, wo sich auch die Käseladen befanden. Städtische Rechnungen vom Anfang des XVII. Jahrhunderts gedenken dieser alten Wachstube, an deren Stelle 1683 eine neue, aber auch noch an die alte Kirche angebaute trat. Erst mit dem Bau der jetzigen prachtvollen Kuppelkirche, 1701, errichtete man ein eigenes Gebäude auf dem Hafnermarkt, welches alten Abbildungen zufolge ein ganz hübscher, fast monumentaler Barockbau war. Der jetzige häßliche Bau kam erst anfangs unseres Jahrhunderts zustande. Heute sind die ehemaligen Wachstuben in Kaufläden umgewandelt. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser garstige Kasten zur Erweiterung des Platzes einmal beseitigt würde, nachdem schon so viel Alterthümliches und Werthvolles leider auch aus Verkehrsrücksichten hat weichen müssen!

Ilg.



Das Einhorn.

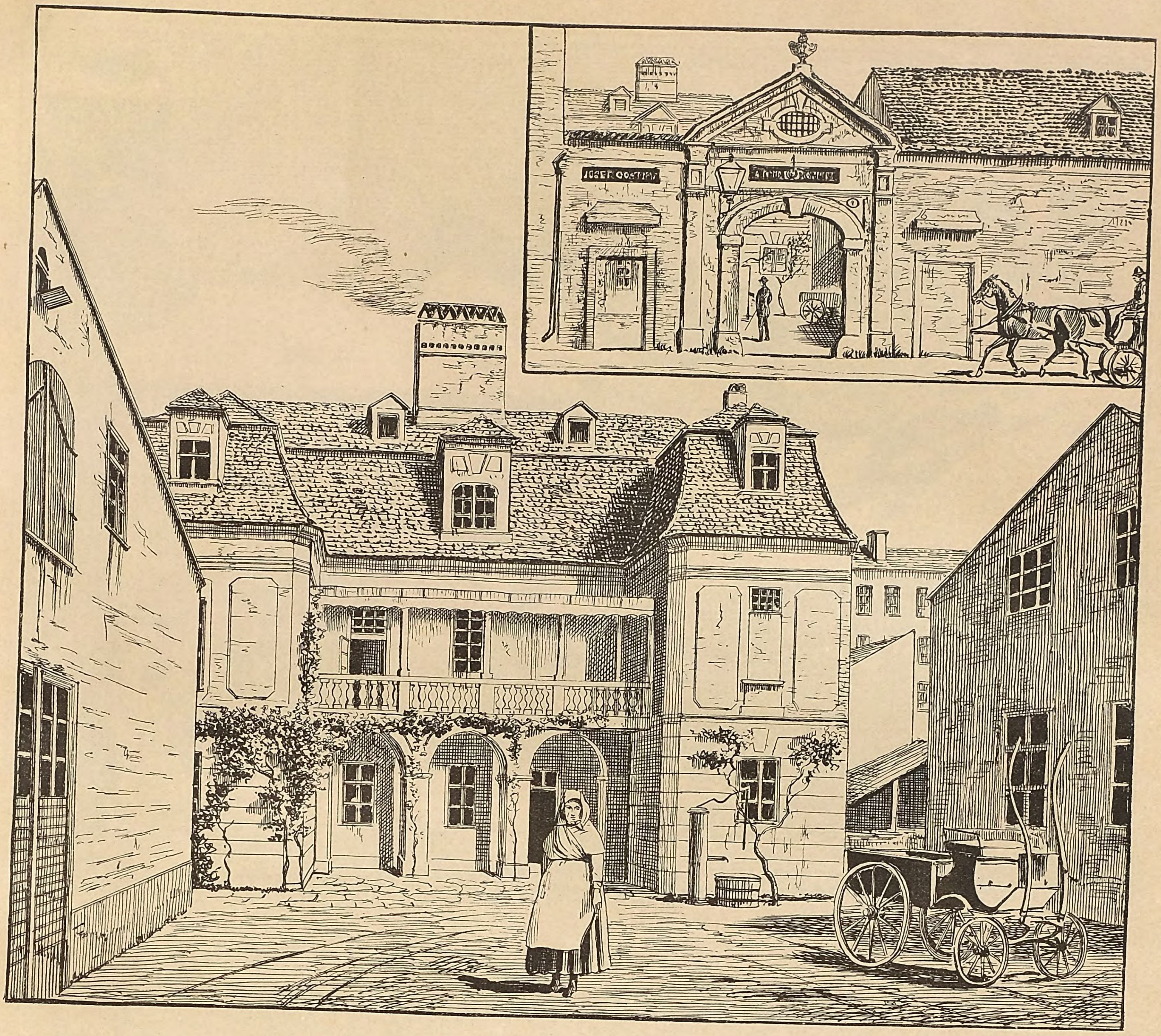
[illegible]



Der Jakoberhof.

Der seit mehr als fünfzehn Jahren schon zur Demolirung bestimmte, also sozusagen beständig „auf dem Sprung stehende" Jakoberhof ist noch immer nicht demolirt, sondern beherbergt heute noch als ärarisches „Gefällsgebäude" eine Anzahl hochrentabler Aemter, so die k. k. Lottogefälls-Direction, das bei lachenden wie weinenden Erben gleich unbeliebte Central-Tax- und Gebührenbemessungs-Amt, die Taxamtscassa, das Stempelamt sammt Stempelmarken-Magazin, die Tabak-Verschleißniederlage und das Fachrechnungs-Departement für Lotto des Finanzministeriums. Die kleinen „speckkammerlartigen" Bureaux daselbst geben heute noch Zeugniß von der einstigen Bestimmung dieses Gebäudes. Der Jakoberhof ist ein Theil des ehemaligen St. Jakobs-Jungfrauenklosters, und die kahlen, beschränkten Räume, wo nun schon seit mehr als hundert Jahren fleißige Staatsdiener amtiren, waren vormals die Zellen der frommen Nonnen, die sich der Regel des heiligen Augustin unterworfen hatten. Die Kirche zu St. Jakob, die Fürst Paar im Jahre 1800 kaufte und an deren Stelle er ein Wohnhaus gegen die Bastei zu erbaute, soll Markgraf Leopold der Freigebige schon 1113 gegründet haben. Andere Nachrichten geben erst 1138 als das Gründungsjahr an. Was die bald darauf erfolgte Stiftung des Klosters betrifft, so vermeldet diesbezüglich Peter Fuhrmann, daß „eine ehrbare Matron, Khülberin genannt", die ursprüngliche Erbauerin gewesen sei. Das Kloster wurde sodann von „dreyen anderen andächtigen Matronen aus Cärnthen" erweitert, „die ihr Vermögen daran gestreket". Die Heimstätten der „Canonisserinnen des Heil. Augustini" auf der sogenannten „Hülben" (eine Vertiefung), wie man damals diese Gegend bezeichnete, wurde wiederholt von großen Feuersbrünsten heimgesucht. Am 6. November 1452 schlug bei schrecklichem Ungewitter der Blitz in den Kirchthurm und eine Frau dieses Stiftes ist „mitten im Convent verbrunnen". — Im Jahre 1783 hob Kaiser Joseph nebst vielen anderen Klöstern auch dies zu St. Jakob auf. Die letzte Oberin war Anna Katharina Neuberg. Diese nahm auch die stets unversehrt gebliebene hölzerne Statue des heil. Jakob, die einst auf den Fluthen der Wien dahergeschwommen gekommen sein soll und die Markgraf Leopold eigentlich die Veranlassung zur Erbauung der Kirche gegeben, mit sich fort.

J. Wimmer.



Haus in der Roßau.

Die Pramergasse in der Roßau, im Grundbuche von 1780 noch die Kothgasse genannt, enthält heute neben einer großen Anzahl modernster Zinsbauten im prahlerischesten Talmi-Palaststil noch einige sehr alte Häuschen, die sich nun niedrig und unscheinbar, verwahrlost und schmutzig, demüthig neben ihren jetzigen Nachbarn in die Erde zu verkriechen scheinen. In Bälde wird ja auch von ihnen kein Ziegel mehr übrig sein. Und doch verrathen sie Spuren einstiger Schönheit und hat manches von ihnen, wie z. B. das hier abgebildete, bei weitem mehr Stil und ästhetischen Werth als die aufgedonnerten Neubauten daneben. Es waren hier einst Gärtnerhäuser und auch kleine Landsitze vornehmer Leute. Auf unserem Blatte sieht man das Haus Nr. 9 (früher 67), oben das Portal, welches nach der Straße führt, unten den Hof mit der Hauptfaçade. Das Portal hat monumentalen Typus, den Architrav schmücken Triglyphen, auf dem Giebel erhebt sich eine geschnörkelte Vase von Sandstein. Das Hauptthor mit seinen, einst offenen Seiteneingängen deutet schon auf stattliche, vornehmere Verhältnisse. An dem inneren Gebäude gewahrt man ganz den Villatypus des österreichischen Rococco, welcher von demjenigen unserer Barocke sehr verschieden ist. Statt des dort üblichen runden Mittelbaues erscheinen hier zwei Eckpavillons mit den charakteristischen französischen Mansarden. Das Erdgeschoß des Mitteltheiles hat drei Bogenstellungen, deren Archivolten mit hübschen Ornamenten, Mascarons &c. in plastischer Arbeit geziert sind. Der hölzerne Pfeilergang mit Dockengeländer im ersten Stock ist spätere Zuthat. Wahrscheinlich entstand dieser niedliche Bau durch Johann Adam Fürsten Auersperg (geb. 1721, gest. 1795), in dessen Besitz die Realität seit 1750 erscheint, es wäre dem Stile nach zu schließen auch möglich, daß schon sein Besitzvorgänger, der innere Rath Dr. Johann Thaddäus Zuravsky, ihn errichtet hätte, welchem der Grund seit 1715 bis zu jenem Jahre gehörte. Gleich nach dem Fürsten, 1778, kam das Haus in Hände untergeordneter Besitzer und ging so seiner allmäligen Vernachlässigung entgegen. Im Volksmunde führt das Anwesen heute den Namen das „Fiakerhaus“. Wenn es in mehreren Berichten heißt, daß es früher ein Jagdschloß gewesen sei und dem Grafen Harrach gehört habe, so ist das nicht richtig.

Ilg.

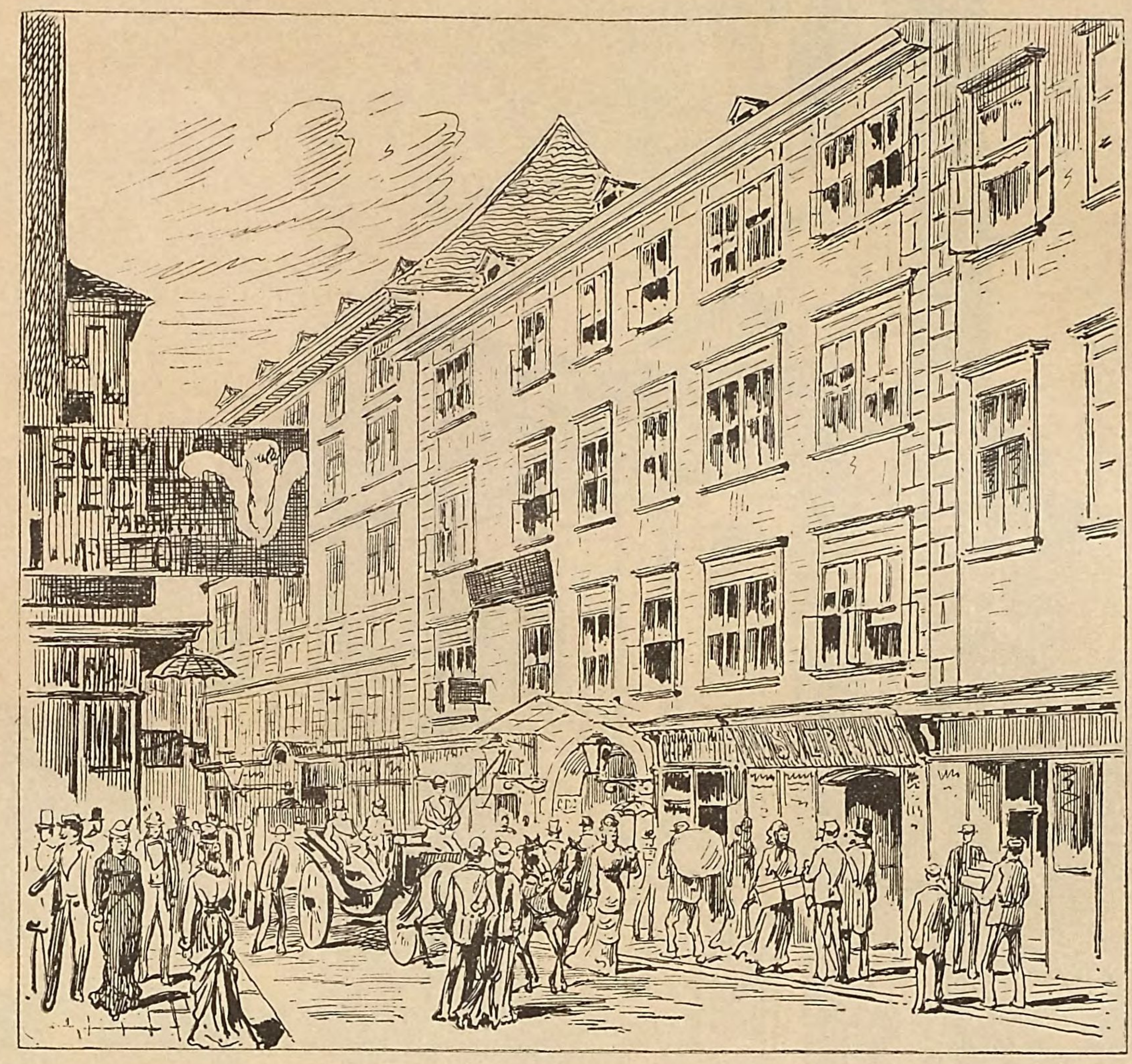


Die Rosalien-Capelle im Freihaus auf der Wieden.

Obwohl hier nicht der Ort ist, auf die Geschichte des Starhemberg'schen Freihauses, in welchem sich die Capelle befindet, selbst einzugehen, so hängt die Geschichte der letzteren doch so innig mit dem großen Gebäude zusammen, dessen Bestandtheil sie bildet, daß wenigstens einige Hauptdaten angeführt werden müssen. Hier bildete der einst beträchtlichere Wienfluß einen „Werd", — Insel — welcher Conradswerd hieß, weil er schon 1643 als landesfürstliches Lehen an Conrad Balthasar Reichsgrafen von Starhemberg gelangte und vier Jahre später ganz in das Eigenthum der Familie überging. In den zwei folgenden Decennien wurde der Besitz fortwährend durch Erwerbung benachbarter Gründe vergrößert und manches gebaut. Nach einer verheerenden Feuersbrunst — 1657 — errichtete der obengenannte Graf ein neues, wahrscheinlich bereits ansehnliches Gebäude und 1660 in demselben auch die Capelle der heil. Rosalie. Beim Herannahen der Türken ging diese Anlage in Flammen auf, dann aber schritt man abermals zu einem Neubau, 1759 begab sich wieder eine furchtbare Feuersbrunst und erst Fürst Georg Adam stellte das Freihaus 1786 wieder her, setzte auch erst den zweiten Stock auf. Die Capelle hat all den Wechsel der Zeiten und des Geschickes mitgemacht, ihre einzelnen Baubestandtheile zeugen von verschiedenen Zeiten der Entstehung. Das künstlerisch Hervorragendste ist die an die Façade vorgebaute Capelle, welche sich auf unserem Bilde mitten zwischen den zwei Eingangsthüren zeigt, mit einem monumentalen Portal und figuraler Sculptur. Sie trägt das Gepräge der Carolinischen Epoche. Anderes, wie die Eingänge, die schlichten, hochangebrachten Fenster haben älteren Charakter, das schmucklose Thürmchen dagegen wieder späteren. Die Capelle ist auf drei Seiten in die Wohntracte hineingebaut und zeigt nur die hier dargestellte Längenfronte nach dem Hofe. Unter Kaiser Joseph wurde sie geschlossen, dann wieder neugeweiht, als 1856 auf einige Zeit das Bezirksgericht Wieden in das Freihaus verlegt wurde, heute dient sie wieder als Magazin und befindet sich in einem, wir müssen sagen, verwahrlosten Zustande. Uebrigens meldet noch 1832 Schweickhardt in seiner „Darstellung der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien" von der Capelle: „Sie zeichnet sich durch besondere Zierlichkeit und schöne Ausschmückung aus", behauptet auch, daß — damals — täglicher Gottesdienst in derselben abgehalten wurde. Fuhrmann bemerkt 1767 von der Capelle: „Daselbst haben die Herren P. P. Conventualen aus der Stadt die wochentlichen Stifft-Messen zu lesen". Zur Zeit Schachner's (Lustra decem. coronae Vienn. 1734) heißt es: „administris R. R. P. P. Paulanis sacra obit".

Ilg.

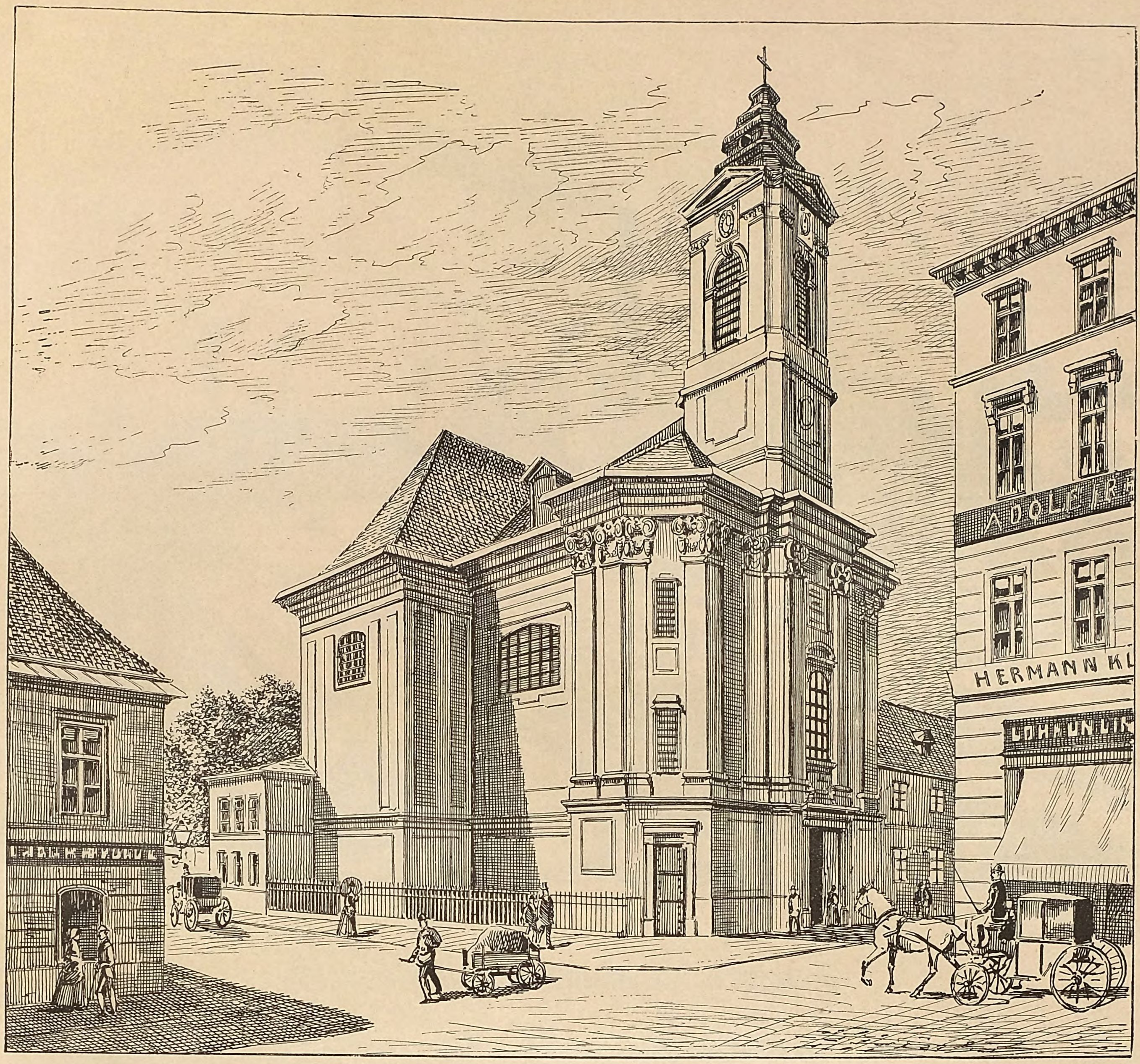




Der Gasthof zum wilden Mann.

Wenn die ältesten und renommirtesten Einkehrwirthshäuser Wiens genannt wurden, war auch der „wilde Mann" in der Kärntnerstraße stets dabei. Wolfgang Laz in seinen 1546 erschienenen „Commentarien Wien's" weiß zwar von diesem Gasthofe noch nichts zu erzählen — als in der Kärntnerstraße gelegen, zählt er nur das „guldine Lämpl" und den „Straussen" auf —; aber jedenfalls bald darauf ist das neue Einkehrwirthshaus zum „wilden Mann", wo sodann die „Grätzer Landgutscher und die Villacher Fuhr-Leuth" regelmäßig einstellten, entstanden. Die im April des Jahres 1552 erfolgte Rückkehr des Prinzen Maximilian und seiner Gattin Maria aus Spanien nach Wien soll Veranlassung zu dem Schilde gegeben haben. Der von den Wienern mit Jubel empfangene Prinz brachte nämlich aus den fremden Landen nicht nur allerlei seltenes Gethier, darunter den ersten Elephanten, der hier gesehen wurde, mit, sondern in seinem Gefolge befanden sich auch allerlei abenteuerliche, anderen Menschenracen angehörende Gestalten, von denen jeder den Wienern als „wilder Mann" erschien. Uebrigens spielte der wilde Mann in allen Zeiten als Mummenschanz sowie als heraldischer Schmuck eine so häufige Rolle, daß die Hausbezeichnung gar keine so gesuchte Erklärung bedarf. Durch nahezu hundertdreißig Jahre, von den Zeiten der zweiten Türkenbelagerung bis 1806, befanden sich Haus und Gasthof zum „wilden Mann" in den Händen der Gastgeber-Familie Gundtl. — Dieses einst so gediegene und gutbürgerliche Haus kam in seinen letzten Tagen um das ganze wohlerworbene Ansehen. Ein großes Aufsehen erregendes Verbrechen fiel noch kurz vor seiner Demolirung in dem alten Gebäude vor.

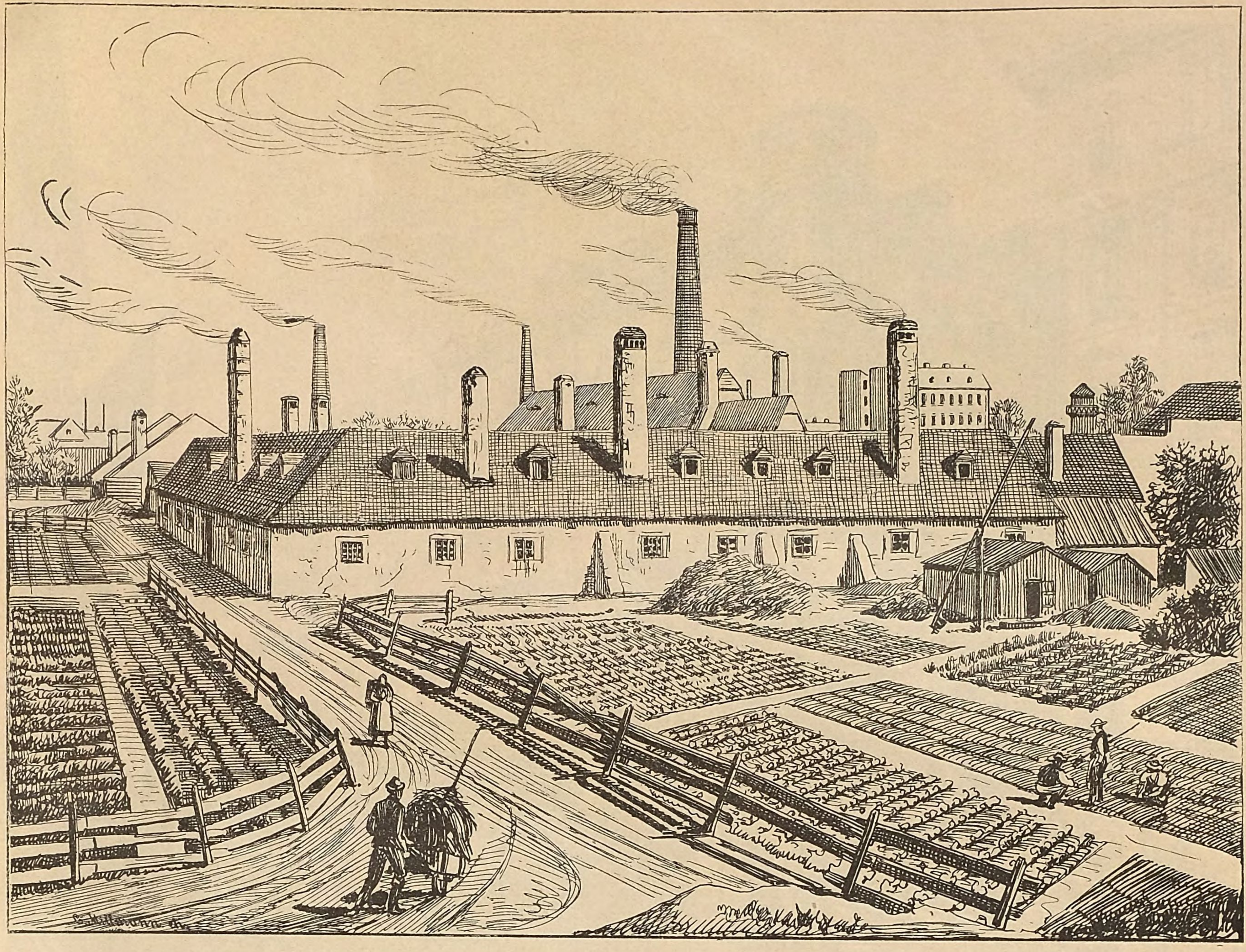
J. Wimmer.



Die Pfarrkirche auf dem Schottenfeld.

Es ist eine der zierlicheren und künstlerischeren Bauanlagen aus der kahlen Josephinischen Periode, welche unser Bild mit der St. Laurentiuskirche auf dem Schottenfeld vorführt. Der Bau nahm 1784 seinen Anfang, am 29. September erfolgte die Einweihung durch den Bischof Grafen von Arzt. Der über dem Orgelchor angebrachte Thurm kam indeß erst im nächsten Jahre zur Vollendung. Das Innere zeigt ein hohes gewölbtes Schiff mit kreuzschiffartigen Armen von guten Verhältnissen. Es verschlug der praktischen Zeit des Josephinischen Utilitätsprincipes niemals, ihre nüchternen Neubauten mit den Trümmern und Ueberresten jener Kunstwerke besserer Epochen zu schmücken, welche ihr rücksichtsloser Reformgeist aufgehoben hatte, oft gar stolze Schöpfungen einer prächtigeren Vergangenheit, die sich in ihrer neuen kahlen Umgebung recht sonderbar ausnehmen. Das ist auch bei diesem Gotteshaus der Fall. Es beherbergt auf seinem Hauptaltar eines der bedeutendsten Bilder der österreichischen Barockkunst, das Martyrthum des heil. Laurenz, welchem im Tode sein Lehrer Papst Xystos unter den Seligen erscheint; das 19 Fuß hohe Oelgemälde ist eines der gelungensten Werke Peter's Freiherrn von Strudel, des Schülers von Carlo Lotto in Venedig, — man hatte es gerade damals aus der aufgehobenen Kirche der Laurenzerinnen auf dem alten Fleischmarkt genommen und paßte es nun hier an. Den Altar von rothem Salzburger und weißem Tiroler Marmor entwarf Joh. Bapt. Hagenauer, Director der Akademie der bildenden Künste, wozu Bildhauer Philipp Jacob Prokop das Bleirelief der Grablegung an der Mensa anfertigte. Auch die beiden Bilder von Paul Troger, welche an den seitlichen Altären angebracht sind, stammen aus einer aufgehobenen Kirche her, nämlich von der Nikolauskirche auf der Landstraße. Die neue architektonisch-plastische Umrahmung des Hochaltars von Hagenauer war noch für die Nonnen von St. Laurenz bestellt worden, um das ältere Strudel'sche Bild würdiger zu schmücken und stand kaum in der Kirche, als diese das Loos der Entweihung ereilte. Der Schottenabt Benno kaufte beides sammt dem marmornen Speisegitter für die neue Kirche, deren Seelsorge von seinem Stifte versehen wird. Die vier Glocken ließ der Kaiser aus der ebenfalls aufgehobenen Schwarzspanierkirche dahin versetzen. Schottenfeld oder Ober-Neustift war damals im Entstehen. Grundbesitz des Schottenstiftes, war das Terrain noch größtentheils Ackergelände, auf dem Joseph Fabriken und Industrien entstehen ließ. Wo die neue Kirche sich erhob, hatten die Laurenzerinnen einen Acker, daher die Wahl des Patrones des Gotteshauses.

Ilg.



Das alte kaiserliche Rüdenhaus in Erdberg.

Das zwar sehr ausgedehnte aber unscheinbare und vom Alter stark mitgenommene Haus, welches wir vor uns erblicken, steht in seinem vernachlässigten Aeußeren in starkem Gegensatze zu seiner Vergangenheit, die schon vor vier Jahrhunderten eine glänzende genannt werden konnte, es ist das im Volksmunde genannte Ring-, eigentlich Rüdenhaus in der ehemaligen Vorstadt Erdberg, in welchem einst die kaiserlichen Jagdhunde mit einem zahlreichen Wartepersonale untergebracht waren. Dieses denkwürdige Haus bildet ein großes Rechteck, dessen Ostseite noch theilweise ein Stockwerk trägt. Der Eintritt in dasselbe ist an der Nordseite in der Dietrichgasse, ein Fußweg neben dem Hause, Küchengärten entlang, führt über eine Holztreppe zur Erdbergerstraße und mündet gegenüber der Kainergasse. Es wird heute zum größten Theile von Wäschern bewohnt.

Das alte Rüdenhaus stand alles Vermuthens nach schon in der Zeit Herzog Rudolf's IV., um die Mitte des 14. Jahrhunderts; zum ersten Male wird es aber erst in einer Urkunde von 1445 erwähnt, in welcher eine Gräfin Pretta aus dem Hause der della Scala einen Stadel mit Gärten bei dem kaiserlichen Garten neben dem „ruedhaus“ den Augustinern auf der Landstraße vergabt. Unter Maximilian I., die als eine Glanzzeit des Rüdenhauses bezeichnet werden kann, war in selbem ein Rüdenmeister mit 10 Rüdenknechten und anderen Bediensteten angestellt. Das Haus war von einer Ringmauer umgeben, außerhalb dieser in dem Garten wurden in Behältnissen allerlei seltene Wildthiere und Vögel bewahrt und auch eine Schießstätte befand sich daselbst. 1511 wurde Niclas Rot zum Vogel- und Küniglwärter im Garten und Rüdhaus „zu St. Paul“ (der Patron der Erdbergerkirche) auf Lebensdauer ernannt. Als 1561 unter den Weißgärbern ein zweites Rüdenhaus erbaut wurde, hieß das Erdberger das große Rüdenhaus.

Um das Jahr 1630 werden 400 Hunde im Rüdenhause verzeichnet und es war vielleicht der nicht geringe Lärm, den die vierbeinigen Inwohner machten, Ursache, daß das Haus allgemein die Hundeschule genannt wurde.

Noch unter Kaiser Leopold I. werden in dem Rüdenhause an 200 edler Jagdhunde verzeichnet, ohne die zahlreichen Dachs- und Biberhunde zu rechnen, welche in der Zahl nicht aufgeführt erscheinen. Die Rüdenmeister von 1664 bis 1693 sind Franzosen; des Thiergartens wird aber nicht mehr erwähnt, er wird damals schon ins Neugebäude verlegt worden sein. Ungeachtet seiner theilweisen Zerstörung 1683 blieb das Rüdenhaus bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten, es wurde erst 1770 aufgelassen und sein Inhalt in die kaiserliche Venerie (Venaria) am Spittelberg (Hofstallgebäude) übertragen. Am 10. Juni 1772 wurde die gesammte Realität, Haus und Garten über Genehmigung Maria Theresia's parcellirt und der dortigen Gärtner-Communität, den 45 Hausgenossen, um 100.000 Gulden käuflich überlassen, wobei den Käufern die Mais am alten Donaurinnsale (Erdbergermais) von der Kaiserin als Geschenk überlassen wurde. Mangel an Gemeinsinn und trübe Zeiten waren Ursache, daß den damaligen Eigenthümern der kostbare Besitz entwunden wurde und in andere Hände überging.

Vielleicht war dessen verwittertes Aussehen Veranlassung, daß das Haus unter den Umwohnern in den Ruf gelangte, dort und nirgends anders müsse König Richard Löwenherz 1192 gefangen worden sein. Nach den Zwettler Annalen wird allerdings Ertpurch als Ort der Gefangennehmung des Königs bezeichnet, an jenem Platze des heutigen Rüdenhauses kann sich aber die Scene kaum abgespielt haben, der zu jener Zeit noch im Ueberschwemmungsgebiete der Donau gelegen, von Auholz bewachsen war. In dieser Richtung ist also die Berühmtheit des Hauses sehr zweifelhaft. M. A. Becker nimmt in seiner Topographie Niederösterreichs mit vielem Grunde an, die Herberge, in welcher der König ergriffen wurde, sei an der Hauptstraße und in der Nähe der Kirche gestanden.

Boeheim.

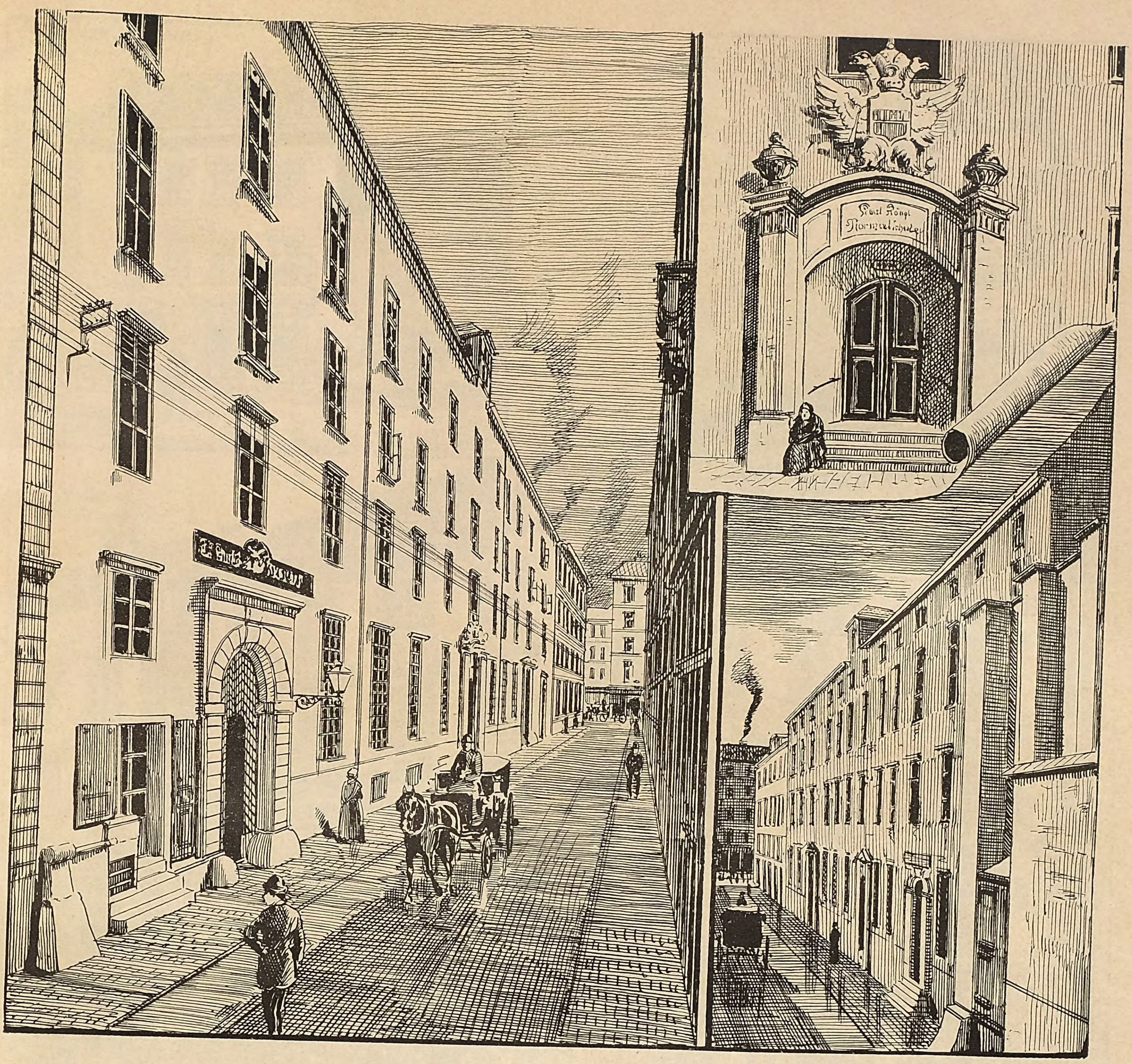


Das Küßdenpfennig-Haus.

Das hier abgebildete, vor wenigen Jahren umgebaute Wohnhaus befand sich in der inneren Stadt, Adlergasse, Ecke der Rothenthurmstraße, und wurde im Jahre 1741 erbaut. An der Rückseite des Hauses war die Inschrift: „Aedes ex fundo restaurata Archiduce Josepho Viennae in Austria genito 1741“ zu lesen, welche ihrer Jahresangabe nach auch vollständig mit dem Charakter der architektonischen Formen der Façade übereinstimmt.

Wie weit die Bezeichnung des Hauses zurückreicht, läßt sich an der Hand historischer Belege nicht nachweisen. Als Familienname kommt Küßdenpfennig schon frühzeitig vor. 1411 wird Hanns Küssenpfennig in den Steueranschlagbüchern genannt, auch ein Mühlenbesitzer Kußdenpfennig wird im Grundbuch erwähnt, außerdem der Stiftung eines Jahrtages bei St. Stefan durch einen Kussenpfennig Erwähnung gethan. Es läßt sich aber gleicherweise auch nicht feststellen, wie dieser Name mit dem Hause in Bezug kommt, und ob sich die Bedeutung des Wortes, das man auch an anderen Orten für die Bezeichnung eines sparsamen Menschen verwendet findet, auf einen bestimmten Besitzer übertrug und von da mit dem Hause verknüpft ward. Im Volksmunde wird die Bezeichnung zurückgeführt auf die hübsche Geschichte, die sich zwischen dem Alchimisten Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim und dem Wirthe Wangler im Jahre 1538 zugetragen haben soll. Der Erstere bezahlte seine Zeche, nachdem er schon öfter hierzu aufgefordert war, mit einem messingenen Pfennig, der sich erst in der Hand des vorerst entrüsteten Wirthes in ein schweres Goldstück verwandelte. Die Begebenheit zog viele Gäste und Neugierige an und der Wirth bewahrte und küßte das Goldstück als Begründer seines Glückes. Eine Inschrift im Hofe des Hauses erzählte diese Begebenheit, die jedoch in keiner Weise historisch beglaubigt ist. Bei der Belagerung im Jahre 1683 vermauerte man die Fenster des Hauses, weil dasselbe den aus der Leopoldstadt herüberfliegenden Geschossen der Türken besonders ausgesetzt war. Aus späterer Zeit ist bekannt, daß 1700 Gregor Farnwager, Mitglied des äußeren Rathes, hier ein Gasthaus besaß, und daß die Realität 1775 dem Edlen von Lukam, 1795 dessen Erben, 1806 Franz und Anton Faber, 1820 Marcus Darvar und später Friedrich Grafen von Deym gehörte.

Hauser.

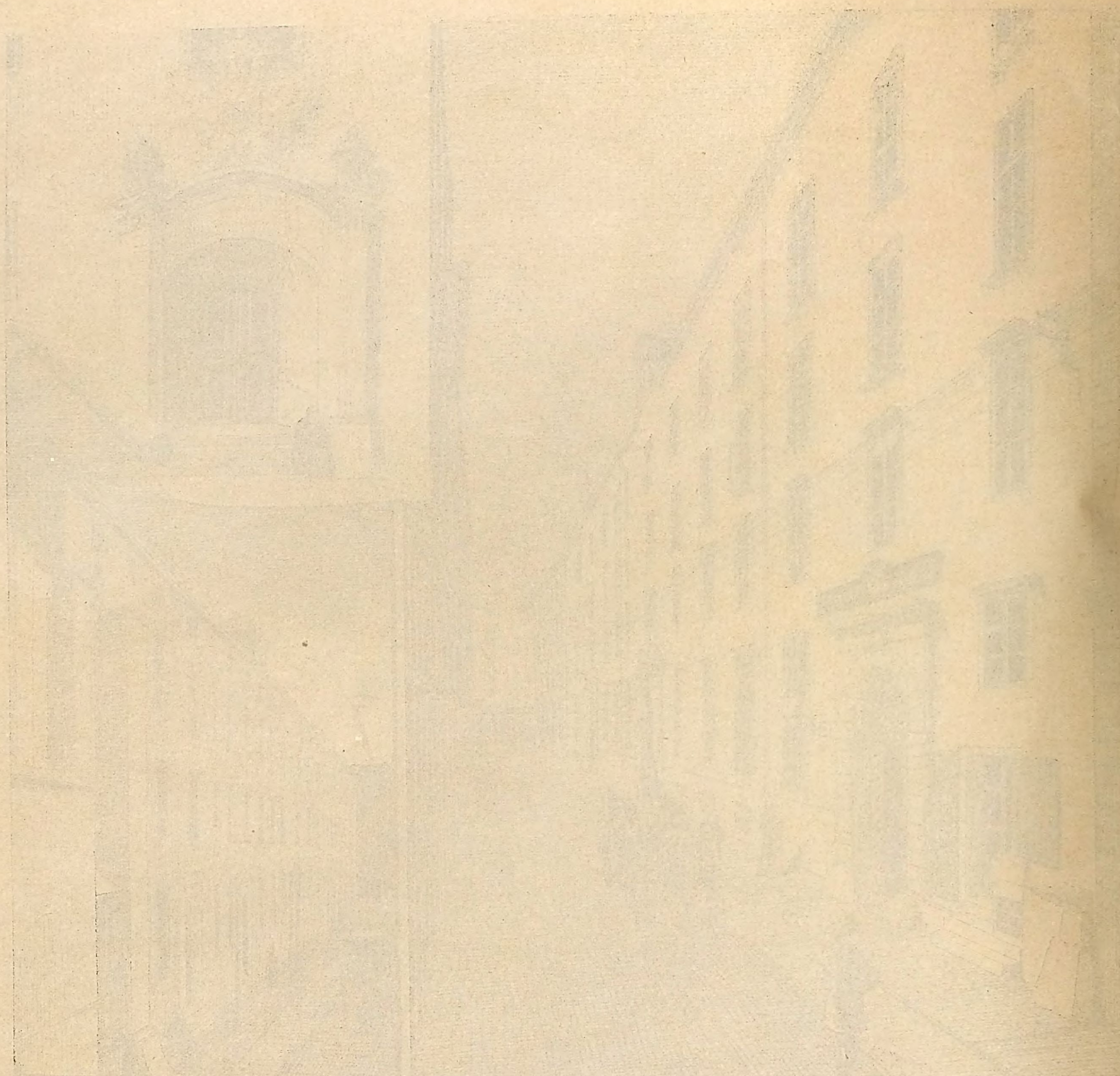


St. Anna-Gebäude.

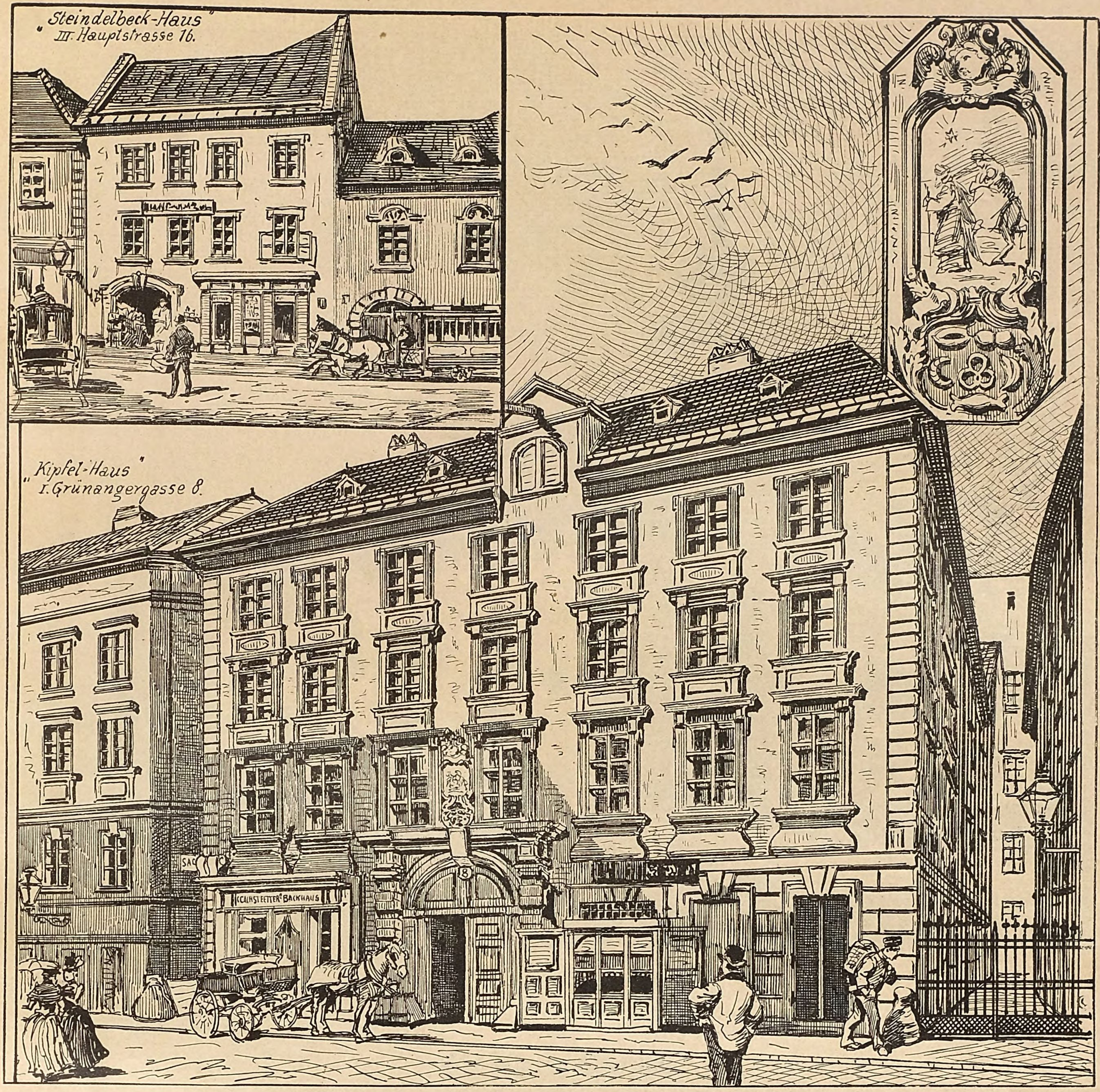
An der Stelle des ausgedehnten Gebäudes zwischen der Anna- und Johannesgasse befand sich im Jahre 1320 ein Spital für Pilger, an das 1415 von Elisabeth Warthenauerinn eine Kirche gebaut wurde, 1530 bezogen die Clarisserinnen das Gebäude, 1552 wurde es Ordenshaus der St. Stefansritter, 1582 von Kaiser Rudolf II. der Gesellschaft Jesu eingeräumt und 1627 von Kaiser Ferdinand II. zum Probationshaus erklärt. Unsere Abbildung gibt das Gebäude in der Erscheinung zur Zeit seines vor Kurzem erfolgten Abbruches. Es ist im Wesentlichen das Jesuitenkloster des 17. Jahrhunderts, links dessen Façade nach der Johannes-, rechts jene nach der Annagasse mit einem Theile der 1632 erbauten Kirche, die, glücklicher Weise noch erhalten, schöne Fresken von Daniel Grau und außerdem in ihrer Gruft historisch und kunsthistorisch interessante Gräber birgt.

Am 14. September 1773 wurde das Annakloster den Jesuiten entzogen. Kaiserin Maria Theresia bestimmte mit Resolution vom 23. December 1774, daß das Gebäude zur Unterbringung der Normal- und Realschule der sechs unteren lateinischen Schulen und der Maler-, Bildhauer- und Zeichen-Akademie verwendet werden solle. Der Unterricht in der Kunstakademie wurde 1786 begonnen, während die übrigen Schulen bereits eingerichtet waren. Die weitläufigen Räume nahmen noch später den Schulbücherverlag, die Staatsgewerbeschule und andere Schulen auf. Im Hofe zunächst der Kirche befand sich das Atelier, in dem Zauner das Reitermonument Kaiser Josef's modellirte, endlich ist es auch nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, daß in den Kellerräumen durch viele Jahre das einst berühmte Vergnügungslocal Elysium eingerichtet war. In der Zeichnung rechts oben ist das Eingangsthor zur „Kais. königl. Normalschule“, sichtlich eine Arbeit der josefinischen Zeit, abgebildet, dasselbe führte von der Johannesgasse in das Gebäude, während die Eingänge zur Akademie in der Façade der Annagasse lagen.

Hauser.



St. Anna-Gebäude



Das Kipfelhaus in der Grünangergasse und das Steindelbäckhaus auf der Landstraße.

Vor mehr als einem halben Jahrtausend zogen sich vom Deutschen Hause in der Singerstraße bis ungefähr zur „Chumpflucken", der heutigen Kumpfgasse, Wiesen und Gärten hin und auf den ersteren, dem „grünen Anger", weideten die Pferde der deutschen Herren. Als 1275 Abt Heinrich von Heiligenkreuz im Vereine mit dem Bürgermeister Paltram das St. Nikolakloster stiftete, dürfte auch die Gasse über den grünen Anger, die Grünangergasse, entstanden und nicht viel später neben dem Klostergarten „im Winkel" (heute Sackgasse) ein Haus erbaut worden sein, an dessen Stelle und vielleicht auch auf dessen Grundfesten das jetzige Kipfelhaus (Nr. 8), das die obige Abbildung darstellt, steht.

Dieses Haus ist somit eines der ältesten Wiens. Mehrere hundert Jahre ist auch schon das Bäckergewerbe alt, das darauf haftet und von den Kaisern Leopold I., Joseph I., Carl VI. und der glorreichen, allen Wienerherzen so unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia mit Privilegien bekräftiget wurde.

Schon 1585 — und wohl weit früher — bestand in diesem Hause eine Bäckerei, damals von der Witwe Katharina Albrechter betrieben. Bis 1639 folgten dieser zwölf Meister in ununterbrochener Reihe. Thatsache ist ferner, daß zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung, 1683, Peter Wendler daselbst mit seiner Eheliebsten Eva das Bäckergewerbe ausübte und dieser nach der Flucht des Erbfeindes der Christenheit, demselben zum Spotte, ein halbmondförmiges Gebäck ersann, das sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreute und dem Hause den Namen „Kipfelhaus" eintrug. Wendler war ein wohlhabender Bürger, der außer diesem Hause auch (1660) ein Hofstatt Weingarten auf der Wieden besaß, nun ein Theil des Grundes, auf dem heute das Haus Nr. 20 der Favoritenstraße steht. Sein Backhaus erfreute sich großen Rufes und nicht nur aus dem Reiche, sondern selbst aus England, Frankreich und Holland sollen Gesellen zum Grünangerbäcker gekommen sein, um die Kunst zu erlernen, eine resche Semmel oder ein schön gerundetes Kipfel zu backen. Peter Wendler war auch Stadtgerichts-Beisitzer. Anno 1700 erscheint Hanns Fischer, „Ayrener (Luxus) Kipffl-Beck zum grünen Anger", als Eigenthümer dieses Hauses. 1770 besaß es Kilian Rappel, „sonst grüne Angerbeck", 1787 Katharina Rappel und seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bis heute steht die Familie Goldhann im Besitze dieses Hauses. Unserer Abbildung gab der Zeichner auch eine separate Darstellung des hübschen, in Stein gehauenen Hausschildes, das über dem Thore angebracht ist, bei. Unter der Darstellung der Flucht nach Egypten finden wir eine Collection des weltberühmten Wiener Gebäckes: in der Mitte die kunstvoll verschlungene Bretze, darunter den Wecken, die beiden Enden noch mit Knorren versehen, wohl die ältesten deutschen Backwerke; oben sehen wir ferner neben dem Urbilde des Paunzerls eine echte wienerische „Gschradi" (aus geschrotetem Mehle hergestelltes Gebäck) und zur rechten Seite der Bretze das dieses Haus so berühmt gemacht habende Kipfel.

Oben in der Ecke finden wir noch eine Abbildung des „Steindlbäckhauses" auf der Landstraße (Hauptstraße Nr. 16). Auch dieses Gebäude, bescheiden von Außen, aber mit einem weitläufigen Hofraume versehen, ist ein altes Bäckerhaus, darin seit mehr als einem Jahrhundert dieses Gewerbe von ein und derselben Familie mit einem gegenwärtig leider immer seltener werdenden Conservativismus betrieben wird.

Vor 80 Jahren überkam der Familie Klein von ihrem Ahnherrn Steindl Haus und Backrecht. Dann kamen die Khunn und heute ist es Herr August Schandl, der dem Geschäfte vorsteht, durchaus Nachkommen des alten Steindl.

Drei „Zechmeister" gingen aus diesem Hause hervor: Franz Steindl, Johann Khunn und Andreas Khunn, der Vater des verdienstvollen Gemeinderathes Franz Ritter von Khunn.

Ein echtes und rechtes Bürgerhaus.

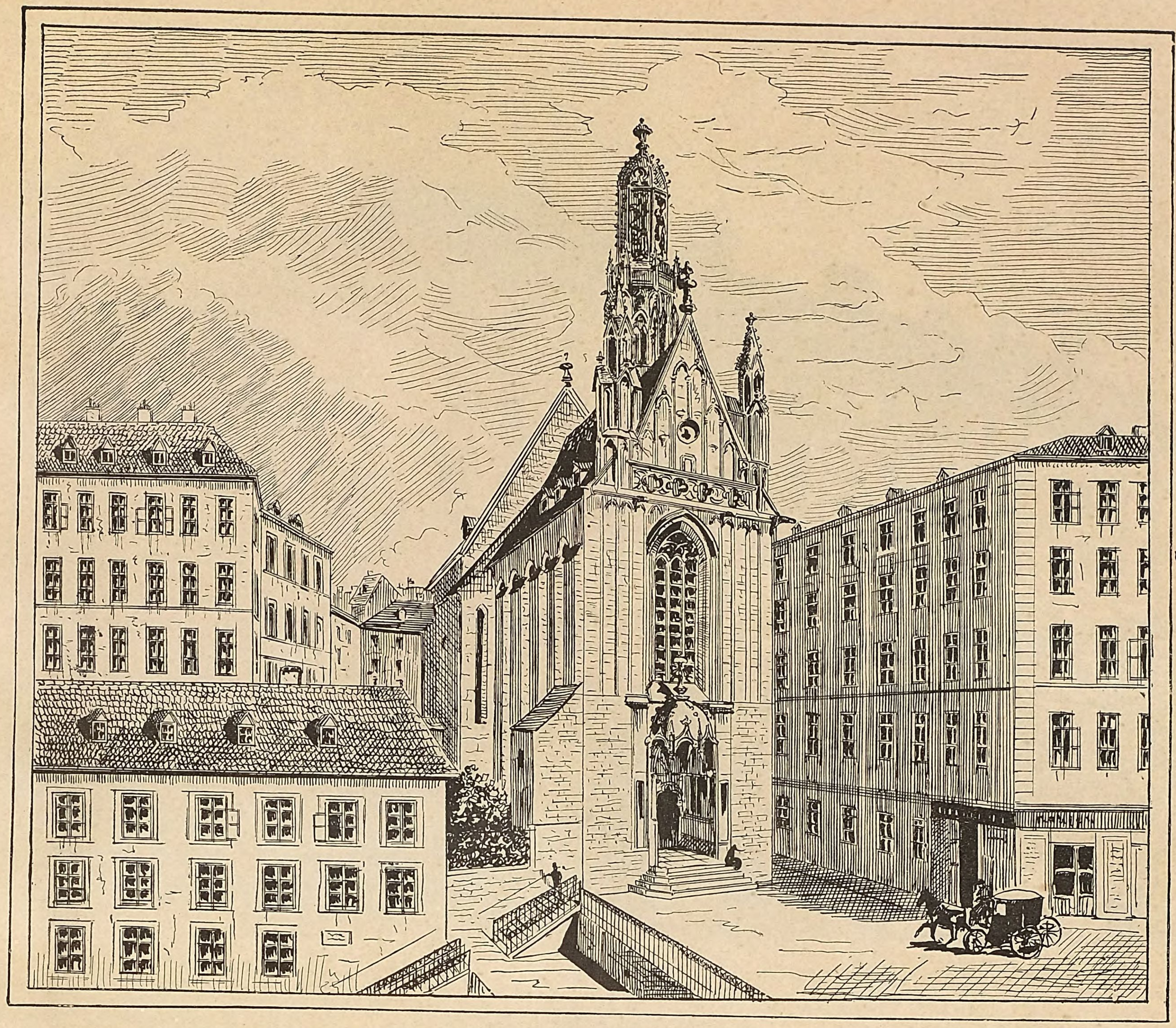
Weittenhiller.



Die Thury-Capelle.

Nachdem die „Pestkrankheit“ bereits im Jahre 1679 unzählige Opfer gefordert, trat sie 1713 neuerdings in verheerendster Weise in Wien auf. Heute kämpft man mit Desinfectionsmitteln gegen Seuchen an; damals suchte man den schwarzen Tod durch gottgefällige Werke zu bannen. Auch die Bürger des nach seinem Gründer, dem kaiserlichen Hofdiener und zugleich „Ziegelschaffer“ Johann Thury, benannten „Grundes“ schossen die nöthigen Gelder zusammen und erbauten in dem letztgenannten Jahre in ihrer Vorstadt eine Capelle zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers. Ursprünglich wollte man nur eine einfache Kreuzsäule errichten; da stieß man jedoch beim Ausheben des Grundes auf Theile einer schon früher dagestandenen Capelle, und so entschied man sich, auch jetzt wieder eine solche zu erbauen. Als die „Thury-Capelle“ im Jahre 1764 erweitert wurde, kamen Ziegelsteine zum Vorschein, welche aus dem Jahre 1647 stammten und die noch deutlich zu erkennende Inschrift „JOHAN TVRJ“ trugen, jenes unternehmenden Mannes, der, unter Beibehaltung seiner Bedienstung bei Hofe, eine Ziegelbrennerei schwunghaft betrieb und durch Erbauung des ersten Hauses zur Gründung einer neuen Vorstadt aneiferte. In nächster Nähe der Capelle befand sich ein Steg über den Alserbach, das im alten Wien so renommirte „Thurybrückel“, in dessen Umgebung von jeher der unverfälschteste heimische Dialekt gesprochen wurde. „Thurybrückleri̇sch“ war der Inbegriff aller ureigensten Wiener Sprachschöpfungen und originellsten Redewendungen. Vor etlichen und vierzig Jahren, da die Als, welche in gewisser Beziehung mit der Wien erfolgreich concurrirte, innerhalb des Weichbildes Wiens eingewölbt wurde, fiel das „Thurybrückel“. Die Capelle blieb damals noch verschont. Als die Zeit hereinbrach, in der als Grundsatz zu gelten begann, daß die Straßen in Wien einzig und allein nur aus Häusern und Pflastersteinen zu bestehen haben, fiel auch das Wahrzeichen eines alten Wiener Grundes, die „Thury-Capelle“. Am 20. September 1880 wurde mit der Demolirung derselben begonnen.

J. Wimmer.

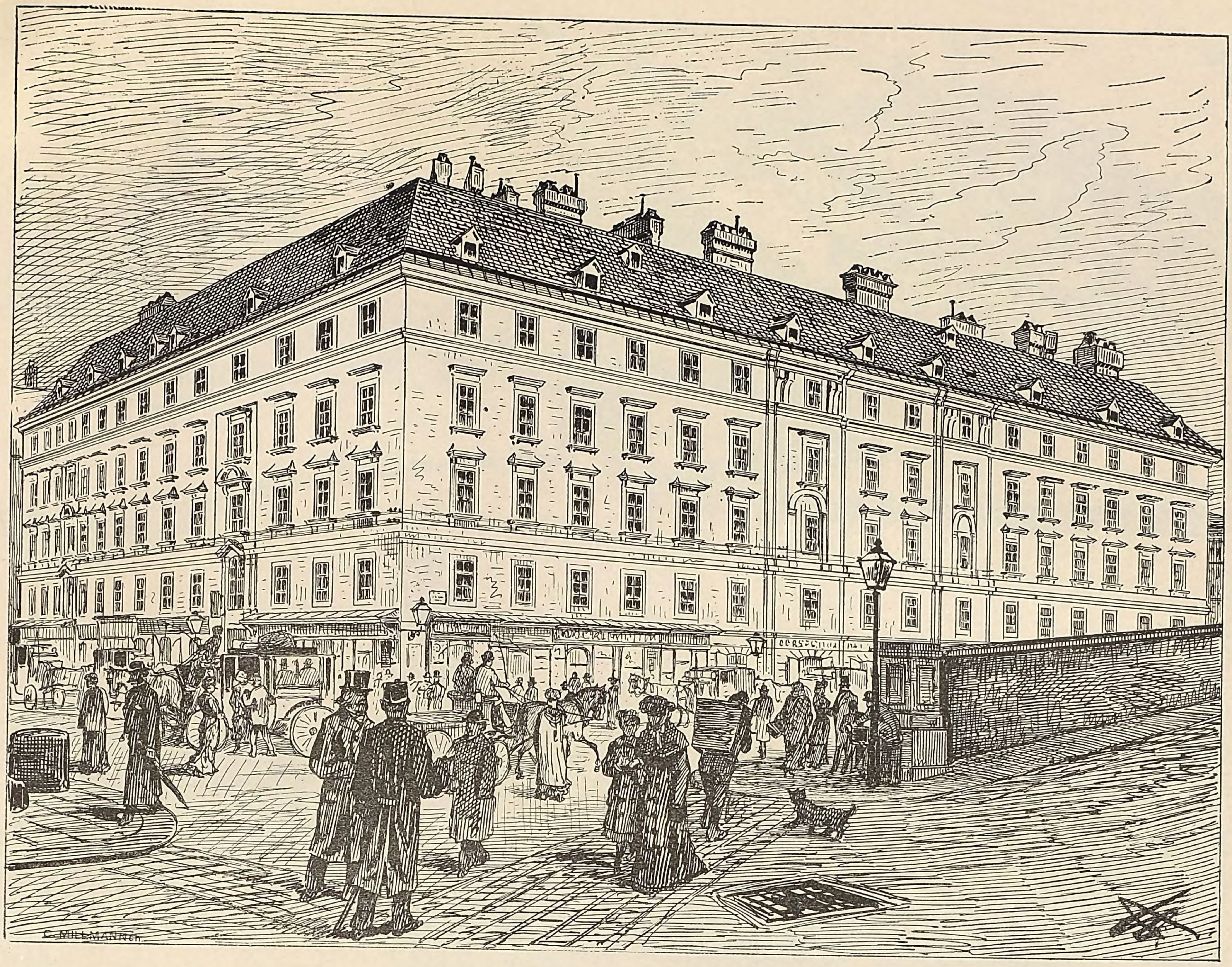


Maria-Stiegen.

Maria am Gestade — im Volksmunde aber Maria-Stiegen benannt und allgemein so bekannt — ist jene überaus zierliche gothische Kirche, deren Abbildung die Mitte des vorliegenden Blattes einnimmt. Der schöne Bau kommt in der Wirklichkeit leider fast nicht zur Geltung, denn er ist von recht engen Gassenanlagen umgeben, liegt auf einem ziemlich unregelmäßigen, abschüssigen Terrain und selbst der vor der Façade sich ausbreitende Platz hat höchst bescheidene Dimensionen.

Die Anlage einer der heiligen Maria geweihten Kirche reicht bis in die frühesten Zeiten unseres Wien zurück, ihrer wird schon in der Stiftsurkunde des Schottenklosters Erwähnung gethan. 1262 ward das Kirchlein ein Raub der Flammen und ging bald darauf aus dem Besitze dieser Abtei in den der Wiener Bürgerfamilie Greif, dann 1357 von dieser an das Bisthum Passau über, das dahin den Sitz des geistlichen Diöcesan-Gerichtes verlegte.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts begann der Bau der heutigen Kirche, und zwar entstand zuerst das prächtige große Presbyterium, das zu den bedeutenderen gothischen Bauten unserer Lande gerechnet werden muß (1365). Der Bau des Langhauses wurde erst 1394 in Angriff genommen, als Hans von Liechtenstein, benannt der große Hofmeister, das Kirchenpatronat erworben hatte und in der Kirche eine Familienruhestätte gründen wollte. Der Bau ging, vielleicht durch die widrigen Schicksale des großen Hofmeisters verzögert, nur sehr langsam vorwärts und gelangte erst im ersten Viertel des XV. Jahrhunderts, und zwar wahrscheinlich in Folge der Unterstützung Herzogs Albrecht III. zum Abschluß. Das Patronat war inzwischen wieder an das Bisthum Passau übergegangen. Die Namen mehrerer Meister, die an diesem herrlichen Baue gewirkt haben, sind uns erhalten, ein Michael Weinwurm, Ulrich Breitenfelder, Conrad Rampersdorfer, Ulrich Entzenfelder und Benedict Kölbl; der letztere war der Erbauer des eigenthümlichen, hochzierlichen Thurmhelmes, der erst 1534 vollendet wurde. Unser Bild zeigt die schmale Façade der Kirche mit dem eigenthümlichen Portalvorbaue, dem großen Fenster darüber und der reizenden Giebelformation. Während beider Türkenbelagerungen hatte die Kirche wohl einigen Schaden erlitten, doch die Zeit der größten Gefahr für ihren Bestand war, als sie 1786 geschlossen wurde und man die Absicht hatte, sie zu demoliren. Der Magistrat der Stadt ging jedoch auf diese Idee nicht ein. Zur Zeit der Franzosen-Invasion diente die Kirche als Stall und Magazin. Als die Franzensburg in Laxenburg entstand, entnahm man ihr mehrere Glasgemälde zum Schmucke der neuen Burg, und als die Kirche wieder dem Gottesdienst übergeben wurde (1820), entfernte man gelegentlich der Restaurirungsarbeiten aus denselben die zahlreichen Grabsteine. Das Haus mit vier Stockwerken gegenüber der Kirche ist der sog. kleine Passauerhof, die Stiege links des Bildes führt zum Salzgries herab, entstand aber erst, als der große Passauerhof am Salzgries umgebaut worden war (1822). Lind.



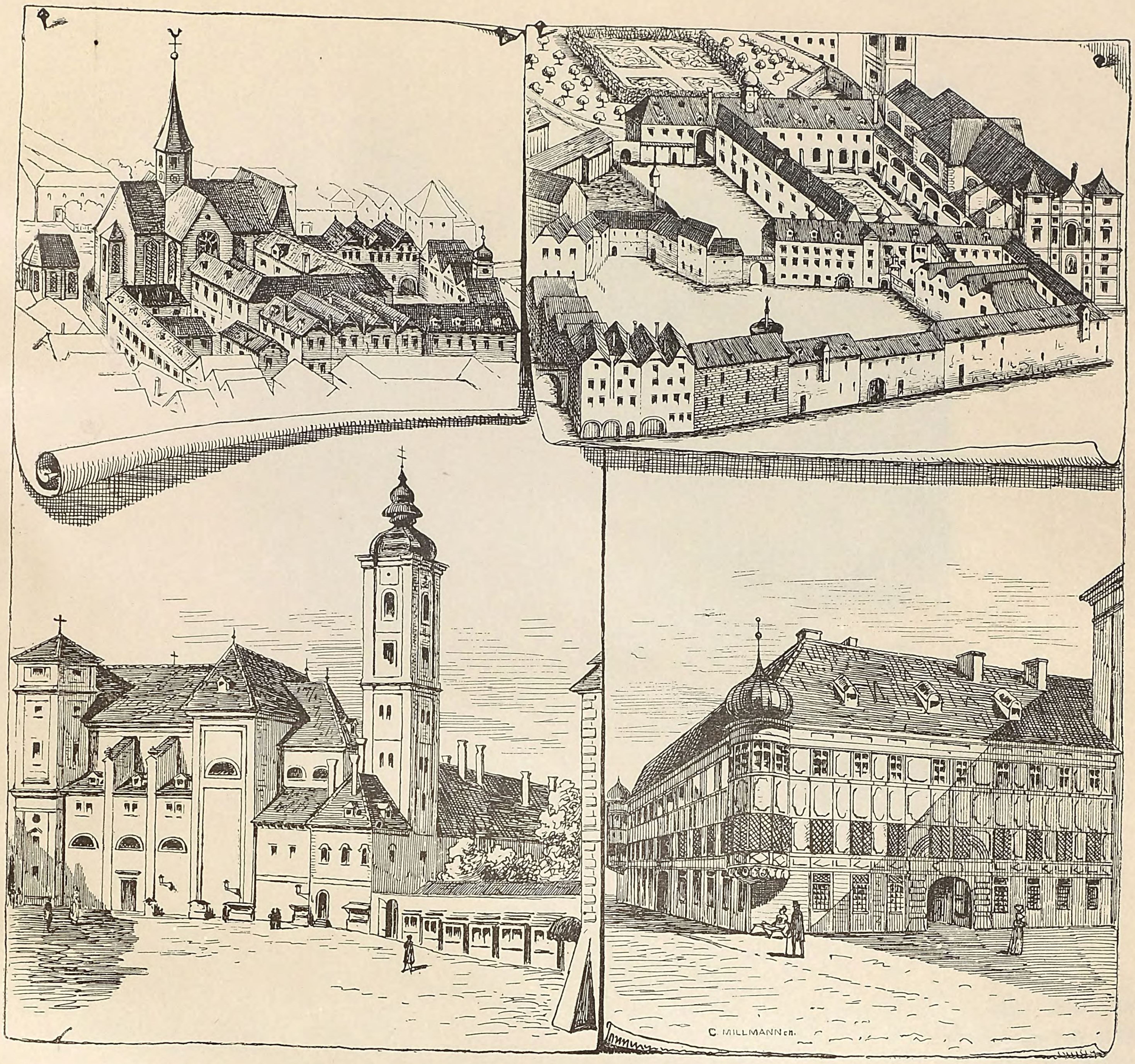
Das Bürgerspital.

Den Zeitgenossen ist noch in lebendiger Erinnerung, daß zu den größten Wohnhauscomplexen der inneren Stadt jene unter dem Namen Bürgerspital bekannte Baulichkeit gehörte, welche den Stadttheil zwischen Kärntnerstraße, Klostergasse, Lobkowitzplatz, Augustiner- und Cäciliengasse einnahm und erst vor wenigen Jahren neuen Häusern und neuen Straßenzügen weichen mußte.

An der Stelle des Bürgerspitals befand sich einst das von der Herzogin Blanca, Gemahlin Rudolph III., im Jahre 1303 gestiftete Nonnenkloster zu St. Clara. Daßelbe zählte schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu den reichsten in Wien, drei Prinzessinnen von Oesterreich nahmen daselbst den Schleier, Anna, Tochter Herzog Friedrich des Schönen, Katharina, Tochter Herzog Albrecht II., des Weisen, und Katharina, Tochter Leopold des Biederen. Ihrem Beispiele folgten viele adelige Damen, so daß die Zahl der Nonnen im Jahre 1450 über hundert betrug. Mit dem Eintritte der Reformation sank aber die Zahl immer mehr und mehr, und als im Jahre 1529 Soliman mit seinem Heer vor Wien zog, waren nur mehr wenige Nonnen in dem weitläufigen Kloster untergebracht. Dieser Umstand und die zunächst liegende drohende Gefahr, die in der Situation des Klosters unweit der Stadtmauer lag, führte zur Räumung desselben. Landsknechte bezogen nun das Gebäude, in dessen nächster Nähe Soliman am 14. October die entscheidende Niederlage erlitt, die ihm Wien den Rücken kehren ließ. Bei dieser Türkenbelagerung wurde das vor dem Kärntnerthore gelegene alte Bürgerspital mit der Kirche zum heil. Geiste zerstört und durfte aus Stadtvertheidigungsrücksichten nicht wieder in Stand gesetzt werden. Aber auch das St. Clarakloster sollte seiner früheren Bestimmung nicht mehr zurückgegeben, sondern am 1. März 1530 der Gemeinde als Bürgerspital überlassen werden. Die zurückgekehrten Nonnen erhielten das Pilgerhaus zu St. Anna in der damaligen Pippinger-, jetzt Annagasse. Am 20. December 1539 wurde von Ferdinand I. die förmliche Schenkungsurkunde, mit welcher das Klostergebäude St. Clara als Bürgerspital der Gemeinde ausgefolgt wird, unterfertigt.

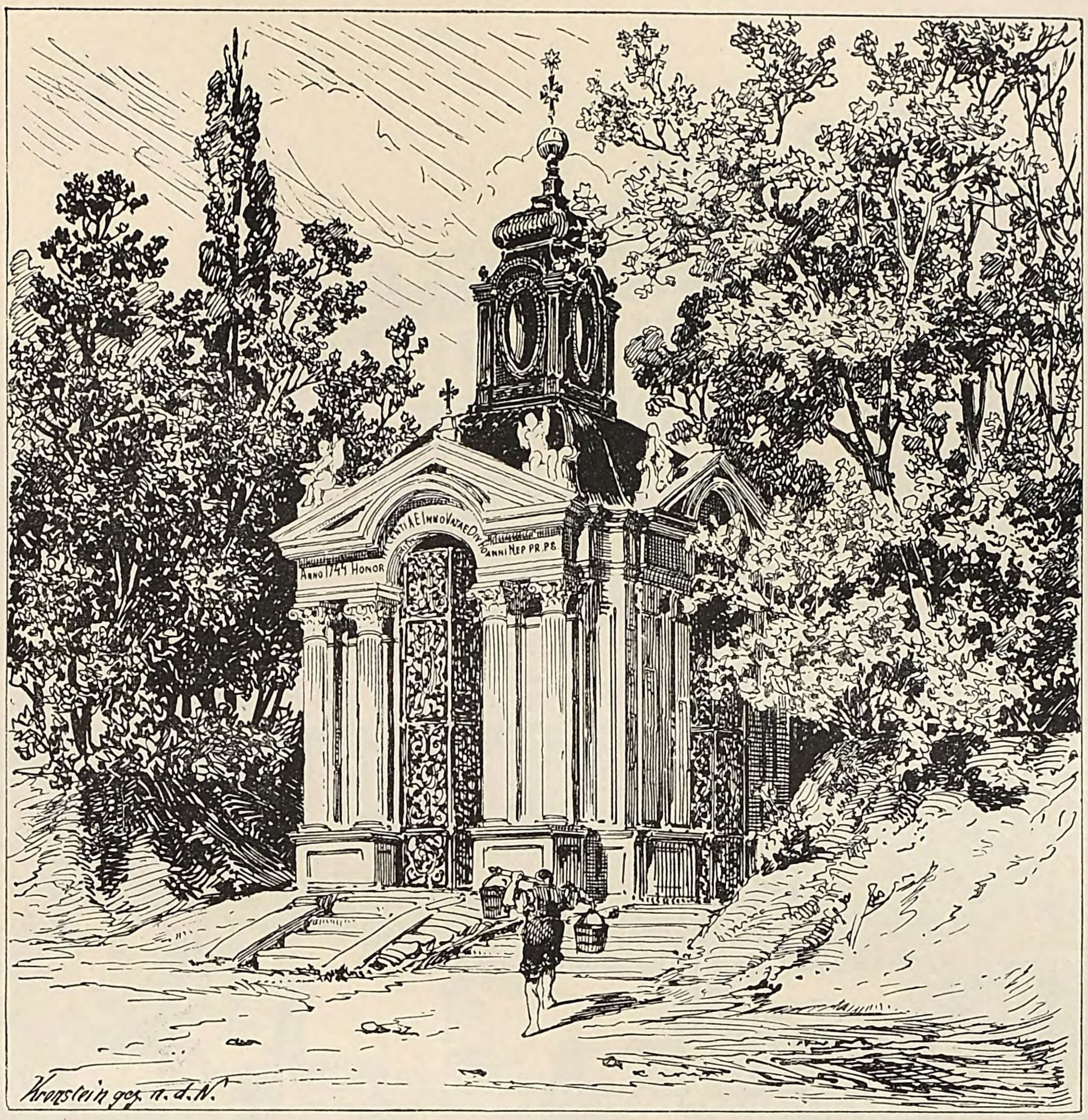
Das nunmehrige Bürgerspital war für 3000 arme Bürger eingerichtet und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Es enthielt u. a. eine Apotheke (heil. Geist-Apotheke), Brauhaus, Malzhaus, Backhaus, eine Ochsenmühle und Stallungen für dreißig derselben dienende Ochsen, und galt als eine Musteranstalt. In dem Tracte gegen die Kärntnerstraße war auf Grund der Freiherr v. Chaos'schen Stiftung eine Anstalt für arme Waisenkinder errichtet. Die Statuen zweier Stiftlinge in spanischer Tracht standen bis in unseren Tagen zu beiden Seiten des Thores in der Kärntnerstraße. Unsere Abbildung des Bürgerspitals gegen den Lobkowitzplatz gibt die Darstellung des Gebäudes nach dessen Umbau im oder nach dem Jahre 1784, nachdem an Stelle des Spitals als solches ein großes Zinshaus, dessen Erträgniß dem Bürgerspitalfond zugute kommen sollte. Kaiser Joseph hatte im genannten Jahre das Spital aufgehoben, die Armen und Pfründner nach St. Marx, die Waisenkinder in's neue Waisenhaus auf dem Rennweg gewiesen. Die Kirche des Klosters St. Clara wurde am 26. October 1724 entweiht, geschlossen und mit den übrigen Baulichkeiten abgetragen, dafür aber das weitläufige Bürgerspital-Zinshaus erbaut. Nach kaum hundert Jahren hat nun auch dieses echte Altwienerhaus mit seinen vielen anheimelnden Höfen und Durchgängen, palastartigen Häusern neben breiten Straßen Platz gemacht.

Alois Hauser.



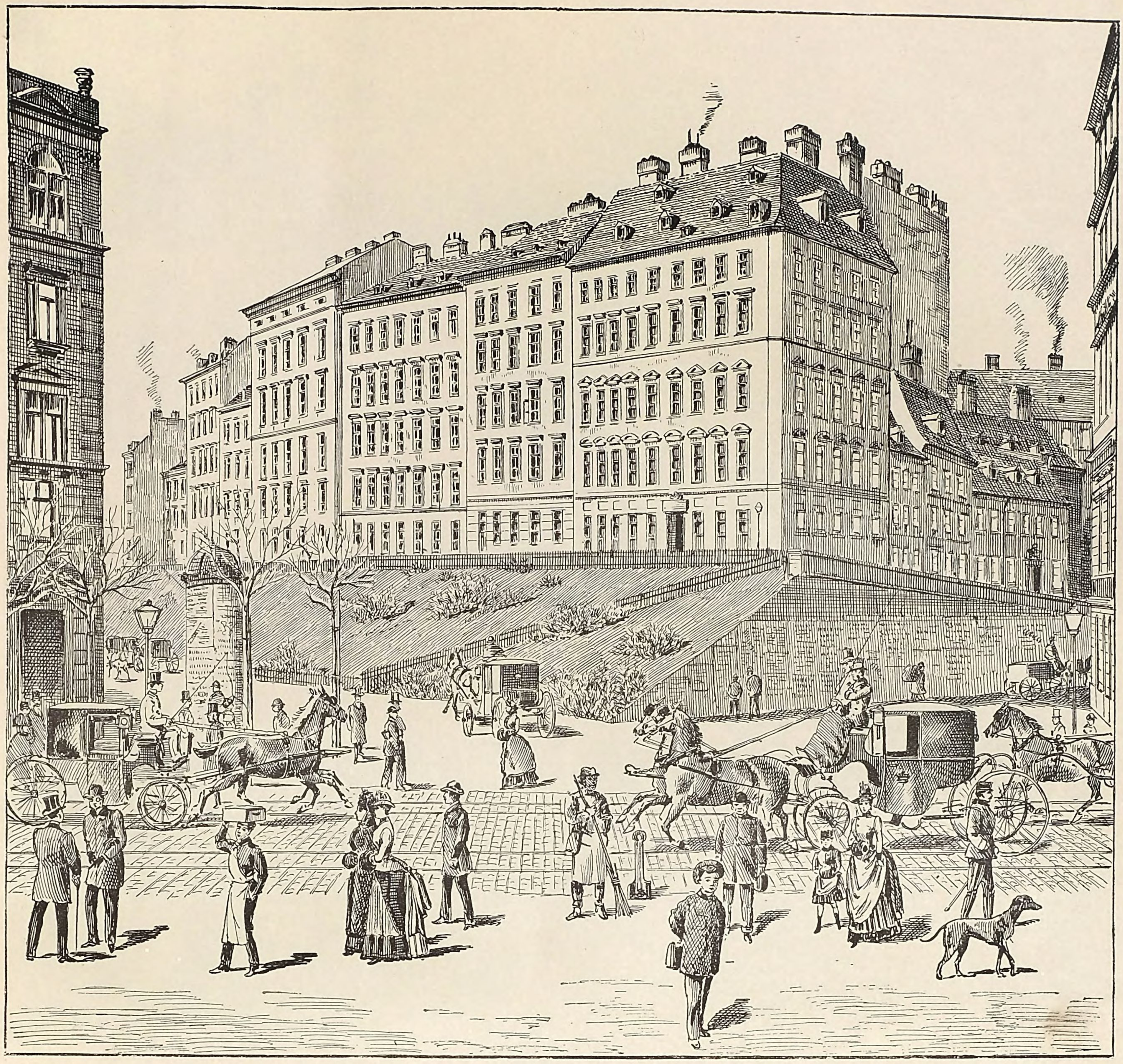
Das Schottenstift.

Unser Tableau stellt Ansichten der Kirche und der Stiftgebäude zu den Schotten aus verschiedenen Zeiten zusammen. Das berühmte Kloster wurde durch den Babenberger Herzog Heinrich Jasomirgott im Jahre 1158, kurz vor seinem Zuge nach Italien, gestiftet. Der Fürst berief die Mönche aus der Ferne, die Schotten oder Hybernier, wie sie genannt wurden. Ihre Kirche wurde der heil. Jungfrau und St. Georg geweiht und mit reichen Dotirungen ausgestattet. Am 22. April 1161 bestätigte und vermehrte der Herzog abermals die Stiftung und bestimmte das Gotteshaus auch zu seiner Ruhestätte. Die Abtei lag damals noch außerhalb der Stadtmauer und litt daher unter den in jenen unruhigen Zeiten häufigen, feindlichen Einfällen. Als Erbauer der ältesten Kirche wird in den Wiener Bauhütten-Tafeln Michael Hunger, Steinmetz aus Augsburg, angegeben, indeß ist dieser Name gleichwie die übrigen in jenen später entstandenen Verzeichnissen apokryph und waren wohl die fremden Mönche wie in ähnlichen Fällen auch hier ihre eigenen Architekten. Wären heute noch bedeutende Reste des romanischen Baues vorhanden, so würden sich ohne Zweifel Beziehungen zu der Kirche derselben schottischen Benedictiner in Regensburg ergeben, leider wurden aber die allerletzten, dürftigen Ueberbleibsel aus jener Zeit bei der jüngsten sogen. Restauration in unseren Tagen barbarisch vernichtet. Auf die romanische Epoche folgte, wie auch unser Bild zeigt, ein gothischer Umbau, von dem noch der Kreuzgang Spuren zeigt. Es sind dies Formen des XV. Jahrhunderts, herrührend von dem Bau, welchen Abt Johann IV. von Ochsenhausen 1443 errichten ließ. Die Renaissance setzte ein neues Kirchengebäude an die Stelle des älteren, 1638 baute Abt Johann X. Walterfinger Presbyterium und Thurm, Abt Anton Spindler fügte von 1642 bis 1648 das Langhaus und die Façade an, über welcher noch zwei Thürme projectirt waren. Als Architekten werden ein älteres und ein jüngeres Mitglied der Künstlerfamilie Allio namhaft gemacht, welche, aus Oberitalien stammend, in der Baugeschichte Oesterreichs vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert in einer langen Reihe von Persönlichkeiten eine äußerst wichtige Rolle spielt. An der Innendecoration und den Altären wurde unter dem Abte Petrus von 1649 bis 1662 gearbeitet. Am 15. Juli 1683, dem ersten Tage der zweiten Türkenbelagerung, brach in Stift und Kirche eine verheerende Feuersbrunst aus, woraus sich eine eingreifende Restaurirung als nothwendig ergab, welche aber erst 1690 vollendet war. Wir wissen nicht, worauf sich die Angaben über die Thätigkeit der Allio stützen, sicher ist aber, daß Abt Petrus Heister die Italiener Antonio Carlone von Wien und Massimiliano Spazzio (Spatz) aus Linz beschäftigte, ebenfalls zwei in der österreichischen Kunstgeschichte berühmten, reichverzweigten Künstlerfamilien angehörige Meister. Und den Charakter des für die frühere, einheimische Barocke bezeichnenden Stiltypus der Carlone trägt auch in der That das Kirchengebäude. Die Altäre erhielten Gemälde von ausgezeichneten Meistern wie Tobias Bock, Pachmann, Sandrart u. A. Gegenwärtig ist das Innere infolge einer zwar gutgemeinten und mit ungeheuren Kosten durchgeführten, aber mißverstandenen und gänzlich stilwidrigen Renovirung total verballhornt worden. — Unser Blatt gibt auch, gestützt auf verschiedene alte Ansichten, eine Vorstellung von der Umgebung der Kirche und von dem sog. Schottenhofe in seiner alten Gestalt, welche derselbe aber schon im XVIII. Jahrhundert wechselte. Die gegenwärtige, imposante, aber steife Architektur des mächtigen Gebäudes stammt aus dem Jahre 1827. Ilg.



Die Schanzel-Capelle.

Im Jahre 1742 wurde am Schanzel, auf dem rechten Ufer des Donaucanals, die dort seit Längerem bestandene Capelle des heil. Johannes von Nepomuk im September demolirt. Der Patron gegen Ueberschwemmungsnoth sollte aber nicht lange ohne ein neues Heiligthum bleiben, ja, die eintretenden Ereignisse mahnten alsbald an die Pflicht, das sacellum zu erneuern. Das Ende des Winters 1744 brachte Wien schwere Wassergefahren, im März brach sich der Eisstoß mit furchtbarer Gewalt und verursachte große Verheerungen. Die junge Kaiserin Maria Theresia und ihr ritterlicher Gemahl begaben sich mitten in all das Elend der von der Ueberschwemmung Heimgesuchten und halfen und sorgten nach Kräften. Als die Fluthen endlich abgenommen hatten, errichtete der Bürger Kirchlehner das reizende Capellchen, welches unser Bild darstellt, und das in unserer Zeit lange freundlich in das Grün des Franz Josef-Parkes am Quai geschmiegt stand, endlich aber von dem malerischen Plätzchen weichen mußte, als dort an Stelle des früheren Carls-Kettensteges die Stephaniebrücke errichtet wurde. Das schöne Bauwerk, ein Unicum in seiner Art, war in Gefahr, von der Oberfläche zu verschwinden, doch gelang es dem Bemühen kunstfreundlicher Männer, zu bewirken, daß es im Jahre 1884 etwas weiter stromaufwärts auf dem gegenüberliegenden Gestade, freilich in viel weniger schöner Umgebung, wieder aufgestellt wurde, wobei mit höchster Gewissenhaftigkeit Stück für Stück in der ursprünglichen Weise zusammengefügt wurde. Das Portal enthält in seiner Dedicationsinschrift: HonorIfICentIae InnoVatae DIVI IoannIs NepoMVCenI VIennensIs pIetas prIVata posVIt, das Gründungsjahr 1744. Diese Capelle, deren Architekten wir leider nicht kennen, ist eines der hervorragendsten Kunstwerke des auslaufenden Barockstils in der Kaiserstadt und auch über deren Grenzen hinaus ein bemerkenswerthes Beispiel dafür, wie diese vielseitige Kunstrichtung, welche gewöhnlich gewaltige Dimensionen liebt, auch in den kleinsten Verhältnissen außerordentlich schöne Resultate zu bieten vermag. Neben der so gefälligen Architektur des kleinen Baues bilden ferner die herrlichen Eisengitter des Einganges und der drei Fenster einen besonderen Schmuck der Capelle, so daß man sie wohl die prachtvollsten Leistungen der Wiener Schmiedekunst nennen darf. Abbildungen enthält das Werk: Wiener Schmiedewerk des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, herausgegeben von Ilg und Kábdebo, Dresden 1883, Taf. 2 und 14. Es ergibt sich aber, daß diese wundervollen Gitter aus einem älteren Gebäude genommen sein müssen, als Kirchlehner 1744 die Capelle errichtete, denn das eine der Fenster hat das Datum: Anno 1738 und der Doppeladler mit den Initialen Carl's VI. deutet auf eine frühere kaiserliche Stiftung hin. Wahrscheinlich stammen die Fenster also aus der 1742 abgebrochenen Capelle, oder, vielleicht ist die 1744 von Kirchlehner errichtete überhaupt nur ein Wiederaufbau derselben. Die Dessins der Eisenarbeit haben große Aehnlichkeit mit dem Meidlinger Thore in Schönbrunn, welches indeß erst später entstanden ist. Unser Bild gibt die Capelle in ihrer früheren Umgebung am rechten Ufer. Ilg.

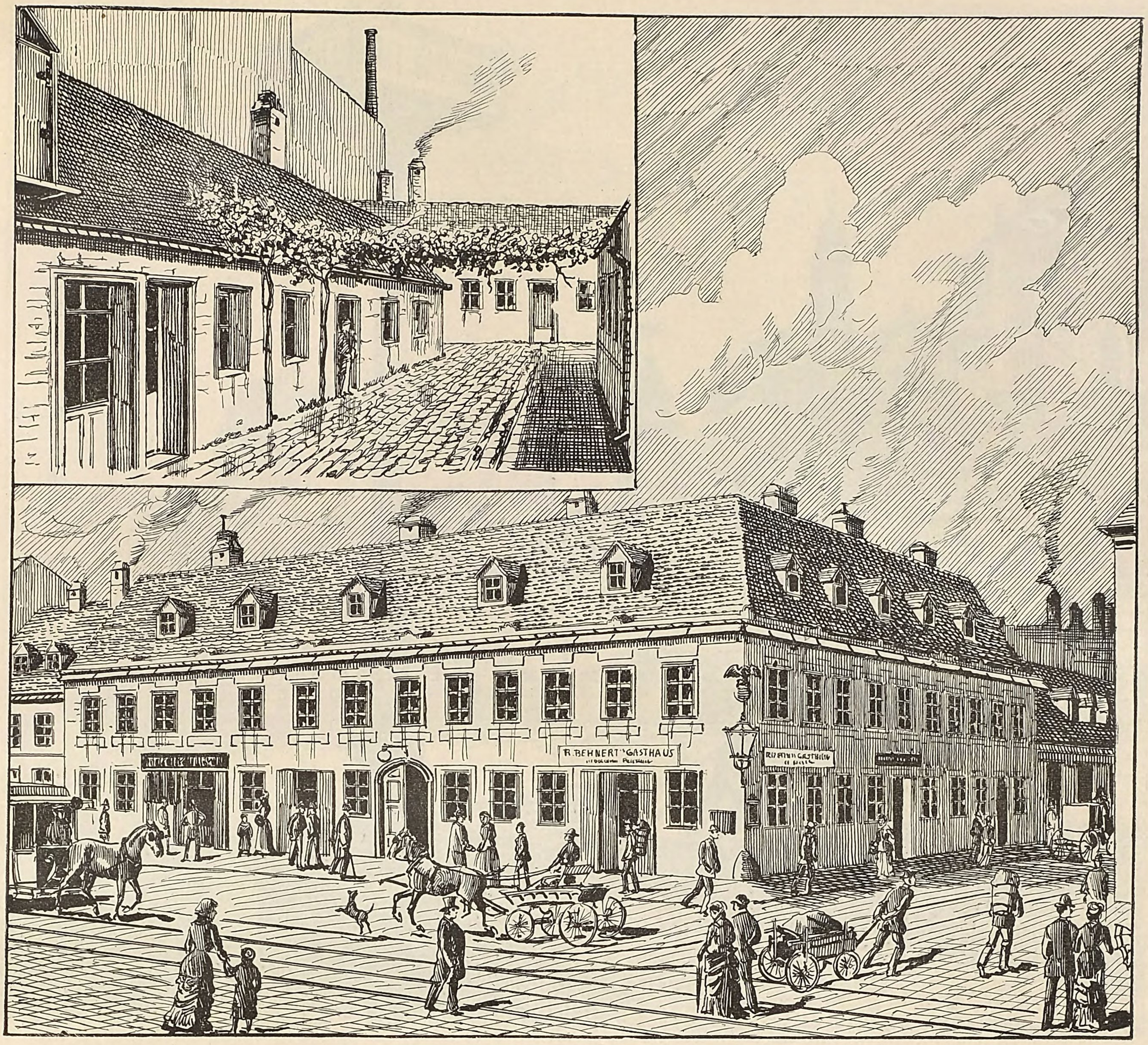


Die letzten Reste der Mölkerbastei.

Die Häuserreihe von Nr. 8 bis 20 auf der Mölkerbastei, die unser Bild zur Anschauung bringt, ist keineswegs von besonders hohem Alter. Von der vollen Zeile, die auf J. D. von Huber's geometrisch-perspectivischer Ansicht von Wien aus der Zeit zwischen 1769 und 1774 zu sehen ist, steht wohl heute kein einziges Haus mehr. Einige der abgebildeten Häuser sind fast moderne Bauten, so Nr. 18, das man auf unserer Darstellung über der Annoncensäule im Mittelgrunde vier Stockwerke hoch aufragen sieht. Mit ornamentirten Rundgiebeln über einigen Fenstern versehen, gehört es seinem Stil nach der beginnenden Wiener Romantik an. Es soll 1832 erbaut sein. Recht ausgesprochen ist die romantische Bauweise an Nr. 12 und Nr. 14, die aus den Vierziger-Jahren stammen. Auf der Abbildung findet man sie nebeneinander rechts von Nr. 18, wenn man das niedrigere ältere Haus Nr. 16 übergeht. Von besonderem Interesse für uns ist Nr. 8, das sog. Pasqualati'sche Haus (früher Nr. 1166, vor dem Jahre 1822 Nr. 1239, vor 1794 Nr. 88 und 1305), das man in der Abbildung etwas rechts von der Mitte als letztes Haus auf der Bastei findet. Es wurde frühestens 1795 an Stelle zweier anderer Wohnhäuser errichtet und hat — was nicht zu vergessen ist — wiederholt dem großen Beethoven zum Aufenthaltsorte gedient. Der Meister bevorzugte nach Möglichkeit solche Wohnungen, von denen er weiten Ausblick und schöne Aussicht genießen konnte. Die Schottenbastei und Mölkerbastei waren deshalb bei dem ruhelosen Miethsherrn sehr beliebt, wenn es galt, wieder einmal die Wohnung zu wechseln. Baron J. B. v. Pasqualati, der das Haus wohl bald nach 1795 hatte erbauen lassen, scheint ein gegen die Schrullen Beethoven's sehr geduldiger Hausherr gewesen zu sein. Denn seit dem Herbst 1804 finden wir den Meister mehrmals in diesem Hause, das er übrigens auch später nach 1812 noch einigemal bewohnte, nachdem es schon in den Besitz Peters von Leber übergegangen war. Seither ist das Gebäude gründlich restaurirt worden. Nur das Portal dürfte ziemlich unverändert geblieben sein. Das Pasqualati'sche Wappen über dem Thürsturz scheint älter zu sein als das Haus und stammt vielleicht von einem anderen Besitzthum der schon 1777 geadelten und 1784 in den Ritterstand erhobenen Familie. Beethoven hat wahrscheinlich auch im Nachbarhause Nr. 10 auf der Mölkerbastei gewohnt, das zu Beethoven's Zeit in Bartenstein'schem Besitz war.

An's Pasqualatihaus schließen sich rechts drei kleine ältere Häuser an, die Nr. 14, 12 und 10 des Klepperstieges, der neuester Zeit Schreyvogelgasse getauft worden ist. Nr. 10 ist ein hübsches Barockhaus mit verziertem Portal.

Th. Frimmel.



Das Haus zum Pelikan in Neulerchenfeld.

Der ansehnliche Vorort Neulerchenfeld entstand nach dem ältesten Gedenkbuche der dortigen Pfarre 1690 wahrscheinlich nur durch die allmälige zufällige Ansammlung von neuen Häusern nach dem Türkenkriege; der Complex hieß anfänglich Unter-Ottakring. Das erste Haus soll jenes zum Grundstein, jetzt Grundsteingasse 6, gewesen sein. Im Jahre 1703 erscheint die neue Ansiedlung bereits als eigene Ortschaft, die von nun an Neulerchenfeld genannt wurde. Als im Jahre 1704 die Linienwälle gebaut wurden, bildete sich in der Verlängerung der dortigen Linienöffnung die sogenannte „mittere Gasse", heute Hauptstraße. Eines der ältesten Häuser der mitteren Gasse war das linke Eckhaus gegen die Linie zu, welches das Schild „zum Pelikan" führt. Wie dessen Bau uns heute noch vor Augen steht und in unserer Abbildung erscheint, kann er nicht bis zum Jahre 1704 zurückdatirt werden, denn er bietet ganz die Formen der Josephinischen Periode gleich dem gegenüberliegenden Eckhause „zum schwarzen Adler", das die Jahrzahl 1776 trägt. Um dieselbe Zeit dürfte auch „der Pelikan" umgebaut worden sein. Das Haus, ein einstöckiges Gebäude, bildet gegen die Gürtelstraße wie gegen die Hauptstraße zwei langgestreckte Fronten, an der Ecke oberhalb ist ein Pelikan, der seine Jungen mit dem eigenen Blute nährt, in Stein gemeißelt zu sehen. In seinem Aeußern gerade nicht unansehnlich, bietet es im Innern seines Hofes ein Bild der Armuth durch eine Reihe ebenerdiger Anbauten für winzig kleine Wohnungen, wie sie nicht nur in den Vororten, sondern auch in den äußeren Bezirken Wiens leider noch zahlreich vorkommen. Das Bildchen in der oberen Ecke läßt uns einen Blick in das ärmliche Innere werfen. Schon seit ungefähr 1770 und bis heute befindet sich in dem Hause eine Gastwirthschaft, „zum Pelikan" genannt, welche die stattliche Reihe von Wirthshäusern in Neulerchenfeld gewissermaßen eröffnet. Somit böte der Anblick wie die Beschreibung des Hauses nichts Besonderes, wenn nicht an selbes sich die Volkstradition knüpfen würde, daß dortselbst Laudon gewohnt haben soll. Adolf Schmidl bemerkt in seinem Werke: „Wiens Umgebungen" 1835, derselbe habe 1758, ehe er in österreichische Dienste trat, in Neulerchenfeld gewohnt, wobei der Verfasser das Haus nicht näher bezeichnet, das nur im Volksmunde als jenes „zum Pelikan" angeführt wird. Aber Schmidl's Angabe kann nicht richtig sein, da Laudon schon 1742 eine Anstellung in Wien suchte und ein Jahr darauf bereits im Trenck'schen Corps diente. Im Jahre 1743, während des Trenck'schen Processes, konnte er allerdings in unserem Orte gewohnt haben, da war er aber bereits Hauptmann. Auch im Jahre 1756, vor Beginn des Krieges mit Preußen, als Laudon ohne Erlaubniß sein Regiment in der Licca verließ, um in Wien seine Anstellung im operirenden Heere durchzusetzen, konnte er in Neulerchenfeld gewohnt haben. Schwer aber ist die noch ziemlich lebendige Volkssage mit der Geschichte zu vereinigen, Kaiser Josef II. habe den in Ungnade gefallenen General in seiner Wohnung „beim Pelikan" besucht und diesen am Boden knieend, eine Karte studirend, getroffen. Auf die Frage des Kaisers, was er hier mache, habe Laudon, sich aufrichtend, geantwortet: „er nehme soeben Belgrad ein". Das könnte der Zeit nach nur im Sommer 1788 gewesen sein, in welcher der hohe General wohl kaum in einem Hause vor der Linie gewohnt haben dürfte. An das Andenken großer Männer rankt sich eben die Sage gar leicht hinan; wenn wir diese hier verzeichnen, so leitet uns nur der Gedanke, daß in jeder Sage ein Körnchen Wahrheit steckt *).

Boeheim.

*) Leander Ruß hat jene Szene in einem Oelgemälde verewigt, welches auf der Jubiläums-Ausstellung im Wiener Künstlerhause 1888 (Katalog Nr. 18) zu sehen war. Anm. der Red.

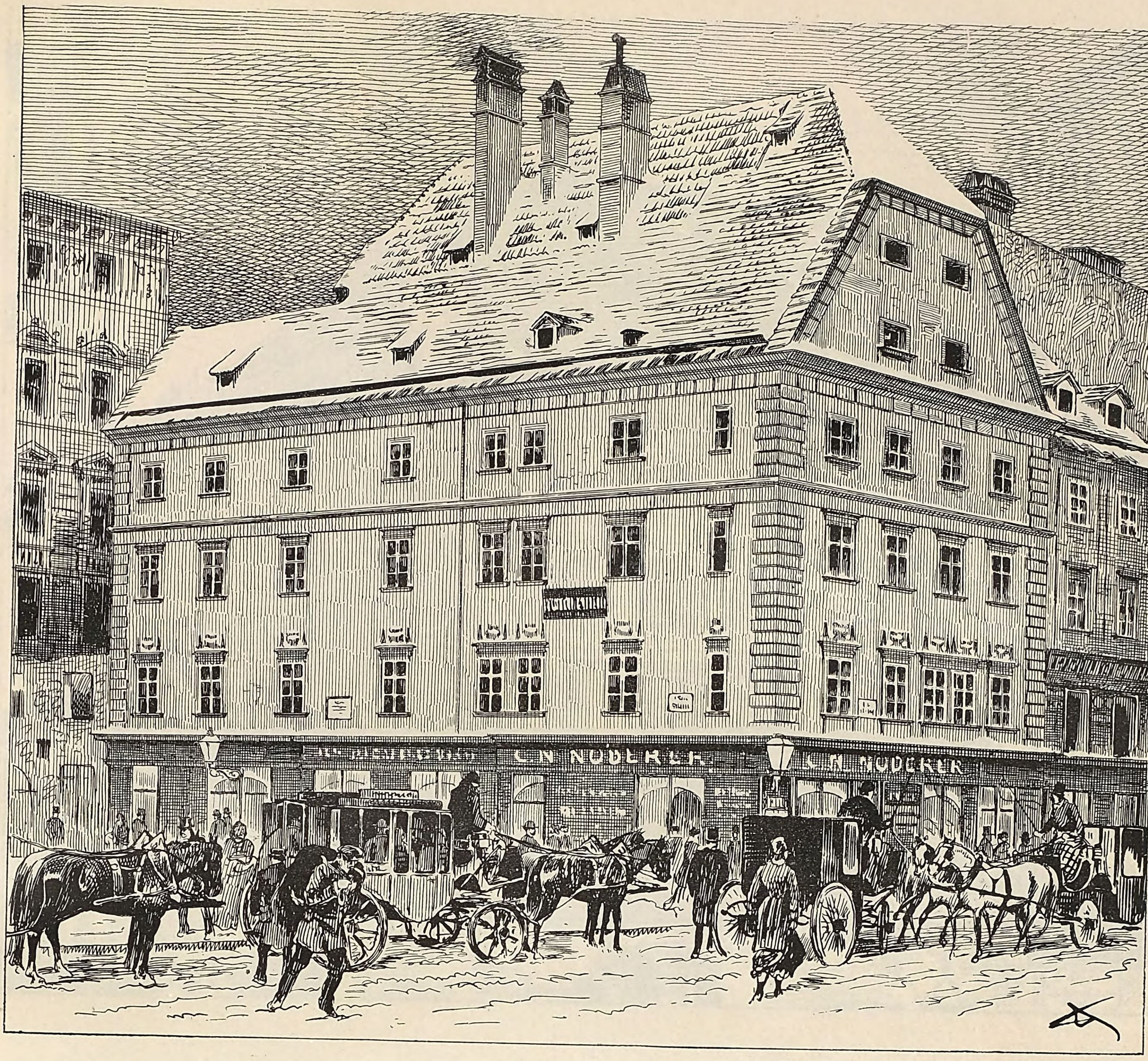


Die alte Verpflegsbäckerei im unteren Arsenal.

Es ist heute bei der vollständigen Veränderung der Umgebung durch zahllose moderne Häuser schwer, den Ort genau zu bezeichnen, welchen das einstige sogenannte „untere Arsenal" im Stadtplane eingenommen hatte, noch schwieriger ist es, das Gewirre von Baulichkeiten zu beschreiben, aus dem dasselbe bestand. Wenn man von der Freitreppe des Telegraphenamtsgebäudes in der Wipplingerstraße einen Blick nach rechts gegen den Concordiaplatz hinwirft, so trifft das Auge jene Stelle, wo das untere Arsenal gestanden war; dort gewahrte man noch vor sechzehn Jahren, d. i. bis zu deren Abbruch 1871 und 1872, eine Reihe von alten halb baufälligen Magazinen, in welcher Zeit bis zur Erbauung des neuen großen, der Militärverpflegung gewidmeten Gebäudes in der Leopoldstadt die „Militär-Verpflegs-bäckerei" untergebracht war; nach letzterem Zeitpunkte führte der Complex nur mehr diesen Namen und diente als Magazin für die Artillerie.

Die Stelle, wo das untere Arsenal gestanden war, bildete vom 16. Jahrhundert her den alten Donauhafen zur Bergung der sogenannten Donauflotille, der Nassadenschiffe, von welcher Wolfgang Schmelzel in seinem Lobspruch 1548 berichtet. Als unter Leopold I. die Donauflotille stromabwärts nach Ungarn verlegt wurde, legte man 1672 den Hafen trocken, baute in dem Grunde Werkstätten und Magazine; so entstand ein zweites, an dem bestehenden angrenzendes Arsenal, das seiner tiefen Lage wegen das „untere" genannt wurde. Zwischen dem oberen und unteren Arsenal bildeten fünf langgestreckte Magazine, von welchen wir hier die Mehrzahl sehen, die Verbindung; das Gebäude zur Rechten gehörte schon zum oberen Arsenal. Vom unteren Arsenal führte das sogenannte neue Thor in die Mönchsbastei; auf der Rampe dahin stand ein kleines einstöckiges Häuschen, das den Regiments-, später Stabsprofoßen, zur Wohnung diente, etliche Schritte weiter vorne stand das Militärstockhaus. Längs der Flanke der Mönchsbastei führte eine enge Poterne durch den Wall auf's Glacis. Zunächst am oberen Arsenal stand eine Capelle, deren Thurm wir im Bilde sehen, sie war dem heiligen Rochus geweiht. Den Abschluß gegen den Salzgries bildete am unteren Arsenal die alte Stadtmauer mit zwei Thürmen, an welcher sich das Gebäude der kais. Salzkammer lehnte und eine Straße bildete, die in einen spitzen Winkel mit den Bürgerhäusern zusammenstoßend am oberen Arsenal endete. Diese spitz zulaufende Straße hieß „im Elend", was nach der alten Sprache soviel wie „unter den Fremden" bedeutete. Das obere Arsenal, von welchem wir auf unserem Bilde noch eine Ecke erblicken, ist viel älter als das untere. An seiner Stelle in der Renngasse stand einst der Salzburgerhof, der 1529 in ein Zeughaus umgestaltet wurde. Später, im Jahre 1584, wurde der durch den 1561 vollendeten neuen Wall an der Elendbastei gewonnene Raum geebnet, um einem im großen Maßstabe geplanten Arsenale Platz zu machen. In der That wurde mit dem Baue begonnen, die Arbeit aber 1587 nach einem verkleinerten Plane abgeschlossen. Nun bestand der ganze Complex aus dem vorne gelegenen Zeughausgebäude mit den Waffenvorräthen, dem hinten daranstoßenden, später das „obere" genannte Arsenal mit den Werkstätten, dem 1672, wie erwähnt, das untere Arsenal mit den Magazinen sich anreihte.

Boeheim.



Zum Primas von Ungarn.

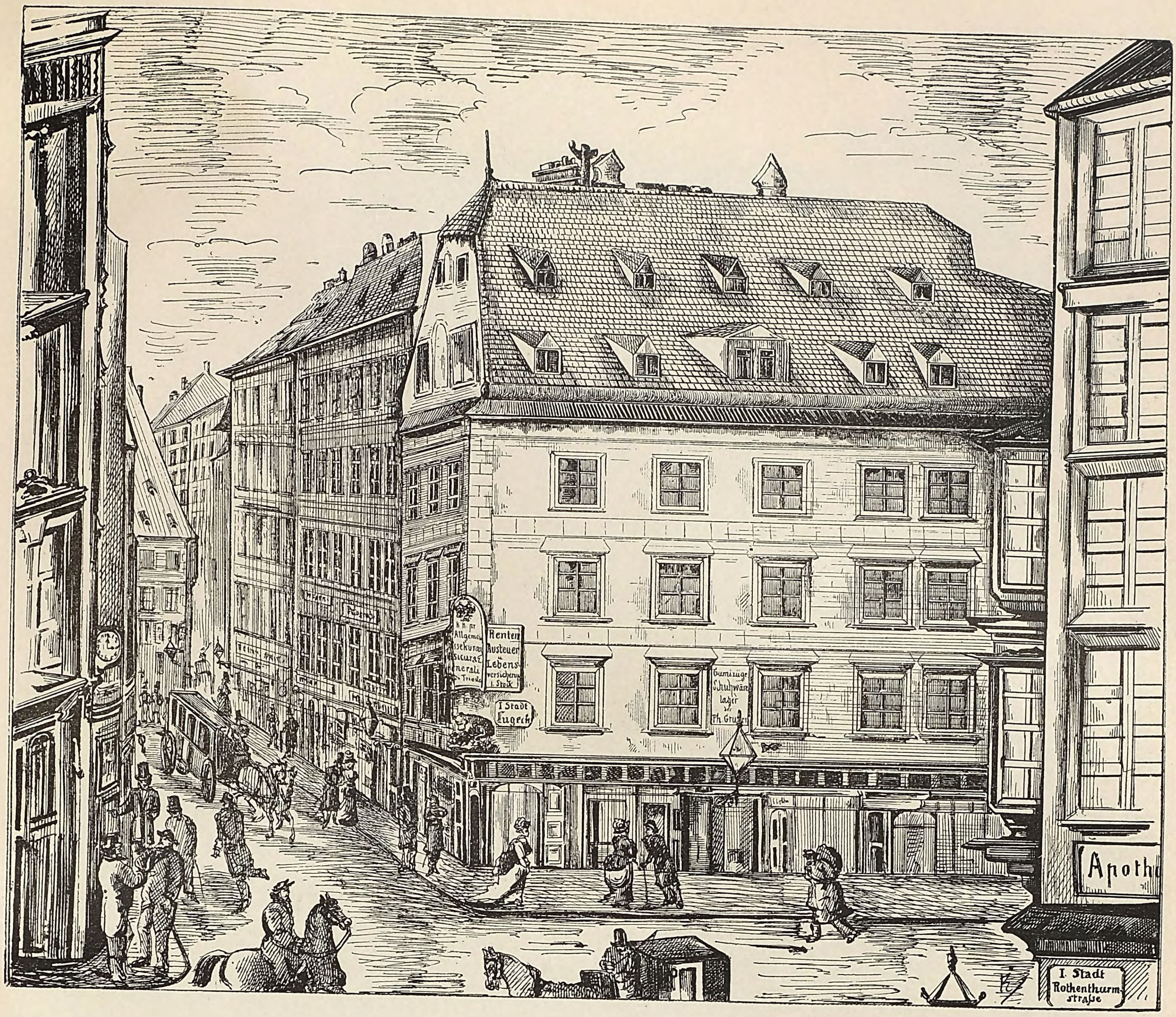
Wir führen unseren Lesern ein winterliches Bild vor, darstellend einen Theil unseres Stephansplatzes. Unsere Leser dürften sich wohl jenes Hauses noch erinnern, das, die Ecke der Bischofsgasse und der Brandstattgasse bildend, bis vor wenig Jahren noch in seiner alten Gestaltung mit dem hohen Giebel über der Façade und mit dem mächtigen mit Hohlziegeln gedeckten Dachstuhl erhalten war, welchem Gebäude man aber an den verdächtigen Sprüngen, die allenthalben das Mauerwerk in den drei Stockwerken durchrissen, die Fenstersteine abbrachen und gähnende Mauerspalten öffneten, ankannte, daß der altehrwürdige und in die Wiener-Geschichte weit zurückreichende Bau nicht mehr lange bestehen bleiben könne. Und so war es auch. Heute begrüßt uns ein kolossaler Bau mit Mansardendach und bis in's Kleinste mit Verzierung beladen und mit über sein bescheidenes Portal hingesetzten nackten Figuren. Vielen mag das alte Haus lieber gewesen sein.

Es ist eine gar alte Stelle, von der wir sprechen. Einst lief hier die römische Stadtmauer der alten Vindobona und des frühmittelalterlichen Wien hin, die Stadt gegen das damals außerhalb der Stadt gelegene Terrain des heutigen Stephansplatzes absperrend, woselbst frühzeitig das dem ersten christlichen Märtyrer gewidmete Kirchlein extra muros entstand. Spuren römischer und frühchristlicher Stadtmauern-Fundamente wurden bei den Fundamentirungen der dortigen Häuser allenthalben gefunden.

Das Haus, das auf unserem Bilde erscheint, führte die Nummer 632, war mit der Schmalseite, die im ersten Stockwerke fünf, im zweiten und dritten je vier Fenster zählte, gegen die Bischofsgasse und mit der Langseite gegen den alten Platz „Brandstätte" gerichtet, von wo aus der Eingang mittelst eines kleinen, sehr bescheidenen Thores und einige Stufen abwärts in das Haus und den ganz unbedeutenden Hof führte. Mit dem sog. Brandstätte-Haus war es mittelst eines breiten gemauerten Schwibbogens verbunden, der Wohnräume trug und auch zu jenem Hause gehörte. In letzten Jahren war in den ebenerdigen Localitäten die Roderer'sche Buchhandlung untergebracht. Seit dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts bis gegen die Mitte des jetzigen war das Haus im Besitze der Familie Gawalt, als frühere Besitzer werden genannt J. G. Wiegandt, des äußeren Rathes, J. Pilham, r. k. m. Leibarzt (1536).

Zur Erinnerung an die auf der Brandstätte neben dem Hause (1388) errichtete Möring befand sich bis zum letzten Umbaue (1882) eine Inschrifttafel. Auch fand man in dem Hause aufbewahrte Sculpturfragmente, die wahrscheinlich dem in der Nähe gestandenen Heilthumstuhle angehört haben mochten. Das Gäßchen hinter dem besprochenen Hause ist ein Rest der alten Gasse hinter der Stadtmauer.

Lind.



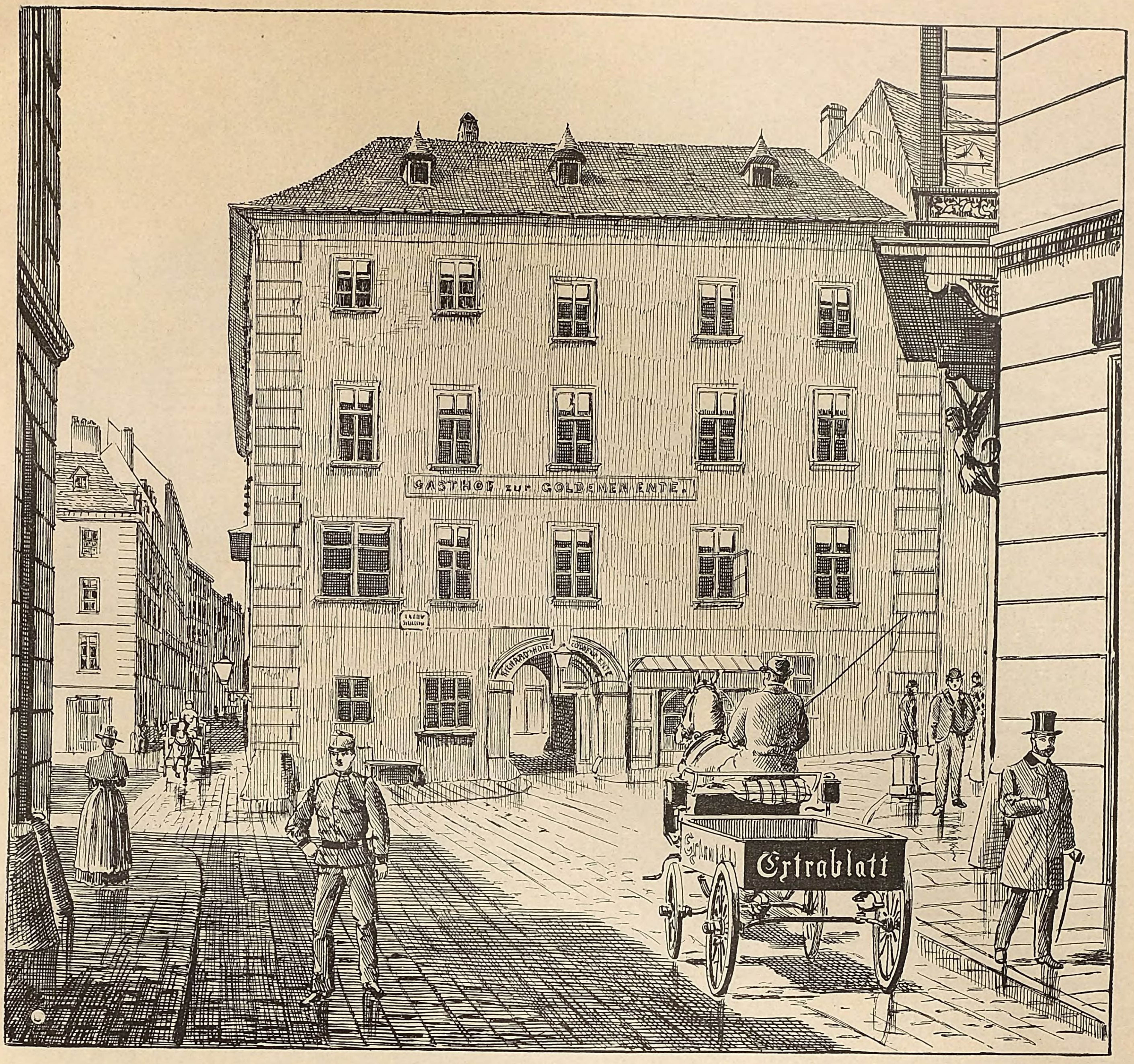
Das Haus zum schwarzen Bären am Lugeck.

Das stattliche Haus, welches wir vor uns erblicken, mit seinen breiten Fenstern, dem hohen Walmdache, dessen unterer Theil eine Reihe von Dachwohnungen enthielt, ist ein Bau der Renaissance-Periode; es wurde, wie es sich hier im Großen und Ganzen darstellt, von den Gebrüdern Eisler 1567, wie es heißt „vom grund neu gebaut". Die Stelle selbst aber in nächster Nähe der ältesten Stadtumfassung unter den Römern, die Ecke der römischen Verbindungsstraße mit der großen Heerstraße nach Allanova und Carnuntum bildend, kann man schon in vormittelalterlicher Zeit als verbaut annehmen. Die frühesten Nachrichten über ein Haus an genannter Stelle erhalten wir aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; dasselbe war in jener Zeit im Besitze eines gewissen Jörg Talhaimer. Von ihm erhielt es 1459 „in rechter tailung" Hans Ponhaimer. Nach dessem Tode gelangte es an seine Hausfrau Christina. Nach ihrem Ableben 1467 in den erblichen Besitz ihres Sohnes Maximilian gekommen, wurde es aber von den Testamentsvollstreckern sogleich veräußert. Hier erwarb es um 852 Pfund Pfennige Sigmund Sibenburger und von diesen 1503 um den gleichen Kaufpreis Lucas Klesenpruner und Margreth dessen Hausfrau. Nun zeigt sich eine Lücke in der Geschichte dieses Hauses, es tritt uns nämlich das genannte Haus, „ein Eckhaus an der Rothenthurmstraße und dem alten Lubeck" erst 1538 zu Gesicht, da führte es das Schild „zum gulden leben". 1563, und vermuthlich schon früher, ist es im Besitze eines gewissen Eisler, es wird schlechtweg das „Eislerhaus" genannt. 1566 führt es die Nummer 676 und wird mit „der Eiseler gebrüeder behausung" benannt. 1567 nach seinem vollständigen Umbau und bis 1586 wird es unter der gleichen Bezeichnung angegeben, nur führt es nun die Nummer 681. Im Jahre 1587 waren die bisherigen Besitzer aus dem Leben geschieden, denn nun lesen wir im Schema dieses Jahres „Sebastian und Andre Eyßlers erben". Die Hausnummer ist 680 für 681, was als eine Irrung erscheint, da wir das Haus noch weit später unter 681 bezeichnet finden.

Zu welchem Zeitpunkte in dem genannten Hause eine Apotheke errichtet wurde, ist unbekannt. Im Plane von Daniel Suttinger von 1684 erscheint dasselbe zuerst in dem Besitze eines Apothekers, des Johann Ludwig Mötzger, ebenso im Schema dieses Jahres, doch ist das Schild zum schwarzen Bären noch nicht angegeben; es führt die Nummer 757. In G. A. Schimmer's „Das alte Wien" werden uns die Eigenthümer des Hauses von 1700 an angegeben. In diesem Jahre erscheint es uns zuerst unter dem Schilde „zum schwarzen Bären" bezeichnet und gehörte dem Herrn Johann Antoni Saur, Apotheker. Auch Küchelbecker (1730) bezeichnet den „schwarzen Bär" als eine der zwölf in der Stadt bestehenden Apotheken. Das Haus erhält die Nummer 735. Im Jahre 1766 wird uns in Weiskern's „Topographie", III. Band, Anhang pag. 8, ein Michael Hagel von Donnersfeld als Besitzer der Apotheke und des Hauses angegeben, der es noch bis 1770 inne hatte. 1783 erscheint als Eigenthümer Johann Tummer, 1823 eine Frau Anna Frauer. An der Ecke war im Parterre das bemalte Steinbild des schwarzen Bären angebracht.

Das geräumige, zwei Höfe enthaltende Haus wurde 1878 von der Lebensversicherungs-Actiengesellschaft Germania in Stettin angekauft, vollständig umgebaut und in ein Zinshaus im modernen Stile umgewandelt, dem der Name „Germaniahof" verliehen wurde. Die Apotheke zum schwarzen Bären, einst radicirt, trennte sich von dem Hause schon einige Zeit vorher und ist gegenwärtig im gegenüberliegenden Eckhause, dem Federlhofe, etablirt.

Boeheim.



Das Haus „zur goldenen Ente“.

Schon anno 1493 erscheint das Haus „zur goldenen Ente“ in der großen Schullerstraße, und zwar als Eigenthum des edeln und ehrenvesten Jorg Schobly von Yesingen, „lerer der Syben freyen kunst und der Ercznev“. Um 1580, also vor ungefähr 300 Jahren, soll das Haus neu erbaut worden sein. Zu dieser Zeit gehörte es dem Schneider Mathias Pfaller.

Während der Türkenbelagerung, 1683, dürfte dieses Gebäude, da es mit der Seite gegen die Riemerstraße zu durch das neben dem damaligen Jakobinerinnen-Kloster hinlaufende Gäßchen ziemlich offen und ungeschützt gegen die Stubenbastei gelegen war, von den hereingeworfenen türkischen Kartätschen wohl arg mitgenommen worden sein, so daß sich die Pfaller'schen Erben, die wahrscheinlich die Kosten einer Restaurirung nicht aufzubringen vermochten, genöthigt sahen, dasselbe im kommenden Jahre, 1684, zu verkaufen.

Johann Baptist Creinitz hieß sein neuer Besitzer, und dieser hat wohl auch den in der Anlage etwas verunglückten Ecktract des dritten Stockwerkes, der nicht in der gleichen Flucht mit den anstoßenden Räumen gelegen war, auf dem Gewissen. Allem Anscheine nach dürfte das Haus im Jahre 1684 jene nüchterne Außenfront erhalten haben, wie uns dieselbe das obige Bild zeigt.

1700 erscheint Johann Georg Planck als Eigenthümer dieses bereits schon damals vielbesuchten „Schenck und Einkehrgasthauß zur gulden Enten“.

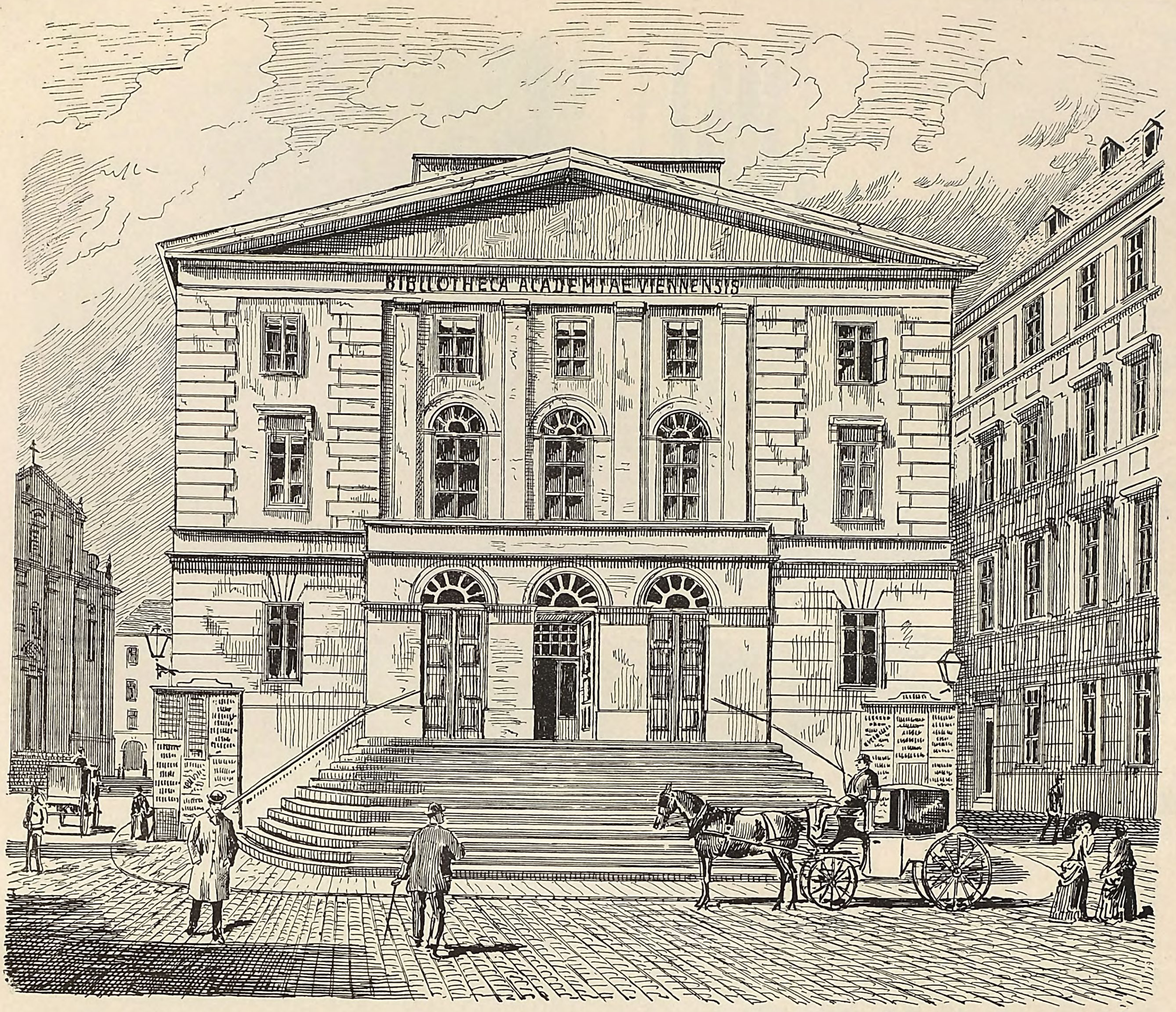
Vom Jahre 1775 bis zur Neuzeit gehörte das „Entenhaus“ der Familie Tauscher.

In früheren Jahren wurde im doppelfenstrigen Ecksalon des ersten Stockwerkes manch interessante Sammlung von Kunstblättern versteigert und dürfte dieser trauliche Raum noch bei vielen älteren Sammlern in angenehmer Erinnerung stehen. Sollte sich aber je ein Chronist finden, der die Geschichte des geselligen Lebens in Wien schreiben wollte, so müßte dieser Wackere auch der heiteren Abende Erwähnung thun, welche der Verein „Grüne Insel“, dem seit jeher die wohlklingendsten Namen der Künstler- und Schriftstellerwelt Oesterreichs angehörten, abhielt, nicht weniger aber auch jener, zwar nächtlichen, aber gewiß nicht staatsgefährlichen Zusammenkünfte, welche die exclusive „Hofrathsgesellschaft“ im Entenhause veranstaltete.

1886 mußte dieses zwar unschöne, aber ehrwürdige Gebäude einem modernen Hotel Platz machen.

Daß aber auch dieser neue Gasthof die in Ehren altgewordene goldene Ente wieder in sein Schild aufgenommen, wollen wir als ein gutes Omen für die Zukunft deuten.

Weittenhiller.

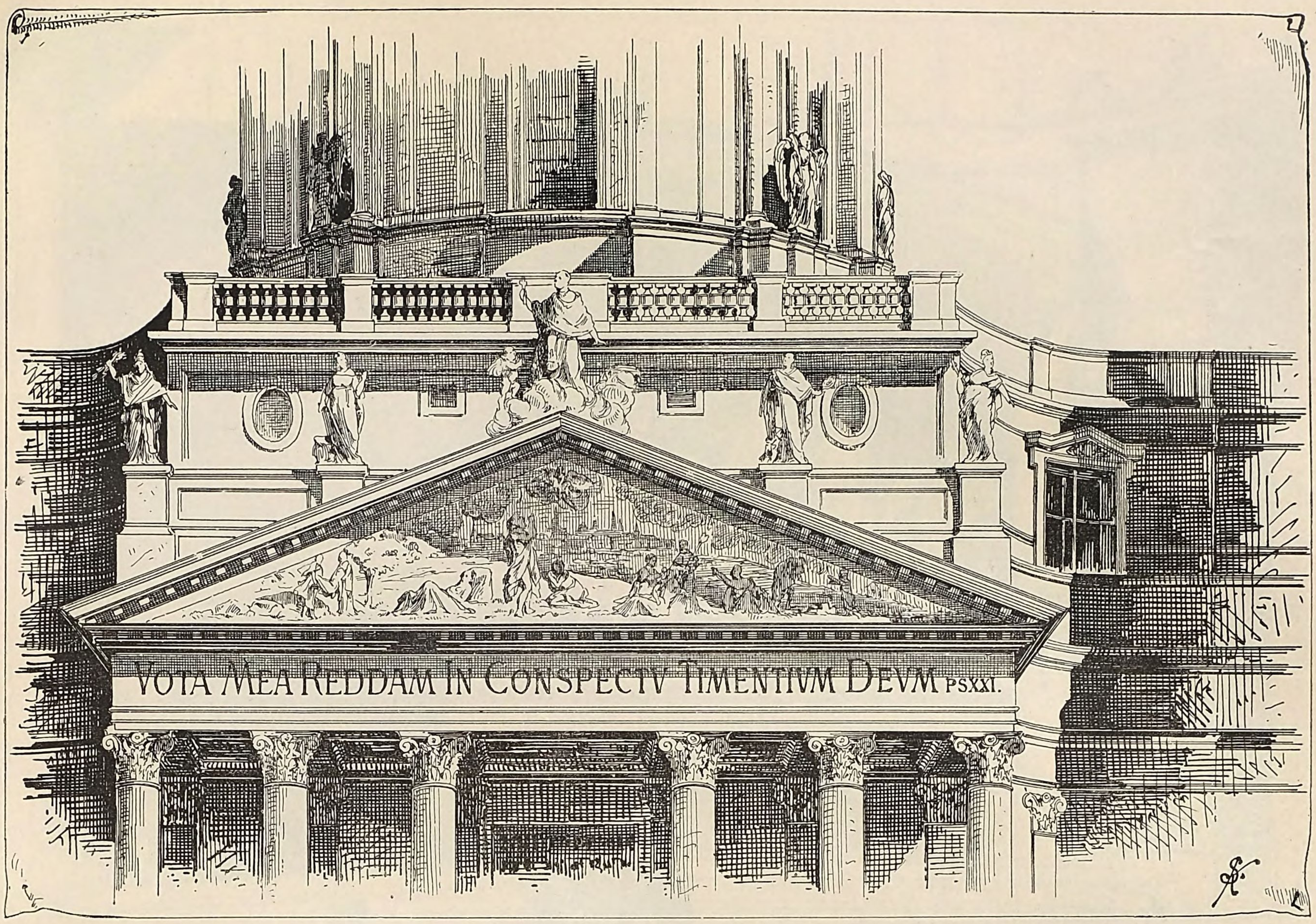


Die alte Universitäts-Bibliothek.

Die in ihren Bauformen recht nüchterne, doch aber nicht ganz ohne Stattlichkeit errichtete Façade in der Postgasse auf dem kleinen Plätzchen gegenüber der Barbarakirche, welche das Bild zum Gegenstande hat, gehört dem Um- und Neubaue an, welchen die nicht mehr ausreichenden Raumverhältnisse in der Bibliothek schon in den Zwanziger-Jahren dieses Jahrhunderts nothwendig gemacht hatten. Die Arbeiten begannen im Frühlinge 1827, am 21. August 1828 wurde durch den Regierungs-Präsidenten Aug. Reichmann im A. H. Auftrage der Schlußstein gelegt. Die Lesesäle wurden erst im October 1829 wieder eröffnet. Die alte Bibliothek der Hochschule, welche aus den Büchern des Bischofs Faber und späteren Vermehrungen entstanden war und bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts in den kläglichsten Aufbewahrungsorten sich befunden hatte, sollte, als Maria Theresia das neue prachtvolle Universitätsgebäude, die jetzige sog. Aula, gegründet hatte, dort aufgestellt werden. Es fand sich jedoch keine geeignete Localität dafür in dem schönen Hause und die Kaiserin befahl daher mit Hofdecret vom 24. Januar 1756, die Bücher in die „zum Gebrauche des Publicums ohnehin jederzeit offenstehende eigene k. k. Hof-Bibliothek übersetzen zu lassen". Es waren das übrigens nicht mehr als 2787 Bände. So hatte eine eigene Universitäts-Bibliothek zu existiren aufgehört, jedoch nicht für lange. Zwanzig Jahre später entstand sie auf's Neue aus den abgegebenen Büchersammlungen der Jesuiten und anderer aufgehobener Klöster, welche noch durch Doubletten der Hofbibliothek ergänzt wurden, und ward ein eigener Fond für das Institut gegründet. Diese bedeutende Sammlung — sie zählte gegen das Jahr 1780 schon bei 45.000 Bände — benöthigte ein geräumiges Aufstellungslocal, wozu Theile des aufgelassenen Jesuitencollegs bei der Universität ausersehen wurden. Unter denselben befand sich auch der Bibliothekssaal des Jesuitenklosters selber, das frühere Refectorium und das Juniorat. Diese drei großen Räume bildeten mit verschiedenen kleineren Nebenräumen das Innere der Universitäts-Bibliothek, solange sie in der inneren alten Stadt verblieb, d. h. bis zur Errichtung des neuen Ferstel'schen Prachtbaues auf dem Franzensring, und auch der Bau von 1827, dessen oben gedacht wurde, ist nur eine Umgestaltung des Aeußeren in der Hauptsache gewesen. Das Gebäude besteht auch noch gegenwärtig und dient seit der Uebersiedlung der Universität als Amtslocal der k. k. Postsparcassa.

Der große ehemalige Bibliotheksaal der Jesuiten ist in seiner künstlerischen Pracht noch erhalten. Ueber acht Meter hoch geht er durch zwei Stockwerke und hat sehr schöne Bücherstellen sammt einer Galerie von Eichenholz mit vergoldetem Schnitzwerk. Das bedeutendste ist aber das Deckengemälde von der Hand des berühmten Jesuiten Andrea dal Pozzo, in drei Feldern die Allegorien der Wissenschaften darstellend. Die Wände des zweiten, des Refectorium-Saales, zierte Marmorverkleidung mit vergoldeten Capitälen, an der Decke waren Scenen aus dem Leben des heil. Ordensstifters in Stucco zu sehen. Die Tische, Bänke und die Kanzel entfernte man und stellte die Bücherschränke der gleichfalls aufgelösten Bibliothek der Jesuiten vom St. Annakloster herein. Der Junioratssaal, über drei Meter hoch, war der zu oberst gelegene Raum. Auch bei der neuesten Adaptirung des Gebäudes haben diese schönen Ueberbleibsel einer kunstsinnigen Vergangenheit erfreuliche Schonung erfahren.

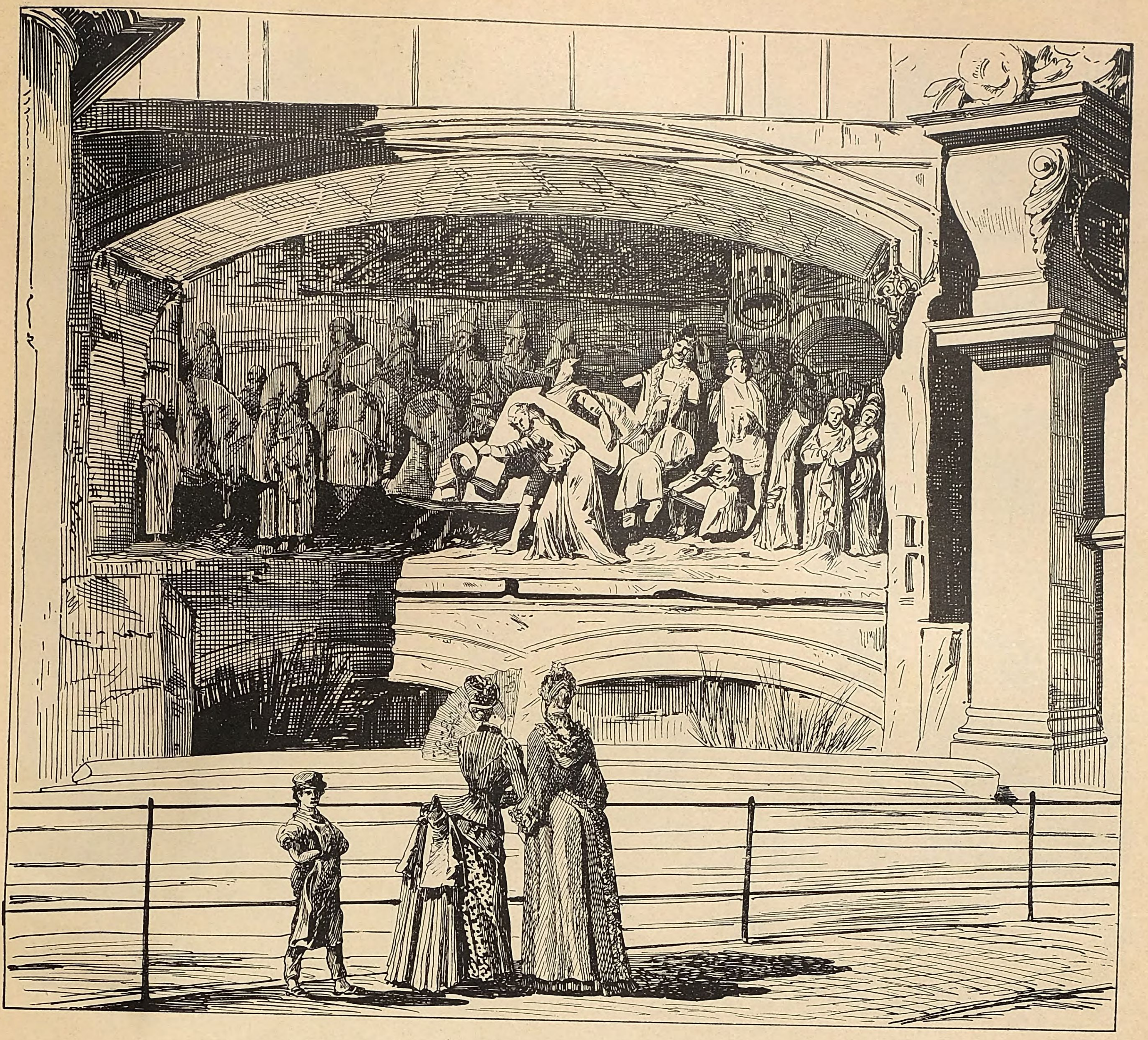
Ilg.



Der Pestgiebel an der Carlskirche.

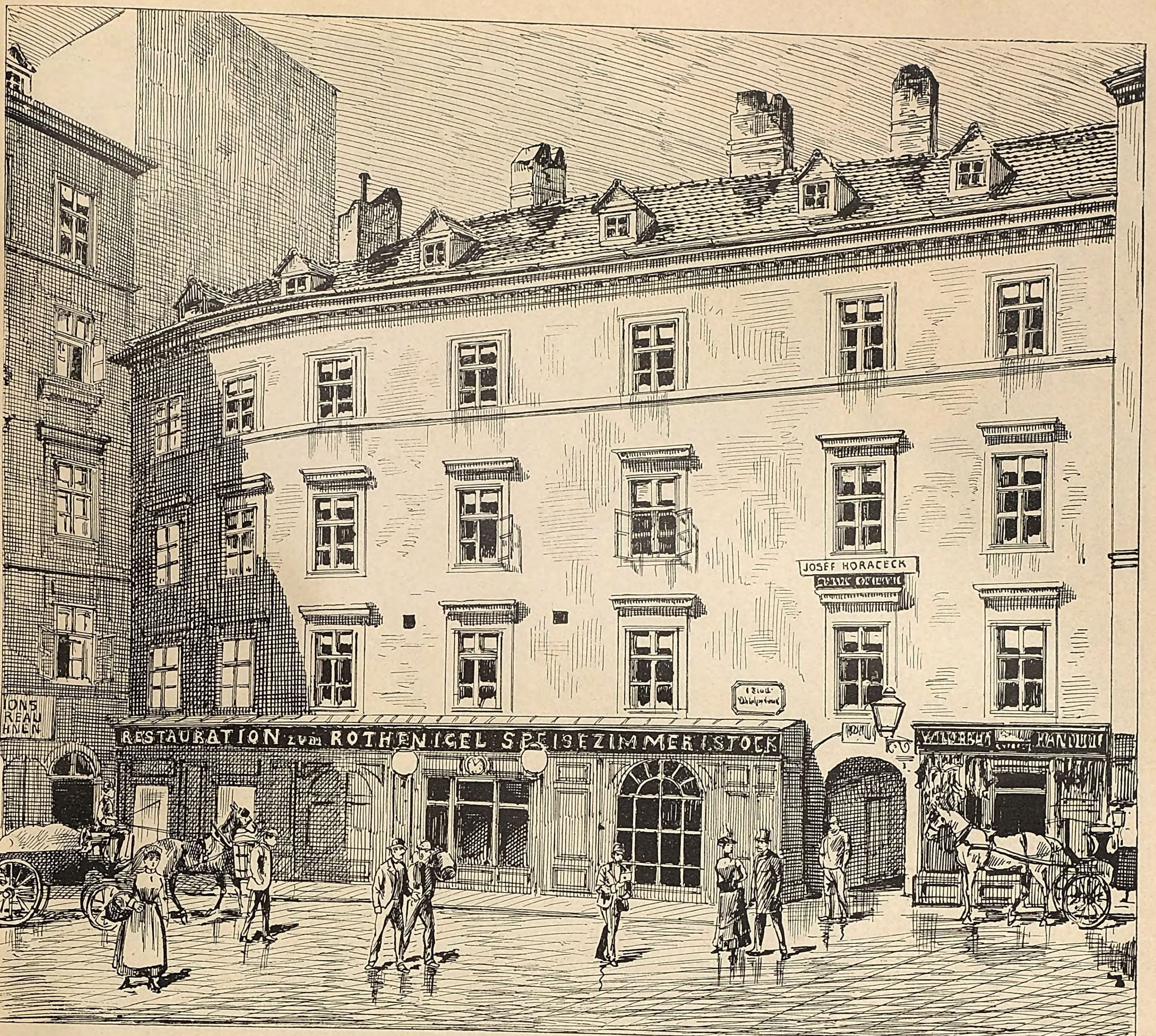
Aus den glücklicherweise erhaltenen Rechnungen, welche der amtliche Bauschreiber Johann Andre Bertram aufgezeichnet hat, erfahren wir, daß im Jahre 1727 die Witwe Helena Stanetti für das von ihrem Manne verfertigte Relief im Frontispice des Kircheneinganges von St. Carl Borromäus 1100 fl. erhalten habe. Dabei wird noch bemerkt, daß das Sculpturwerk schon 1725 vollendet war. Dieser Künstler war Giovanni Stanetti, ein Venezianer, welcher bei den damaligen Prachtbauten viel zu schaffen hatte. Neben Lorenzo Mattielli ist er der vielbeschäftigte Decorationsbildhauer jener Zeit in Wien. Er gehört zu den von Prinz Eugen für seine Kunstunternehmungen aus Italien berufenen Meistern und hat im Vereine mit seinen Gehilfen Viel geleistet, unter denen sich tüchtige Leute wie Schletterer und Lechleitner befanden. So entstanden die Gartenfiguren des Belvederes, das castrum doloris für Kaiser Joseph I. bei den Augustinern (nach Entwurf des älteren Fischer von Erlach) und die Pestsäule in Baden (nach Zeichnung Martino Altomonte's) durch ihn und seine Werkstätte. Unter Joseph I. wurde er Kammerbildhauer. Auch der noch vorhandene schöne, mit buntem Marmor incrustirte Salon, die „alcova" in der neuen Favorita (k. k. Theresianum) wurde von ihm 1707 hergestellt. Im Jahre 1725 war Stanetti gestorben. Die Composition des großen Reliefs im Tympanon des korinthischen Porticus ist eine sehr gelungene, die Motive diejenigen, welche bei den meisten solcher Pestbilder beliebt waren. Man sieht nämlich ein freies Feld vor der Stadt Wien, und zwar die Südseite, allwo sich mannigfache Scenen des Schreckens und Todes begeben. Im Hintergrunde sind die Fortificationen der Stadt zu sehen, ferner die Thürme und hervorragenden Gebäude sehr genau und topographisch ganz richtig dargestellt, so daß man nur wünschen könnte, es möchte einmal eine größere Aufnahme des Giebels gemacht werden. Oben in den Lüften erscheint der Strafengel des Herrn. Aehnlich ist der Gegenstand auch an der Pestsäule in Perchtoldsdorf behandelt. Unsere Darstellung umfaßt außer dem Tympanon noch den Mitteltheil des Kirchenkörpers mit Statuenschmuck und Attika, über welchen ein Stück Tambour von der Kuppel sichtbar wird. Hier stehen an den Säulenpaaren die schönen Engelfiguren, welche von der Hand des Lorenzo Mattielli ausgeführt wurden. Den Epistyl des Giebels füllt die Inschrift aus den Psalmen: Vota mea reddam in conspectu timentium Deum aus, welche Gustav Heraeus, der berühmte Gelehrte und Vorstand des kaiserlichen Medaillen-Cabinets, wählte, ein bedeutender Mann, welcher Fischer's Freund war und auf den Bau und das Programm desselben überhaupt sehr großen Einfluß nahm.

Ilg.



Sculpturwerk am Stephansdom.

An der Außenseite des nördlichen Seitenchors der Oberkirche von St. Stephan ist neben der dort angebauten sogenannten oberen Sacristei zwischen zwei Strebepfeilern unter der Sohlbank des Fensters ein großes, 15 Fuß breites Bildwerk in einer nischenförmigen Umrahmung eingesetzt, welches, im höchsten Relief gearbeitet, den Zug nach Golgatha zum Gegenstande hat. Diese Sculptur gehört zu den interessantesten, leider aber auch zu den auf's Barbarischeste verstümmelten Kunstwerken unserer Kathedrale. Die figurenreiche Composition verräth in ihrem malerischen Arrangement sofort die Zeit der späteren Gothik, was der Datirung 1523 auf einem Schildchen entspricht. Zwei von einem Engel gehaltene Wappen gehören offenbar dem Ehepaar an, welches das schöne Denkmal stiftete: das eine führt einen Adler, das andere einen Hut oder eine Mütze. Auf der entgegengesetzten Seite des Bildwerkes soll früher eine gekrönte Frau mit einem Kelche angebracht gewesen sein. — Aus einer unbekannten Quelle berichten Tschischka und alle seine Nachschreiber, daß das Denkmal von dem Rathsherrn und Brückenmeister Johann Hutstocker gegründet und von dem Bildhauer Conrad Blauen gefertigt worden sei. Die Hutstock oder Hutstocker waren eine angesehene Wiener Bürgerfamilie, die öfters genannt wird. Heinrich Hutstocker stiftete eine Messe auf dem Katharinenaltar des Domes, welcher Stiftung 1499 Erwähnung gethan wird; in Wolfgang Schmölzl's Lobgedicht auf Wien 1548 kommt der Stadtrichter Sebastian Hutstocker vor. Ob der Rathsherr Johann Hutstocker 1523 gestorben und das Bildwerk zugleich sein Epitaph sei, wie gleichfalls angegeben wird, läßt sich nicht entscheiden. Was den angeblichen Bildhauer Conrad Blauen betrifft, welcher sonst ganz unbekannt ist, so fehlt ebenfalls jeder Nachweis für seine Autorschaft. Am rechten Einfassungsrande des Reliefs, sowie auf dem Costüme einer Figur kommt das Steinmetzzeichen vor. In seiner Geschichte Wiens geht Tschischka noch weiter, indem er sowohl das hier besprochene Denkmal als das Epitaphium des Riemermeisters Georg Siegenfelder am Fuß des Hochthurmes diesem Blauen zuschreibt, — richtiger das Grabmal der Preis'schen Familie, wie ich schon an anderm Orte nachgewiesen habe. Aber diese Tafel ist von ganz anderer Hand, mit Einfluß Dürer'scher Compositionsweise geschaffen, hat also mit unserem Relief nichts gemein, welches vielmehr mit älteren Stiltraditionen zusammenhängt. Die technische Behandlung des Costümlichen und der Landschaft in mittelalterlichem Geiste macht das 1523 entstandene Sculpturwerk neben manchen gleichzeitigen merkwürdig, welche bereits von der Renaissance beeinflußt erscheinen. Die barocke Architektur, welche den Abschluß unseres Bildes zur Rechten bildet, gehört dem Unterbau des Capistran-Monumentes bei der gothischen Kanzel am Strebepfeiler an, auf welcher der berühmte Mann den sündigen Wienern seine Predigten hielt. Das Relief der Kreuztragung von dem angeblichen Meister Conrad Blauen aber, welches zu den bedeutendsten Bildwerken des mittelalterlichen Wien gehört, ist in der hier vorliegenden malerischen Zeichnung zum erstenmal publicirt; es verdiente wohl eine ganz genaue Wiedergabe. Ilg.



Das Haus „zum rothen Igel“ am Wildpretmarkt.

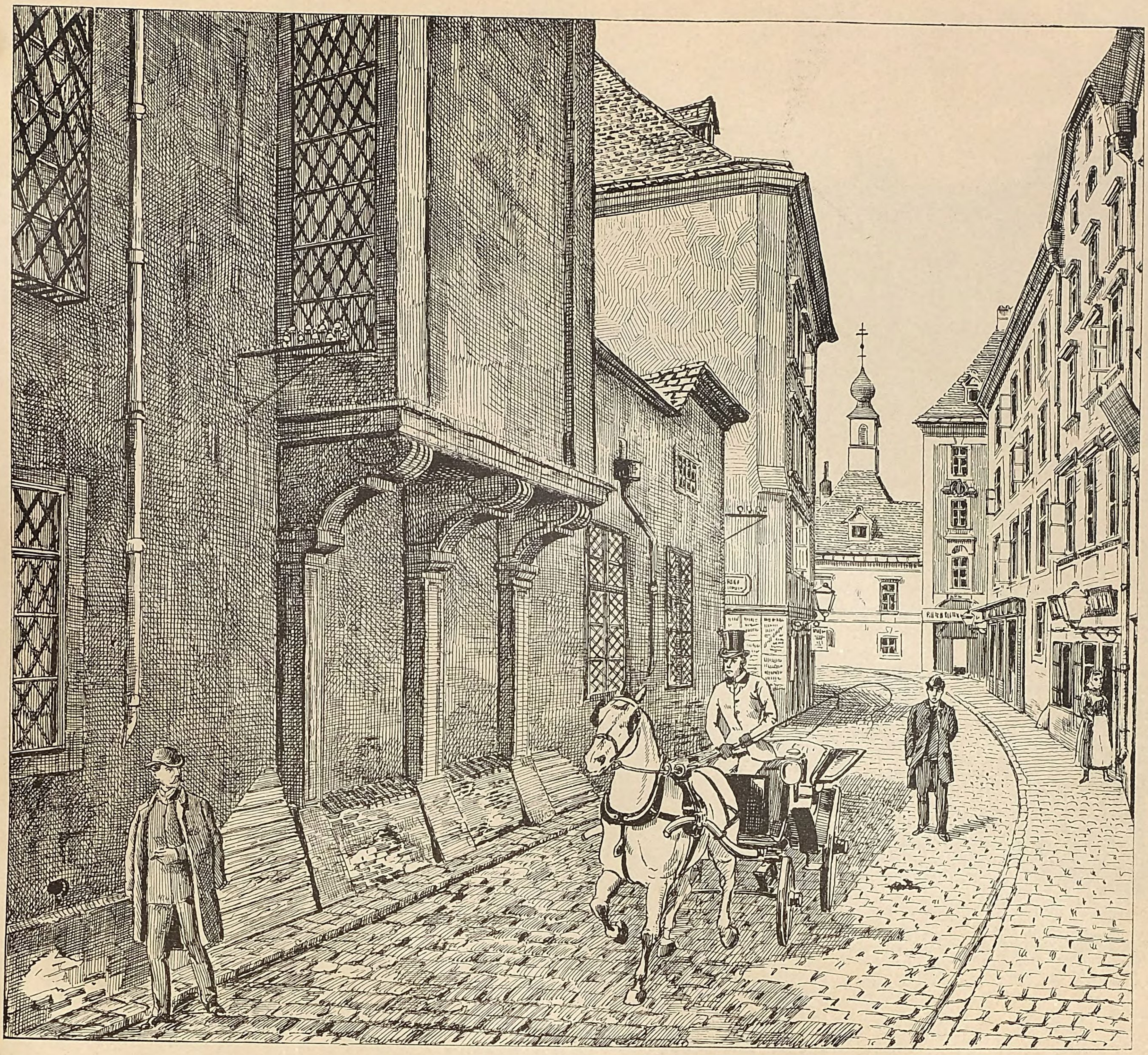
Das Durchhaus, „zum rothen Igel“ genannt, zwischen dem Wildpretmarkte und den Tuchlauben gelegen, hat es verstanden, sich nach jeder Richtung hin, und zwar in des Wortes doppelter Bedeutung, bei den Wienern, ja selbst über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus, beliebt und — berühmt zu machen. Im Tracte gegen die Tuchlauben zu wurde durch ein halbes Jahrhundert hindurch für geistige Genüsse gesorgt. Von 1829 an, als die Gesellschaft der Musikfreunde daselbst den halben Theil des alten Igelhauses niederriß und an dieser Stelle einen neuen Musentempel errichtete, bis zu jener verhängnißvollen Stunde, in der die „resche“ aber geniale Künstlerin Gallmayer, als Nachfolgerin Strampfers, die Pforten des aus dem Concertsaale in ein Theater umgewandelten Kunstinstitutes schließen mußte, sahen und hörten in diesem Hause die musikfreudigen Wiener wohl alle Koryphäen der damaligen Musikwelt. — Der „rothe Igel“ nach der anderen Richtung hin, nämlich nach dem Wildpretmarkte zu, bot und bietet noch heute einen Anziehungspunkt für Freunde eines echten Tropfens und guten Bissens — und darauf hat sich der Wiener immer verstanden, geradeso, wie auf die Genüsse, die auf der anderen Seite des Hauses geboten wurden — auf die Musik.

Heute haben wir es nur mehr mit dem am Wildpretmarkte stehenden Hause zu thun, denn seit dem Jahre 1886, als der kaiserliche Rath Heinrich Mattoni an Stelle des alten Musikvereinsgebäudes einen Neubau, den „Mattonihof“, aufrichtete, fällt die Hausbenennung „zum rothen Igel“ einzig nur mehr dem Tracte am erwähnten Markte zu.

Schon 1571 erscheint dieses Gebäude mit dem Schilde: „zum roten Ygel“, und wir zweifeln nicht im Geringsten, daß schon zu jener Zeit auch genanntes Gethier in möglichst struppiger Darstellung — gemalt oder plastisch — an passender Stelle des Beschauers Auge erfreute; heute schaut er ganz zahm, auf einem Blechtäfelchen gemalt, ober dem Hausthore herab. Später erscheint der Bader Johann Pößl als Eigenthümer des Hauses, nach diesem der niederösterreichische Regierungs-Secretär Johann Pistory. 1683, im Jahre der Bedrängniß, war Pistory schon gestorben und erschienen dessen Erben als Hausbesitzer; von diesen ging dasselbe an Ferdinand von Radegg, röm. kais. Maj. Rath und kais. Stadt- und Landgerichtsbeisitzer, über. Etliche achtzig Jahre stand die Familie Radegg im Besitze des Hauses, 1790 kam es an Maria Gußmann und 1825 an den Grafen Franz Kolowrat. Heute gehört das „rothe Igel“-Haus dem k. k. Rittmeister Seelinger. Zu Anfang des Jahres 1838 richtete der Wirth Kohlbauer daselbst eine Gastwirthschaft ein, die sich bald großen Rufes erfreute, den dessen Nachfolger — jetzt ist es Johann Tretzmüller — verstanden haben, bis auf den heutigen Tag zu bewahren.

Die Räume desselben — zu ebener Erde und im ersten Stocke — bilden seit jeher das beliebte Stelldichein der interessantesten Persönlichkeiten aller Stände und Parteischattirungen, hoch- und niedergeborener Ritter vom Geiste des alten und neuen Wien.

Weittenhiller.



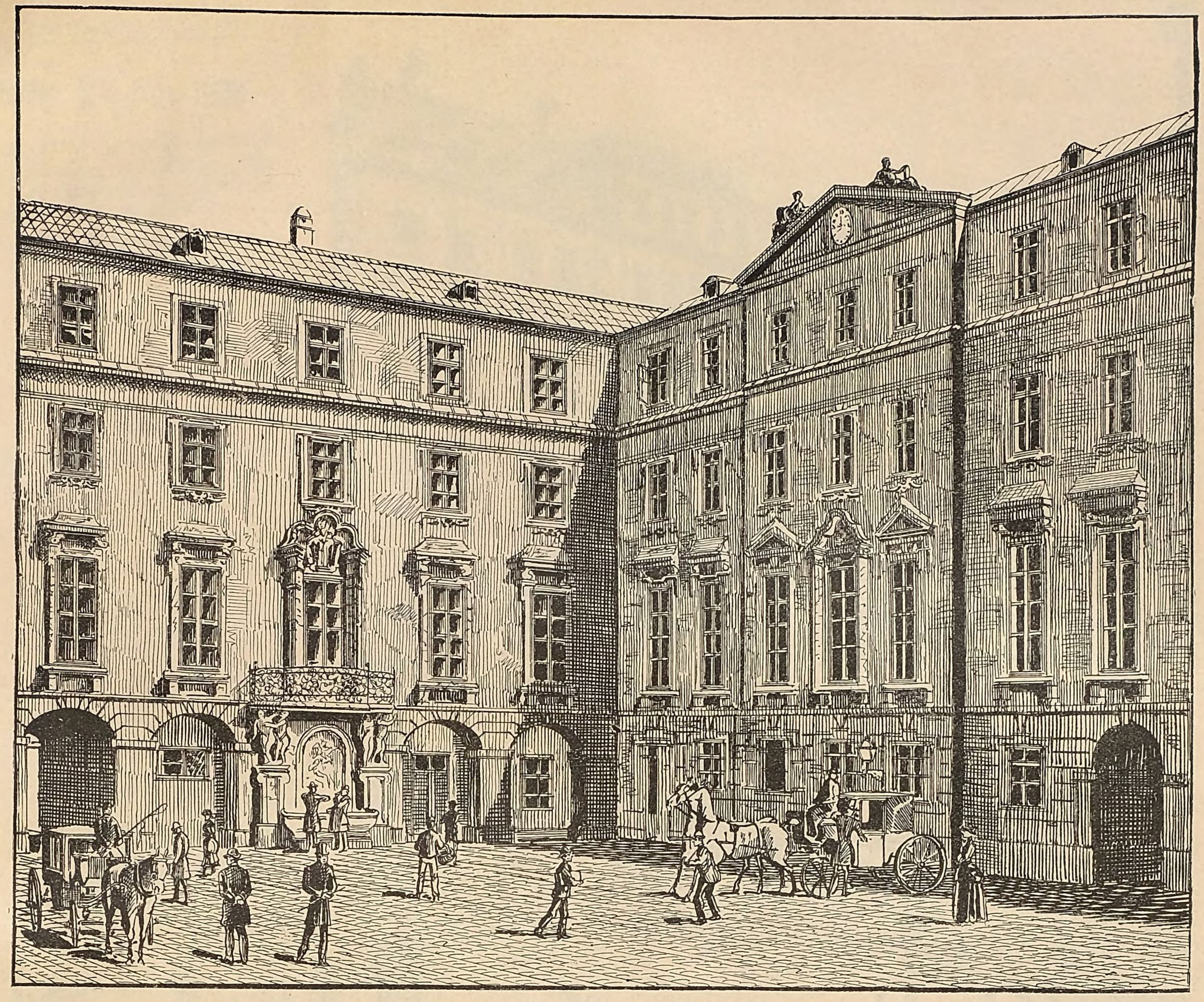
Die Schönlaterngasse.

Es ist einer der alterthümlichst aussehenden Winkel der inneren Stadt, welchen unsere Ansicht darstellt. Die Schönlaterngasse erscheint auf dem Bilde in ihrem mittleren Theile, denn vorne hat sie noch eine im rechten Winkel abbiegende Fortsetzung zur früheren Universitäts-Bibliothek hin und von dem in der Perspective sichtbaren, mit seinen Thürmchen hervorragenden Heiligenkreuzerhof an eine weitere rechtwinklige Abzweigung in die Sonnenfelsgasse. Die ehemals an dem Hause Nr. 674 angebrachte, geschmackvoll geschmiedete Eisenlaterne, welche der Straße ihren Namen gab, befindet sich jetzt im städtischen Museum im neuen Rathhause.

Der Bau zur Linken in dem Bilde ist die Rückwand der Universitäts- oder Jesuitenkirche, welche Kaiser Ferdinand II. 1627 errichtete. Der Kirchenchor hat einen geraden Abschluß. Der erkerartige Vorsprung mit dem vergitterten Fenster, welcher von drei Consolen gestützt wird, bildet eine Nische hinter dem kolossalen Hochaltar von Andrea dal Pozzo, in der das Altarbild so angebracht ist, daß es von den beiden seitlichen Schmalfenstern beleuchtet wird. Leider ist es heute nicht mehr das ursprüngliche von dem genannten Meister. Nach dem niederen, zweifenstrigen Tract folgt im Bilde der Ausgang des engen Jesuitengäßchens.

Die interessantesten Baulichkeiten in dieser Gasse sind außer der in unserer Publication bereits erwähnten alten Universitäts-Bibliothek und dem Schönlaternhaus noch: das von Kaiser Joseph II. 1783 aufgehobene Stift- oder Beneficiathaus, ein Tract des Pazmanitischen-Ungarischen Collegiums, das ehemalige Croatische Collegium, das ehemalige Seminar, auch der alte Jesuiterhof genannt, auf der rechten Seite das Basiliskenhaus, noch heute mit dem Steinbilde eines vogelartigen Thieres an der Façade geschmückt, von dem eine längst verschwundene Inschrift besagte, daß dieses giftige Ungeheuer anno 1212 im Hausbrunnen gefunden worden sei. Endlich wird am Abschlusse des im Bilde dargestellten Theiles der Gasse eine kleine Partie des umfangreichen Gebäudes sichtbar, welches das Cistercienser-Stift Heiligenkreuz in Niederösterreich wahrscheinlich bereits 1286 von Albrecht I. geschenkt erhielt. Das Thürmchen gehört zu der schönen, im Barockstil erbauten Capelle im großen Hofe, welche zuerst Abt Clemens Schäffer (reg. 1658—1693) im Jahre 1667 errichtete. Ihre gegenwärtige Ausstattung rührt aber von Abt Robert aus der Zeit von 1730 her. Das große Wohngebäude ließ ebenfalls Clemens 1676 in seiner noch bestehenden Gestalt errichten; ich vermuthe aber noch ältere Theile in diesen Baulichkeiten. Hier war 1768 zuerst die neu gegründete k. k. Graveur- und Erzverschneiderschule untergebracht, bevor sie 1786 mit der Akademie der bildenden Künste bei Sct. Anna vereinigt wurde. Das Haus am Rande des Bildes zur Rechten ist interessant durch sein altes Schopfdach, dieses charakteristische und gefällige Merkmal unserer einheimischen Bauweise, das sich zwar an den alten Bauernhäusern der österreichischen Dörfer noch sehr häufig erhalten zeigt, in den Städten aber mehr und mehr verschwindet.

Ilg.



Hof im alten Rathhaus.

Es hätte gegenüber unserer Ansicht, welche das Wiener Stadthaus nach seiner im XVIII. Jahrhundert vollzogenen Umgestaltung zum Gegenstande hat, wenig Sinn, auf die frühere Geschichte des merkwürdigen Gebäudes zurückzugreifen. Nur soviel möge hier kurz in Erinnerung gebracht werden, daß in älterer Zeit das Gemeindehaus der Stadt Wien sich an anderer Stelle — eine Zeit lang z. B. an Stelle des Schönbrunnerhauses befand — daß auf einem Theil des jetzigen Gebäudes die patrizische Familie der Haimo Besitz hatte, darunter ein Haus sammt Mariencapelle, welches Otto d. N. 1316 der Stadt schenkte. Im Laufe des XV.—XVII. Jahrhunderts geschahen mehrfache Umbauten, Vergrößerungen und Veränderungen. Im XV. Jahrhundert erhielt die Salvatorcapelle ihre gegenwärtige gothische Anlage, im ersten Viertel des folgenden aber ihr prachtvolles Portal im Stil der Venezianischen Frührenaissance. Noch 1700 gehörten benachbarte Häuser, welche in der Barockperiode in den bestehenden Palast verbaut wurden, theils verschiedenen Bürgern, theils dem Hofe an. Um 1710 geschah in architektonischer Hinsicht das Wichtigste; damals entstand die prachtvolle Façade in der Wipplingerstraße mit den beiden imposanten, mit Säulen und Statuen gezierten Portalen, die schönen Stuccaturen der Treppe, der Hausfluren und der Säle, der Freskenschmuck des Hauptsaales von Rottmayr (siehe II. Lieferung, erstes Blatt). Der Architekt dieses Neubaues ist leider nicht bekannt, gehörte aber gewiß der Schule des älteren Fischer von Erlach an; als administrativer Leiter fungirte der Unterkämmerer der Stadt, Georg Altschaffer; die aus der wälschen Schweiz eingewanderten Meister Camesina und Bussi waren die Verfertiger der graziösen Stuccos. Weitere Verschönerungen erfuhr das Gebäude einige Decennien später. Den herrlichen Andromeda-Brunnen Georg Raphael Donner's in seiner monumentalen, figurengeschmückten Nische unter dem Balcon im Hofe, wie ihn unsere Ansicht erkennen läßt, schuf der unsterbliche Meister seit 1739; das geschmackvolle Gitter des Balcons von geschmiedetem Eisen darüber ist eine Arbeit des Schlossers Simon Vogl in der Alservorstadt, jedoch älter als der Brunnen, da wir aus einer Rechnung das Entstehungsjahr 1725 ersehen. Für das Relief, welches in der von Perseus befreiten Andromeda eine der schönsten Frauengestalten darstellt, wurden 1740 25 Centner Blei und 2½ Centner Zinn angeschafft. Donner erhielt 800 fl., welche aber erst 1743 nach seinem am 17. Februar 1741 erfolgten Tode der Witwe erfolgt wurden. Schon 1795 wurde das herrliche Werk einer Renovirung unterzogen, und heute wäre abermals eine solche sehr nöthig. Die letzten Baulichkeiten fanden im Hause 1780 statt, damals demolirte man auch noch einige der Nachbarhäuser und erweiterte das Gebäude auf dem gewonnenen Areal, welche Arbeiten von dem Architekten Theodor Vallery geleitet wurden. Vallery ist einer der im französischen Rococcogeschmack geschulten Künstler der Theresianischen Zeit gewesen (geb. in Trier 1725, gest. in Wien 1800). Seine Blüthe fällt in die Sechziger-Jahre des Jahrhunderts. Als vor zwei Jahren beim Bezuge des neuen Rathhauses die Frage auftauchte, was mit dem alten nunmehr geschehen sollte, war für das schöne Bauwerk die Gefahr der Demolirung gar nicht fern. Wir hoffen, daß dieselbe für immer beseitigt sein möge und der Brunnen Donner's in jener wundervollen Umrahmung verbleiben werde, ohne die er eben nicht gedacht werden kann!

Ilg.



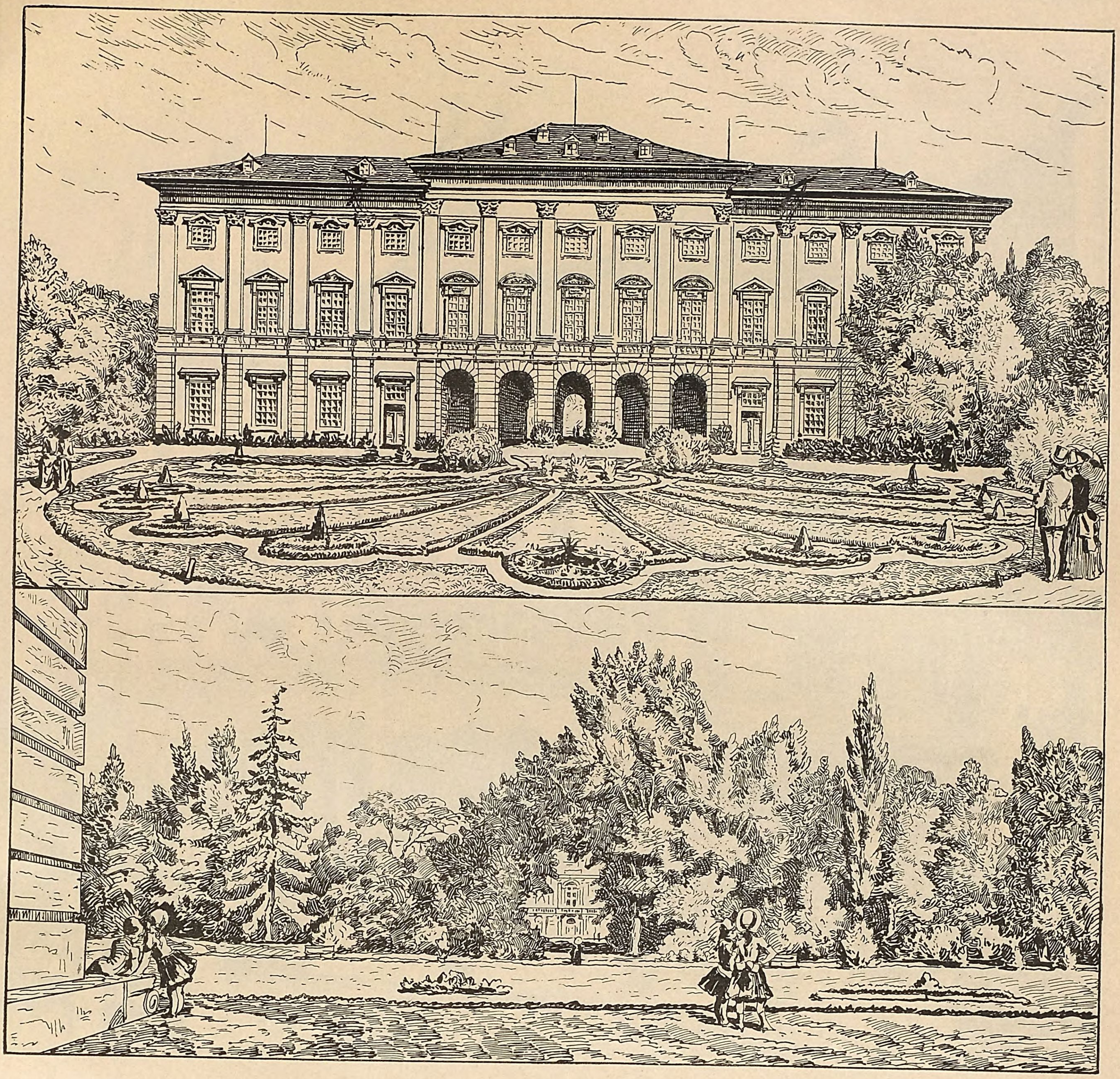
Das Schwabische Haus, genannt die Schwabenburg.

Das stattliche Gebäude, welches das obige Bild zur Darstellung bringt, mußte im Jahre 1886 einem Neubau weichen. Im Jahre 1450 war dieses Haus mit dem in der Wallfischgasse anstoßenden zusammen verbaut und im Besitze des Stiftes St. Lambrecht zu Altenburg. 1540 fand in Folge eines Umbaues die Trennung dieser beiden Häuser statt, und so haben wir es nur mehr mit dem Eckhause zu thun, das im Jahre 1636 von Johann Ledentu angekauft wurde, von dem es 1666 der Gastgeber Thomas Wider erwarb. Zur Zeit der Türkenbelagerung, 1683, war die Familie Bottoni im Besitze dieses Hauses, die es von dem niederösterreichischen Regierungsrathe Annibale Francesco Bottoni erbte. Schon 1700 erscheint wieder eine neue „Hausfrau“, Juliana Hollriederin, 1760 gehörte das Haus einem Freiherrn von Prandau, 1766 dem Freiherrn Rochus von Lopresti, 1795 dessen Erben und 1822 dem Friedrich von Schwab. Letztgenannter ließ um diese Zeit jenes Gebäude aufführen, das nach ihm den Namen „Das Schwabische Haus“ führte, aus welcher Benennung der Wiener Volkswitz die Bezeichnung „Schwabenburg“ erfand; es mag somit hier zur Erklärung dienen, daß dieses Haus seinen Namen nach seinem Erbauer führte, mit der im Dialekt „Schwab“ genannten Küchenschabe (Periplaneta orientalis) aber gar nichts gemein hatte.

Im Jahre 1849 war Julie Mauthner Besitzerin der Schwabenburg und dieselbe blieb bis in die neueste Zeit Eigenthum der Familie Mauthner von Mauthstein.

Noch müssen wir des hier befindlichen Kaffeehauses, eines der älteren Wiens, Erwähnung thun, das besonders von Schauspielern und Sängern gerne aufgesucht wird. Im Sturm- und Drangjahre 1848, als gerade vor dem Kaffeehause am Eingange der Kärntnerstraße die Studenten eine hohe Barrikade errichteten, war es der damalige Kaffeesieder Corti, der sich durch sein loyales und tactvolles Benehmen vortheilhaft auszeichnete und seinem Geschäfte den Ruf einer gewissen Berühmtheit verschaffte. Auch im neuen Hause wurde wieder ein mit vieler Eleganz ausgestattetes Kaffeehaus eingerichtet, das nunmehr den Beinamen „Zum Fenstergucker“ führt, und zwar als Erinnerung an das über dem Fußwegthore des ehemaligen „Neuen Kärntnerthor“, das gerade gegenüber dem Schwabischen Hause gelegen war, eingemauerte Steinbild, welches den älteren Wienern noch im Gedächtnisse sein wird und sich heute im städtischen Museum befindet. Es muß ein glücklicher Gedanke genannt werden, daß an der Ecke des neuen Hauses, unterhalb eines Erkers, wieder ein dem alten ähnliches Steinbild angebracht wurde.

Der neue „Fenstergucker“ trägt die Züge P. Abrahams a Santa Clara, des trefflichen Augustinermönches, der durch seine gegen die Schwächen der hohen und niedern Gesellschaft eifernden Predigten und Schriften — vielleicht unbewußt — einer der bedeutendsten Culturhistoriker Wiens geworden ist und schon längst von stadtwegen ein würdiges Denkmal verdient hätte. Weittenhiller.

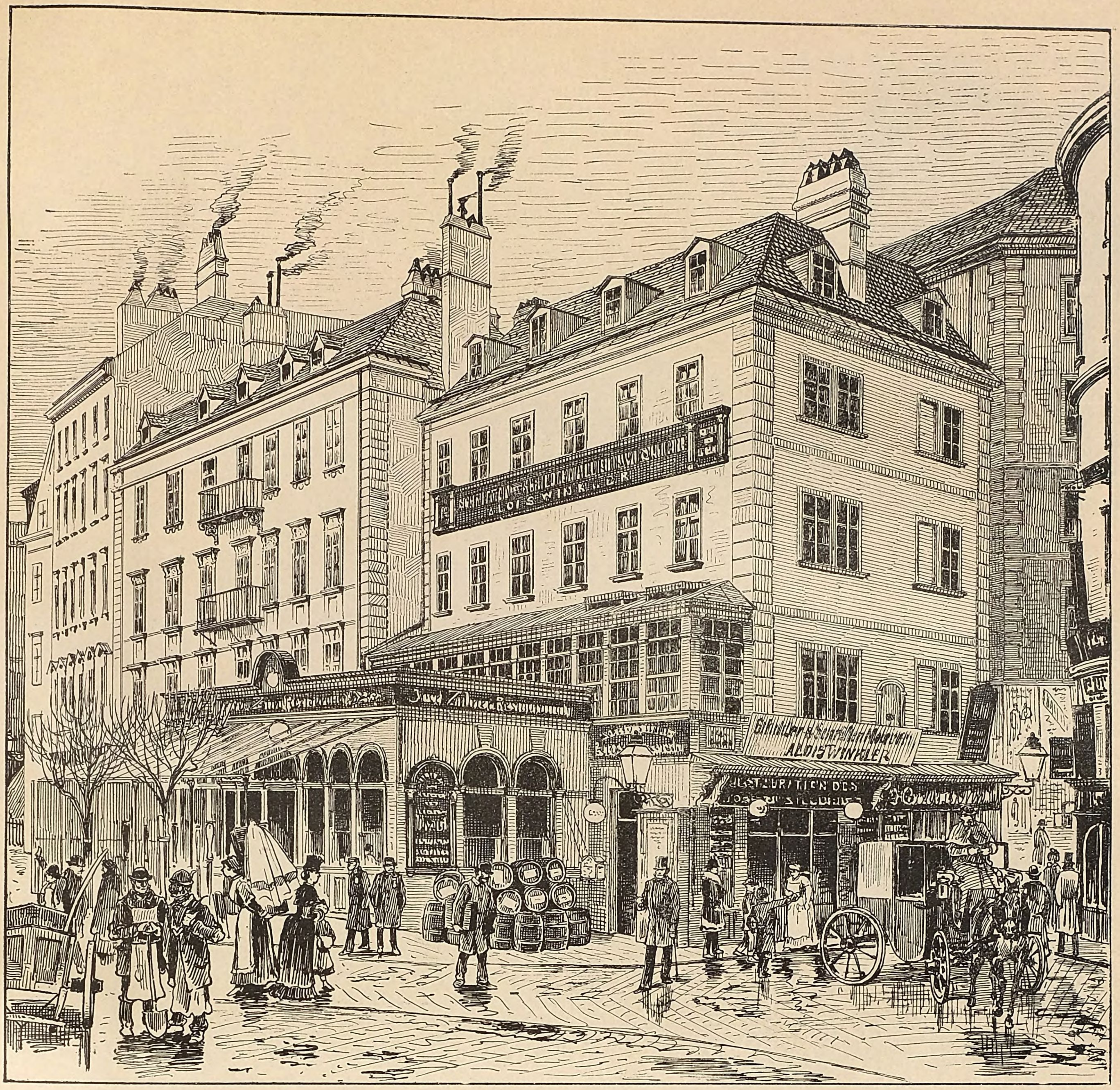


Das fürstlich Liechtenstein'sche Palais in der Roßau.

Einer der edelsten Kunstfreunde seiner Epoche, Fürst Hans Adam Andreas zu Liechtenstein, führte den Bau seiner beiden großartigen Paläste in Wien, des Majoratshauses in der Stadt und des hier besprochenen in der Roßau, gleichzeitig, nur begann die Arbeit an letzterem schon 1697, zwei Jahre früher als in der Stadt. Seinem schönen Worte gemäß, wollte er seine großen Geldmittel lieber an fleißige Werkleute als an faule Bettler verwenden, und er handelte darnach mit weisem Sinn. Graf Martinitz, damals kais. Gesandter in Rom, verschaffte dem Fürsten zuerst 1696 ein Bauproject des berühmten dortigen Architekten Carlo Fontana, wonach eine ganz andere Anlage in's Auge gefaßt war. Es scheint, daß dieses Project aber nicht gefiel, denn der Fürst übertrug den Bau dem Abbate Dominico Martinelli, Mitglied der Akademie von S. Lucca in Rom, welcher auch denjenigen des Majoratshauses leitete. Dieser große Architekt ist in Lucca um 1650 geboren, 1718 starb er, nachdem sein Talent sich besonders in Mannheim am Hofe des Pfalzgrafen bethätigt hatte. Nach Einigen soll Martinelli — den man mit den vielen, gleichzeitig in Wien thätigen, aber als bloße Maurermeister beschäftigten und mit ihm nicht verwandten Tiroler Martinelli's nicht verwechseln darf — auch in England gewirkt haben. Das Roßauer Palais — heute als fürstliche Gemäldegalerie eingerichtet — repräsentirt den monumentalen, ja fast etwas ernsten Stil der römischen Barocke, der vorzugsweise in Martinelli einen Verfechter hatte. Der stolze Bau war 1708 soweit fertig, daß der berühmte Schüler Carlo Lotto's, J. Rottmayr von Rosenbrunn, die schönen Fresken in den Gewölben der Durchfahrtshalle ausführen konnte. Rechts und links führt je eine in den gigantischesten Dimensionen ausgeführte Prachttreppe in die noble-étage. Stufen und Balustraden der Stiegen bestehen aus rothem Salzburger Marmor, von dem die einzelnen Stufen, deren 108 vorhanden sind, sechzig Gulden gekostet haben sollen. Den herrlichen, mit rothen Marmor-Wandsäulen geschmückten Hauptsaal hat der Trientiner Jesuit padre Andrea dal Pozzo mit einem kolossalen Deckenfresco geziert, die eingesetzten Leinwandbilder in den Plafonds der Stiegenhäuser von Belluzzi und Rottmayr befanden sich ursprünglich nicht hier, sondern wurden erst später aus dem Stadtpalais übertragen. Die feinen, vom höchsten Geschmack zeugenden, zahlreichen Stuccos in den Spiegelgewölben der Salons sind die Arbeit des ausgezeichneten Stuccatorers aus dem Valtellin, Santino Bussi, welcher in Wien auch für den Hof und Prinz Eugen vielbeschäftigt gewesen ist. Sechs Gemächer des Erdgeschosses endlich haben architektonische Decoration der Decken in Fresco, die Statuen in der Halle sind von dem späteren Lehrer G. R. Donner's, dem Venezianer Giovanni Giuliani, ausgeführt.

Häufig liest man in unseren unkritischen Localgeschichten, daß das Roßauer Palais oder das Majoratshaus in der Bankgasse oder beide Schöpfungen Joh. Bernhard Fischer's von Erlach seien. Dies ist falsch, beide wurden nach dem Entwurfe Dom. Martinelli's erbaut, nur daß die Vollendung des Stadtpalais durch andere Architekten, Christian und Gabrielli, erfolgte, weil sich Martinelli vor derselben in Folge seines zornigen und eigensinnigen Temperamentes mit dem Bauherrn zerschlug und unverrichteter Dinge Wien erließ. Von Fischer war aber allerdings das sog. Belvedere, ein schöner Gartenpavillon am unteren Ende des Parkes beim Palaste in der Roßau, welches sehr bedauerlicherweise in unseren Tagen durch Ferstel demolirt und mit einem nichts weniger als gelungeneren Neubau ersetzt wurde.

Ilg.

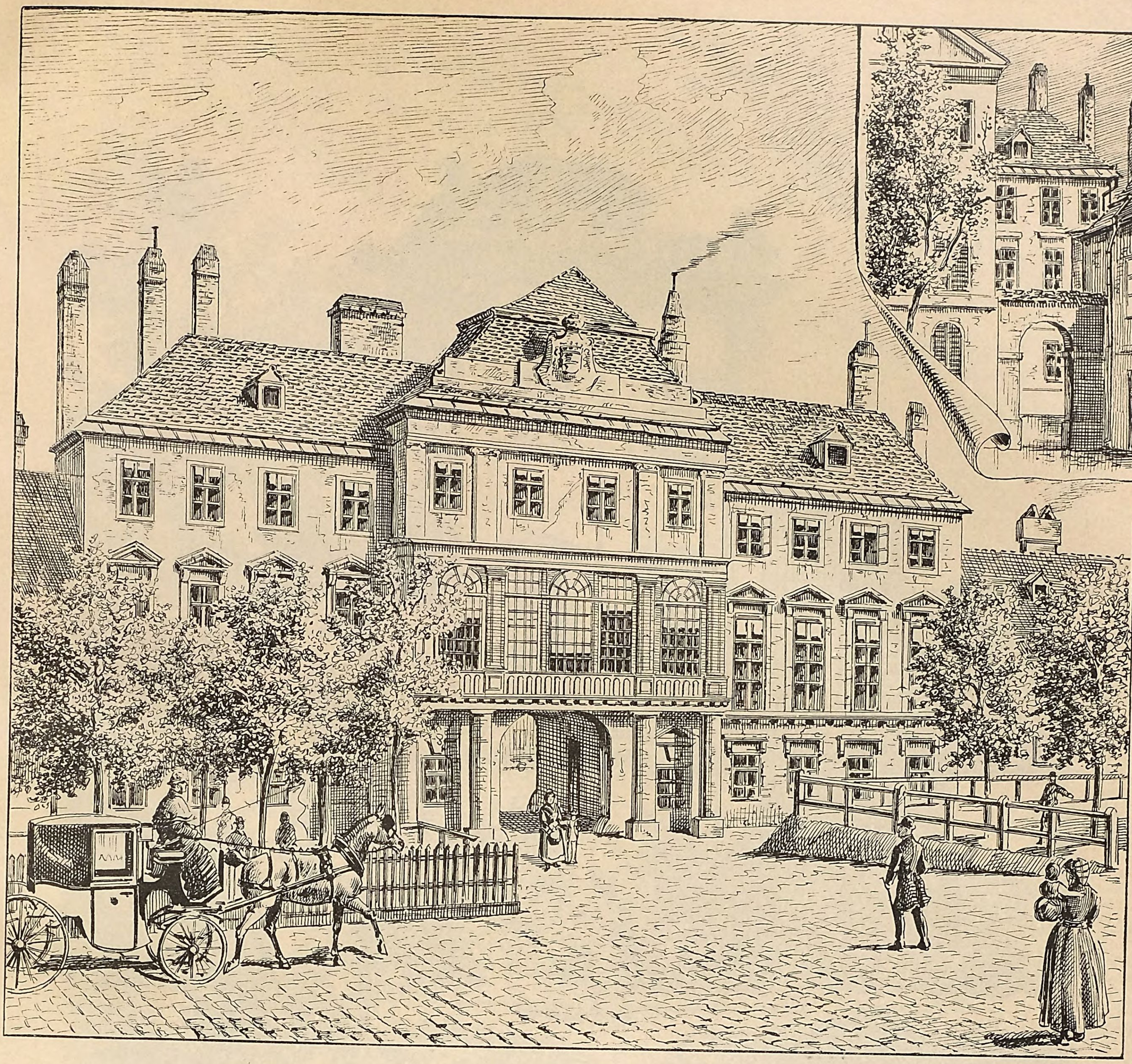


Das Haus „zum rothen Apfel“.

So wollen wir das uns hier vorliegende Bildchen nennen. Wir befinden uns bei dessen Besichtigung auf jenem Terrain der Stadt Wien, das, gegenüber der Schlagbrücke gelegen, durch die Demolirung der Stadtmauer ein ganz verändertes Bild erhielt. Das Haus „zum rothen Apfel“ bildet heute noch die Ecke der neubenannten Postgasse (ehemals Auwinkel) und hat drei Fronten: eine gegen die Postgasse, eine gegen den Laurenzerberg und eine gegen die Donauseite. Das Haus steht noch unversehrt so da, wie es zur Zeit der vorgebauten Stadtmauer gestaltet war, nur ist jetzt die im Hause befindliche Gasthauslocalität um einen Vorbau vergrößert, der sich auf jener Stelle befindet, woselbst zwischen der Rückseite der Mauer und der Häuserfront die Rampe zur Biberbastei emporführte. Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch ganz genau an die dortige Basteimauer, an das Gehthor, das in Verlängerung des Laurenzerberges dort die Mauer durchbrach, an das mit dem Eingange unterm Thorgewölbe in die Casematte verlegte große Tabakgeschäft mit der eigenthümlichen Bezeichnung im Volksmunde u. dgl. Das Apfelhaus (Nr. 651) führt seine Bezeichnung bis in's 17. Jahrhundert zurück und scheint der Name von dem damaligen Gasthause auf das Haus übertragen worden zu sein. Neben diesem Hause erhebt sich das mit Nr. 652 an Stelle des ehemaligen Stadtbrauhauses aufgeführte, woselbst auch der alte Krottenthurm stand. Wir finden das Haus an dieser Stelle: civitatis Preukuchel genannt, die Gasse selbst wird in alten Aufzeichnungen „im Sauwinkel“ genannt; in den Jahren 1560—1564 heißt dieses Haus auch der „gemeinen Stadt Schweinschlachthaus“, daneben zeigt unser Bild als zweites Haus die Rückseite des „zur Flucht nach Egypten“ (Nr. 654). Blicken wir in die Gasse hinein, so bringt uns das Bild noch eine kleine Partie des an die Stelle des St. Laurenz-Klostergebäudes getretenen Neubaues, der zwischen 1816—1819 entstand, zur Ansicht. Endlich sehen wir auch die Ecke des gegenüber des Apfelhauses gelegenen Hauses Nr. 716, das 1813 seine heutige Gestalt erhielt. Die ältere Wiener Stadtmauer zog sich vor der Front dieser Häuser und an sie unmittelbar anschließend dahin, weshalb auch der Fechtthurm in den Hausgrund von Nr. 652 fiel. Davor stand eine Mühle (Kretzmühle) 1698, deren Betriebswasser sich in den versumpften Stadtgraben beim unteren Fall ergoß. Lind.



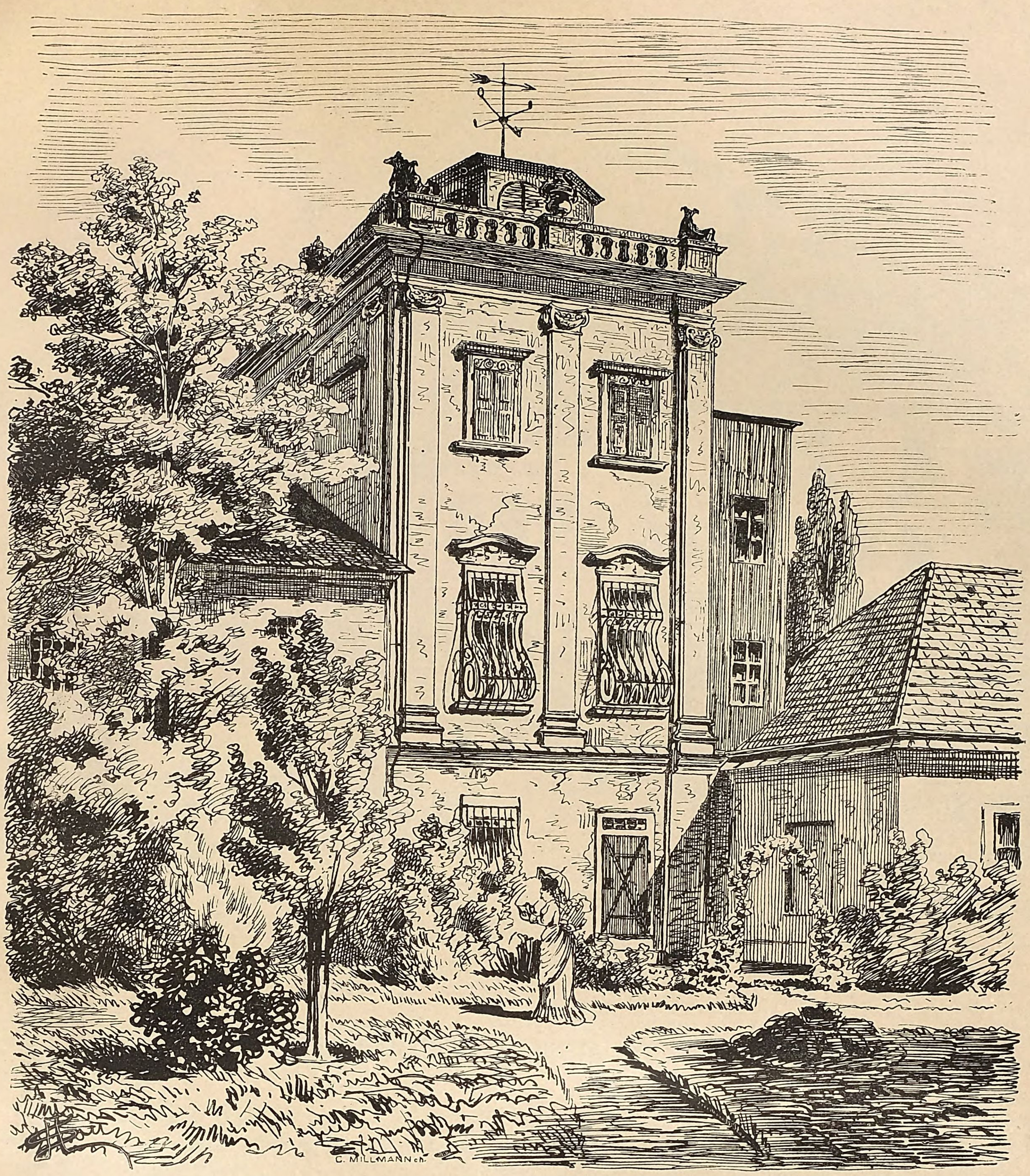
Das Haus „zum rothen Apfel“.



Das „Herrschaftshaus“ in der Augartenstraße.

Dem Hauptportale des Augartens gegenüber, welches die berühmte Widmungsinschrift des unsterblichen Volkskaisers trägt, erhebt sich auf der anderen Seite der Augartenstraße das hier abgebildete Haus, gewiß ein hübscher und nicht unkünstlerischer Bau des vorigen Jahrhunderts. Es ist wenig Geschichtliches über das Gebäude und sein Areal zu erkunden. Die Nachrichten aus dem Grundbuche sagen uns, daß in früheren Zeiten eine an dem Platze bestandene Realität zum kaiserlichen Spital diente, welches Don Diaco de Sarava 1543 stiftete, das dann aber durch Kaiser Ferdinand I. erweitert und mit einem Gebäude nahe den Minoriten in der Stadt ausgestattet worden war. Der Platz mag wohl zu Wirthschaftszwecken bestimmt gewesen sein, denn unter Joseph I. wollte das Spital an dieser Stelle einen Stadel errichten, was aber dem Kaiser wegen der nahen Favorita (Augarten) nicht genehm war. Die Resolution, in welcher dieser energische Monarch seinen diesbezüglichen Willen zum Ausdrucke bringt, ist noch erhalten und zeigt davon, daß der Herrscher ziemlich ungehalten war über die lässige Beachtung seiner Befehle. Gegenüber gehörten noch lange nicht alle Grundstücke, welche heute dem Augarten einverleibt sind, zu diesem kaiserlichen Besitze, so z. B. diejenigen des in der Schönlaterngasse besiedelten croatischen Collegiums, welche erst unter Joseph II. dazu erworben wurden. Unser Haus oder was früher an seiner Stelle gestanden, war im XVIII. Jahrhundert in verschiedenem privaten Eigen, so finden wir es 1779 in Händen des Freiherrn von Egger, 1795 aber ist der Besitzer Fürst Anton Grassalkovicz de Gyarak, der Jüngere dieses Namens, Gemahl der Fürstin Maria Theresia von Eßterházy, geb. am 12. September 1771. Er war wie sein Vater in hohen Gnaden bei der Kaiserin, ob aber, wie gesagt wird, dieses Besitzthum ihm von der Monarchin zum Geschenk gemacht worden sei, dafür finde ich keinen Beleg. Noch viel weniger wahrscheinlich ist ferner, daß die Kaiserin an der Stelle sich selber ein Jagdschloß — neben dem Augarten! — errichtet habe. Der bestehende Bau trägt das Wappen der Fürsten Grassalkovicz und stammt aus der Zeit Antons d. J. In seiner Architektur finde ich einige Verwandtschaft mit dem jetzigen kaiserlichen Lustschloß Gödöllö in Ungarn, welches von derselben Adelsfamilie zu jener Zeit erbaut wurde. Im Risalit enthielt der erste Stock einen großen Saal, der nun aber untertheilt ist. Nach den Grassalkovicz gehörte das „Herrschaftshaus“, wie es im Volke genannt wurde, 1811 dem Großhändler J. B. Barkenstein, 1815 dem Grafen Jos. Seldern, 1822 Jos. Ritter von Hönickstein, 1828 Barbara Storch, seit 1862 dem Freiherrn von Kielmansegge. Es ist heute von seinem Glanze sehr herabgekommen, doch gibt die Säulengetragene Hausflur mit der breiten Stiege noch immer ein stattliches Bild. Im Balkongitter liest man die Chiffre des Erbauers: A. G.

Ilg.



Das ehemalige Schloß am Hundsthurm.

Vielleicht in keiner Wiener Vorstadt sind so ausgedehnte Umgestaltungen in den letzten Jahren vor sich gegangen, als im fünften Bezirke. Grüne Anger wurden verbaut, Gärten wurden parcellirt, neue Häusergruppen, man könnte sagen, Stadttheile mit langen breiten Straßen, geräumigen Plätzen, die theilweise mit Gartenanlagen zu Kinderspielplätzen ausgeziert sind, entstanden an deren Stellen, Fabriksgebäude erheben sich und zahlreiche in besserer Gestaltung geschaffene Wohnhäuser geben der minderbemittelten Bevölkerung ein anständiges Heim.

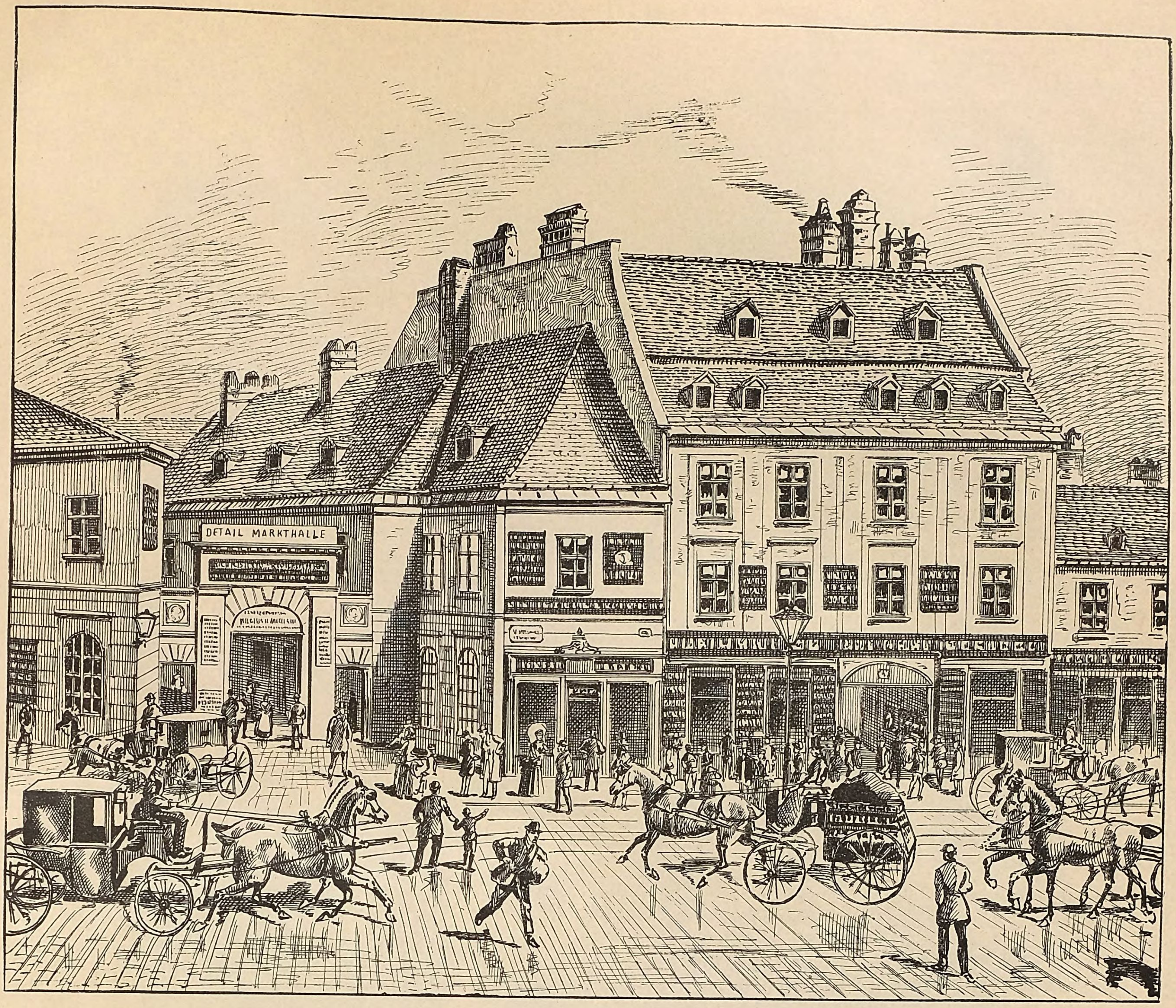
Zu den verschwundenen im neuen fünften Bezirke aufgegangenen alten Baugruppen gehört der Hundsthurm, ehemals ein Herrschaftsschloß mit Brauhaus, der Mittelpunkt der ehemaligen Vorstadt Hundsthurm, welche im Jahre 1842 in das Eigenthum der Gemeinde Wien überging.

Der neue Hundsthurm reicht gewissermaßen bis in das 15. Jahrhundert zurück, denn schon 1484 wird eine Hunczmühle in dieser Gegend genannt, woselbst noch bis 200 Jahre später allenthalben größere Weingärten bestanden, wie denn auch Küchengärtner herum angesiedelt gewesen sein mögen, worauf alte Gassenbenennungen deuten.

Auf der Stelle des Schlosses, davon heute nichts mehr vorhanden ist, standen um 1672 mehrere kleinere Gebäude mit Gartenanlagen, die Kaiser Karl VI. für Jagdzwecke benützt haben soll. Auch heißt es, daß Kaiser Mathias um 1602 einen Bau aufführen ließ, woselbst die kaiserlichen Jagdhunde untergebracht waren, und dieses Gebäude soll an der Stelle des Schlosses gestanden sein. Vom Schlosse hat uns Vischer in seinen Aufnahmen aus Niederösterreich eine Abbildung erhalten, die uns dessen Gestaltung um 1672 zeigt und die auch bis zur Gegenwart nicht ganz verwischt worden war.

In unserem Bilde sehen wir den thurmartigen Mitteltract des Schlosses gegen die Gartenseite zur Zeit, als man bald darauf mit der Demolirung der ganzen Anlage vorging. Ein schöner Bau, für den sich doch irgendwie ein Modus der Erhaltung hätte finden lassen können, und zwar umsomehr, als die Innenausstattung in einzelnen Räumen sehr schön und künstlerisch wichtig und auch bis in die Entstehungszeit des Gebäudes, d. i. zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts, zurückreichend, gut erhalten war.

Lind.



Das ehemalige Eßterházy-Palais in der Mariahilferstraße.

Nahezu an derselben Stelle, wo heute die Amerlinggasse gelegen ist, zog vor dem Jahre 1760 eine Straße in der Verlängerung der Neubaugasse von der Mariahilferstraße in der Richtung zum ehemaligen Königsegg-Hause in Gumpendorf. 1760 erwarb der Staatskanzler Fürst Wenzel Kaunitz (1711—1794) die ganze dortselbst zwischen der Mariahilferstraße und der Wien gelegene Grundfläche, wodurch die Straßenverbindung aufgehoben wurde. Das ganze Areal bestand aus zwei durch die Gumpendorferstraße getrennte Parcellen. Auf den oberhalb gelegenen, „Obersitz“ genannt und zur Vorstadt Mariahilf gehörig, erbaute der Fürst ein Sommerpalais und legte den heute noch bestehenden Garten an. In dem Palais befand sich schon damals eine Bildergalerie. Der unterhalb in der Vorstadt Gumpendorf gelegene Theil, „Untersitz“ genannt, bestehend aus einer Lehmgrube mit Ziegelbrennerei und einem gegen die Wien hinab sich erstreckenden Obstgarten, führte bis dahin den wenig appetitlichen Namen: „die Lauswiese“. Nach dem Tode des Fürsten erkaufte Fürst Nicolaus Eßterházy (1765—1833) den ganzen Besitz, den er, namentlich was das Palais und den oberen Garten betrifft, bedeutend umgestaltete. Die im ersteren befindlich gewesene Kaunitz'sche Bildersammlung wurde durch die des Fürsten Paul (IV. 1635—1713), wie auch durch bedeutende Ankäufe vermehrt. Ebenso legte der Fürst daselbst eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen durch Erwerb der Kolowrat'schen Sammlung in Prag an. In dieser Periode der Veränderungen entstand auch das hübsche, nun verschwundene Portal im Empirestile, welches wir hier im Bilde vor uns erblicken. Im Garten entstand 1809 zur Bewässerung desselben ein Schöpfwerk. Ein Nachkomme des Fürsten verkaufte 1843 den „Untersitz“ an den bekannten Möbeltischler Carl Leistler um 40.000 Gulden, auf welchem derselbe zahlreiche und ansehnliche Nutzbauten errichtete, die gesammte Grundfläche unterhalb wurde später die Leistler'schen Gründe benannt. Im oberen Palais erhielt 1852 der neugegründete katholische Gesellenverein ein Versammlungslocal. In Folge des politischen Ausgleiches mit Ungarn zog der Fürst seinen gesammten Kunstbesitz nach Budapest, das Palais verödete und 1868 erkaufte die Gemeinde den Palast mit Garten, etablirte in ersterem das Communal-Realgymnasium in Mariahilf und die Bureaux des Gemeindebezirkes und eröffnete den Garten dem Publicum. Geleitet von dem Streben nach Förderung des Verkehrs, ließ die Gemeinde den vor dem Palais gelegenen Theil des Grundes, auf welchem vorher Baumgruppen, später unansehnliche Schoppen sich befanden, von den letzteren befreien und eröffnete mit Zuhilfenahme angrenzender Grundflächen daselbst eine neue Verbindung mit der Gumpendorferstraße, die Amerlinggasse. Durch diese Umgestaltung ist nicht nur der im Bilde ersichtliche einstöckige Tract des Palaisvorbaues sammt dem Portale, sondern auch das nebenstehende zweistöckige, aus dem vorigen Jahrhundert stammende Haus verschwunden.

Boeheim.

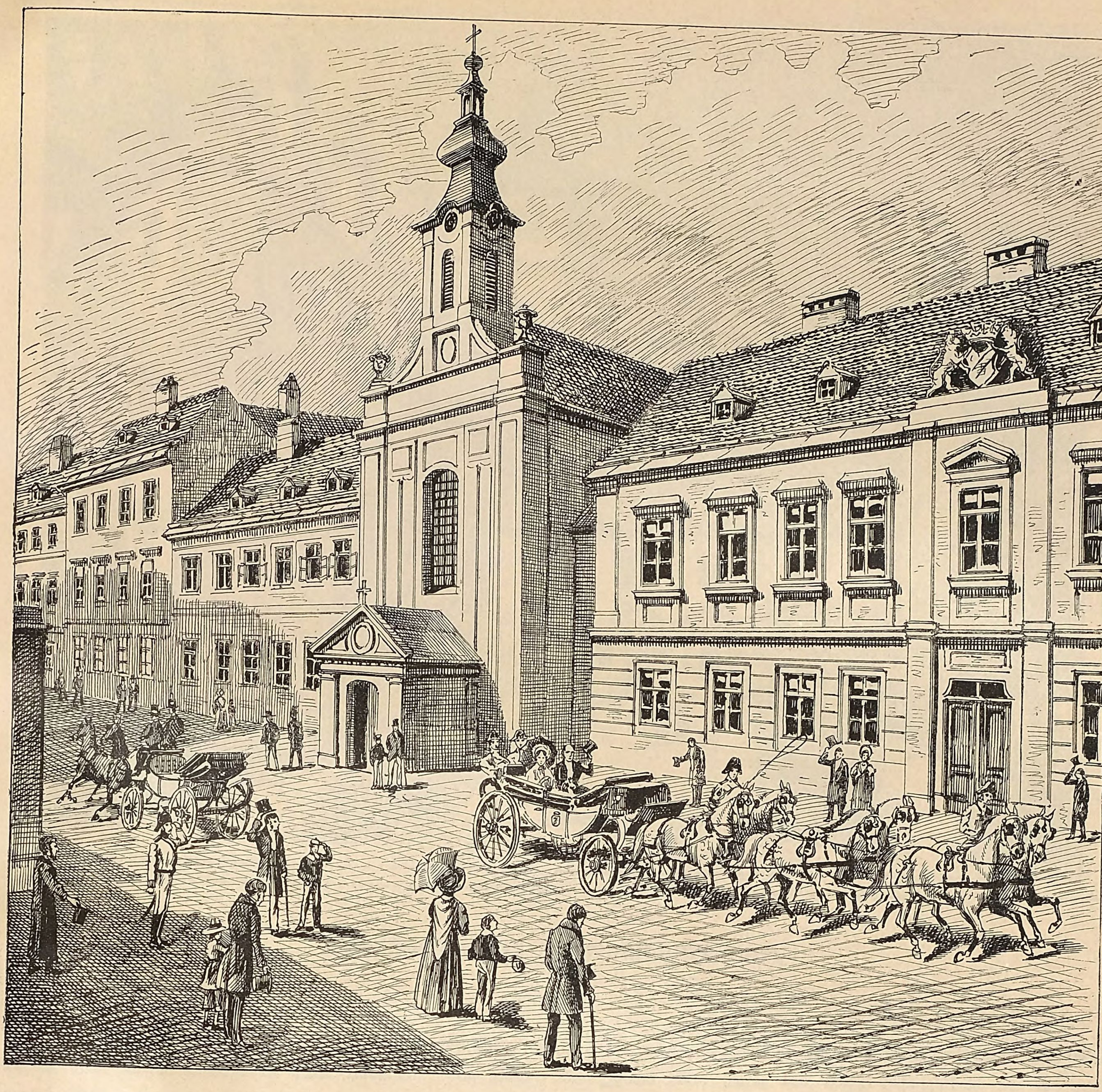


Das Haus und Gasthaus „zur deutschen Eiche“ auf der Brandstatt.

Die Stelle, welche noch gegenwärtig das schmale Häuschen „zur deutschen Eiche“ einnimmt, war schon im Mittelalter verbaut. Wir erfahren aber erst am Beginne des XVI. Jahrhunderts einen bestimmten Besitzer; als solcher wird 1536 Johann Pilhaimer, Röm. kais. Majestät Leibarzt, genannt. Die Grundfläche reichte damals bis an die Ecke der Bischofgasse zum „Heiltumstuhl“, die von einem Hause eingenommen war. Vom Jahre 1563 und bis 1587 erscheint als Besitzer dieser ansehnlichen Realität: „Lorencz priester bey sanct stephan“ und wird als „im thürndl zum gundlahof“ gehörig bezeichnet. Genau gekennzeichnet ist es dadurch, daß an dem Hause an der Hofseite eine Steintafel befindlich war, welche das Stadtwappen und darunter die Inschrift trug:

„anno · domni
mccclxxxviii
dy · morig · ge
macht · ist.“

Nach dem Jahre 1683 wurde von dem Areale gegen die Brandstatt zu ein Theil abgetrennt, und auf dem vorderen Theile erbaute der äußere Rath und Handelsmann Johann Georg Wiegandt ein stattliches Haus, welches später „zum Primas von Ungarn“ genannt wurde. Auf dem rückwärtigen schmalen Grundstreif erhob sich ein Häuschen, welches einem gewissen Georg Stoyber, Buchbinder, gehörte. So erscheint es im Suttinger'schen Plane von 1684. So von dem ursprünglichen Grundcomplex abgetrennt, wurde es selbstständig, erhielt um 1700 das Schild „zur Eiche“. Um diese Zeit besaß es Nicolaus Wilhelm Beckers Baron von Wahlhorn, kais. Rath und Leibarzt. Seit 1775 Johann Steinwander, Bierwirth, von welcher Zeit an auch die Gastwirthschaft darin datirt, 1787 Theresia Seisin, 1795 Johann Martin Kramer, 1822 Leonhard und Anna Wanner, 1828 Leonhard Wanner, 1848 Johann Elterlein Den neuen Ideen der Revolutionsperiode Rechnung tragend, veränderte im Mai 1848 der Besitzer das Schild und nannte das Gasthaus: „zur deutschen Eiche“. In selbem verkehrten bis zum Ende der Bewegung vorwiegend Mitglieder der akademischen Legion. Bis zum heutigen Tage ist es ein beliebtes und vielbesuchtes Gasthaus geblieben. Boeheim.



Die früher bestandene Johanneskirche in der Jägerzeile.

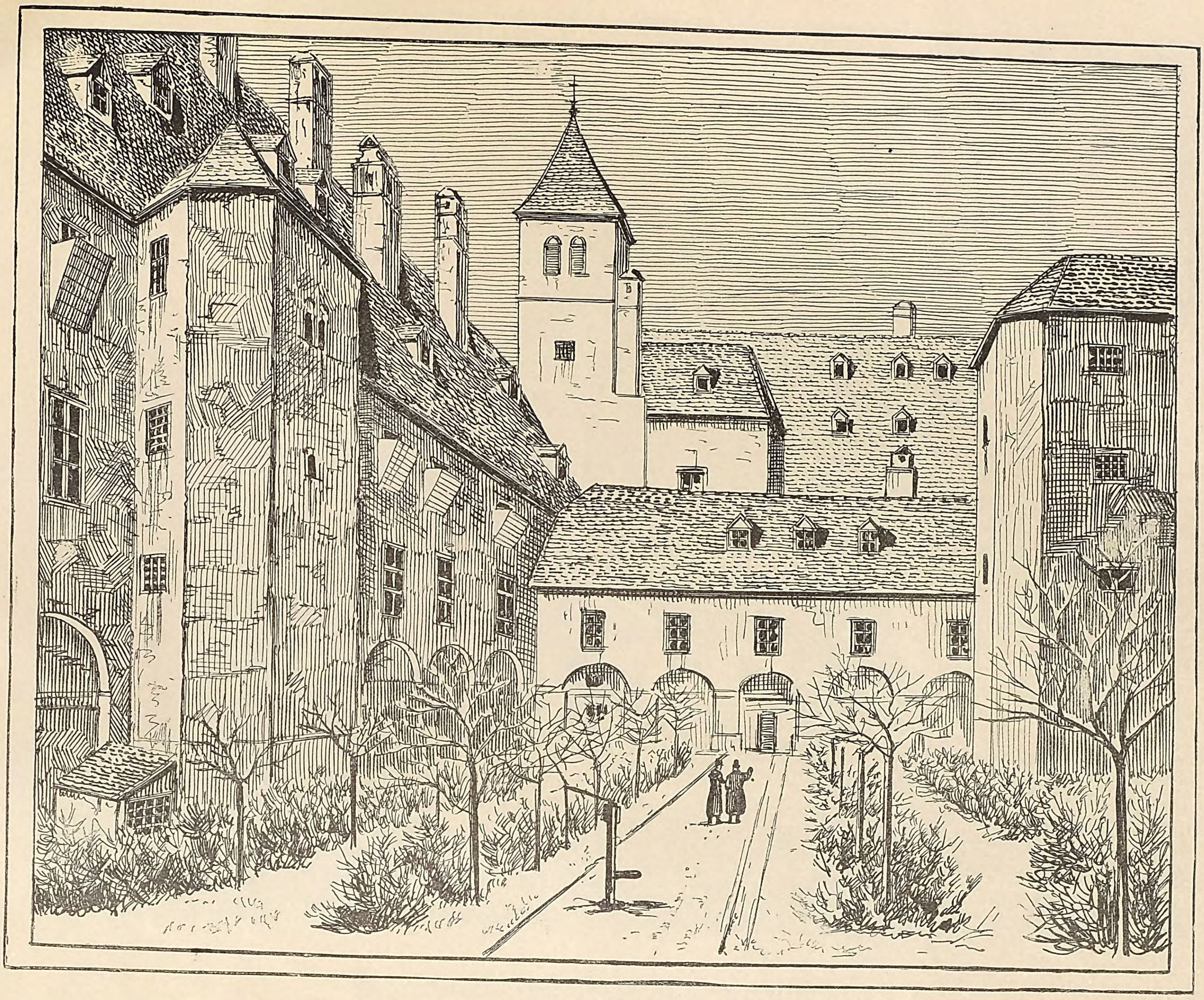
Die Ansiedlung am unteren Werd hatte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Jägerzeile noch keine Kirche. Nur eine kleine Capelle entstand allmälig durch das Bedürfniß der Privatandacht. Ein dortiger Einwohner besaß nämlich eine Nachbildung des berühmten, wunderthätigen Marienbildes von Pötsch, das sich am Hochaltar bei Sct. Stephan seit 1697 aufgestellt befindet. Auch die Copie verrichtete bei einer Feuersbrunst, sowie bei der Pest verschiedene Mirakel, weswegen das Bild zuerst einfach auf einem Baume an der Straße zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde, dann errichtete man aber eine kleine Capelle für dasselbe, die freilich nur von Holz war. Im Jahre 1734 zertrümmerte der Sturm sowohl Baum als Capelle, ließ aber das Bild unversehrt. Auf Bitten des Grafen Caraffa und des kais. Försters im Prater, Joseph Sperlbauer, dessen Nachkommen das später so berühmte Sperlgasthaus gründeten, gestattete nun Carl VI. den Bau einer steinernen, auch noch sehr kleinen Capelle, die am 8. December 1736 geweiht wurde. Zum Patron erwählte man den damals eben allgemein in Verehrung gekommenen Schutzheiligen in Wassernoth, Johann von Nepomuk. Diese Capelle stand in der Hälfte der zum Prater führenden Straße und mußte daher, als durch Kaiser Joseph's II. großmüthige Eröffnung des Praters die Frequenz immer stärker wurde, ein Verkehrshinderniß bilden; da sie überdies schon längst zu beengt gewesen war, ließ sie der Monarch 1780 durch einen stattlicheren Bau ersetzen, welchen man aber zwanzig Klafter oberhalb des alten errichtete. Damals war die Seite, wo die Kirche steht, Leopoldstädter Grund, die gegenüberliegende aber Herrschaft Jägerzeil, zu eben jener Zeit dem hochedelgebornen Herrn Joseph Edeln von Zorn gehörig. Den Bau leitete Baumeister Franz Duschinger mit seinem Polier Joh. Georg Seel; Duschinger ist auch der Architekt der noch bestehenden, 1765 errichteten Josephskirche in Margarethen. Als hierauf ein Hausbesitzer Namens Saal sich erbot, die Bauschulden per 7000 fl. zu übernehmen, wenn an der neuen Kirche eine Pfarre errichtet werden sollte, so kam es am 29. Mai 1786 zur Gründung einer solchen, deren Bezirk damals 37 Häuser mit 1244 Seelen umfaßte. Im Jahre 1841 erfolgte die Demolirung der Kirche, an deren Stelle die jetzt bestehende trat, welche nach dem Entwurfe Carl Roesner's fünf Jahre später vollendet war.

Die frühere Kirche stand aber auf dem Platze des Hauses Nr. 41 in der Praterstraße; nach den erhaltenen Abbildungen war sie eine einfache, doch nicht unkünstlerische Anlage, recht dem Geschmacke der Josephinischen Zeit entsprechend. Vergleicht man unsere Abbildung mit derjenigen, welche in Dr. H. M. Trux a's Geschichte der landesfürstlichen Pfarrkirche St. Johann ꝛc. (Wien 1886) gegeben ist, so scheint es, als ob vielleicht in der Folge, etwa durch allmälige Reparaturen, die Physiognomie der Façade nüchterner geworden wäre, denn in unserer Darstellung fehlen schon mancherlei Ornamente, auch erscheint dort der Thurmhelm viel geschmackvoller gestaltet. Von Kunstwerken im Innern der Kirche ist nur wenig bekannt, der Hochaltar soll ein gutes Gemälde von einem nicht erwähnten Meister gehabt haben, ein Ecce homo und eine schmerzhafte Muttergottes wurden 1819 von Heinrich Steegmayer gemalt, die alten Andachtsbilder Maria Pötsch und Maria Hilf sind auch in dem neuen Gotteshause wieder aufgestellt worden (bei Truxa ad pag. 48 reproducirt).

Ilg.



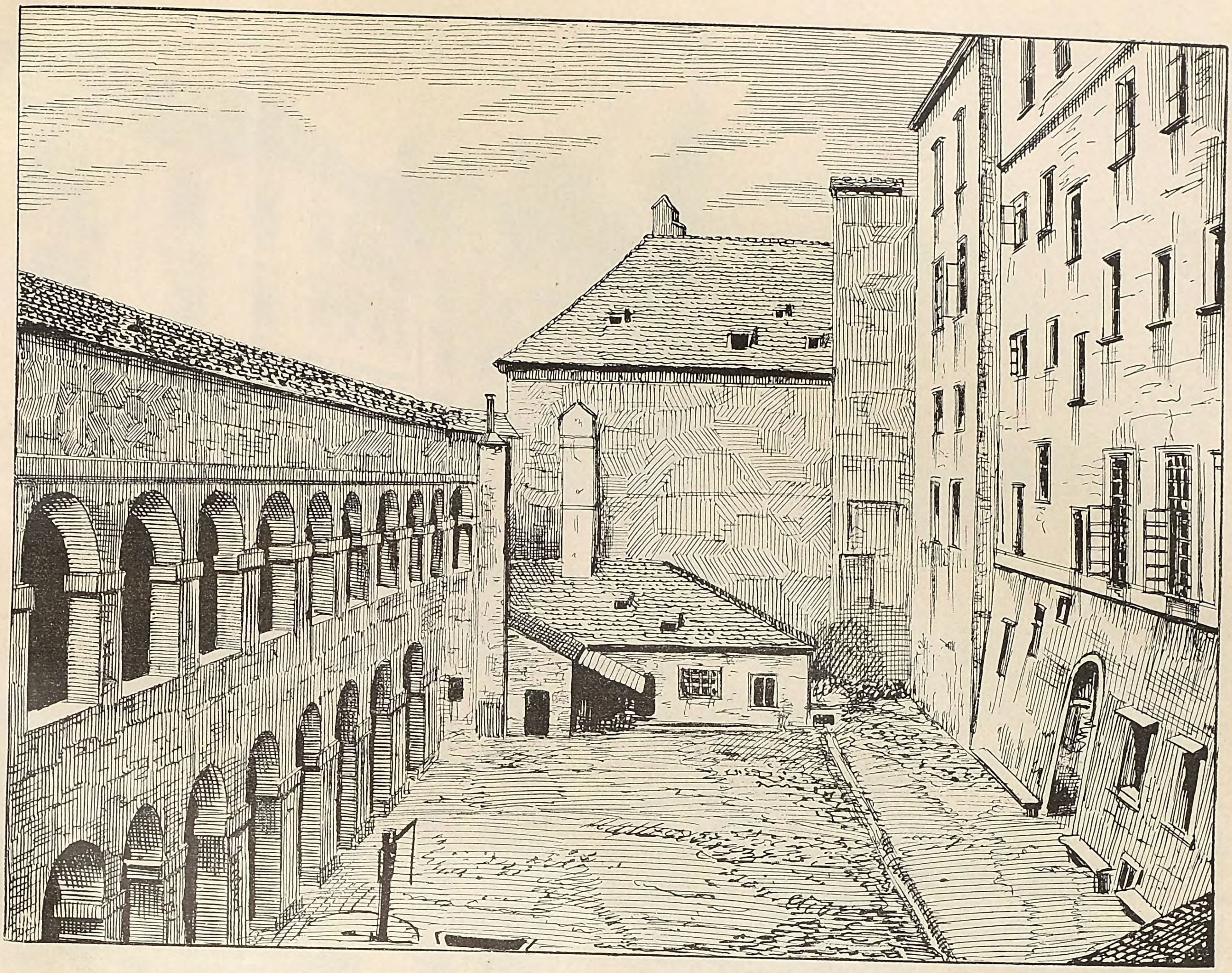
Die früher bestandene Johanniterkirche in der Kärntnerstraße.



Das Kloster der Siebenbüchnerinnen.

(Erste Tafel.)

Wir widmen diesmal einem interessanten Baudenkmale unserer Stadt ausnahmsweise zwei aufeinanderfolgende Blätter und fassen dieselben unter diesem gemeinsamen Texte zusammen. Im Anfang des Jahres 1884 wurde das Polizei-Gefangenhaus am Salzgries demolirt, welches das unter Joseph II. 1782 aufgelöste Kloster der unbeschuhten Carmeliterinnen gewesen war. Sie hießen in Wien nur die Siebenbüchnerinnen, welchen Namen man aber nicht sicher zu erklären vermag. Einige sagen, ein früher dort gestandenes Haus habe „zu den sieben Büchern" geheißen. Gründerin war die Witwe Ferdinands II., Kaiserin Eleonora aus dem Herzogshause Gonzaga. Sie führte die Nonnen der Regel Nicolaus V. in Wien ein, wozu die fromme Fürstin namentlich von dem am kaiserlichen Hofe höchst einflußreichen Carmeliterpater Dominicus a Jesu bestimmt worden war. Schon im Todesjahre ihres kaiserlichen Gemahls, 1637, schritt sie an's Werk, selber 39 Jahre alt. Der neue Kaiser nahm am 22. October 1639 an der Grundsteinlegung der Kirche Theil, der Erzbischof von Olmütz, Fürst Dietrichstein, hielt die Ceremonie. Zuerst kam die Oberin Paula — der Sage nach eine Tochter des Dogen von Venedig — und Maria Theresia a San Onofrio aus Genua, zwei andere Schwestern aber aus Turin. Mutter Paula erfreute sich zeitlebens der fast freundschaftlichen Huld der kaiserlichen Stifterin, welche sich immer mehr der Absicht zuneigte, den Rest des Lebens in diesen stillen Mauern zuzubringen. Dies geschah denn auch seit 1648, als der Verlust der von ihr sehr geliebten Prinzessin von Lothringen sie gänzlich der Welt entfremdete. Nur einmal noch verließ sie wegen der Heilung eines Augenleidens auf kurze Zeit das Kloster, von 1652 bis zu ihrem am 27. Juni 1655 eingetretenen Tode aber nicht wieder. Die Gruft der Nonnen mit ihren Wandnischen für die Särge war beim Abbruch des Gebäudes noch ganz gut zu erkennen, die Leichen waren schon nach der Saecularisirung auf den Marxer Friedhof gebracht worden, jene der Kaiserin aber nach St. Stephan, wo man merkwürdigerweise heute den Ruheplatz nicht mehr weiß. Die Siebenbüchnerinnen lebten nach einer höchst strengen Regel, was vielleicht dazu beitrug, daß der Convent schon 1730 nur mehr schwach besetzt war. Bei der Bevölkerung standen sie in großer Beliebtheit. In dem geradezu labyrinthisch verbauten Innern des ungeheuer geräumigen Klosters sah man noch bei der Demolirung die Zellen und auch manch finstere, unheimliche Buß- und Straforte, so die Stiege mit sehr hohen Steinstufen, welche unter Geißelschlägen „hinaufgerutscht" wurde, Pönitenzräume und Verließe. Es fehlte natürlich auch nicht an Sagen von eingemauerten Nonnen und solchen Schaudergeschichten. Der Anblick der zahllosen Nischen, vermauerten Treppen, Kellerzugänge und sonstiger finsterer Winkel war sehr malerisch und romantisch.



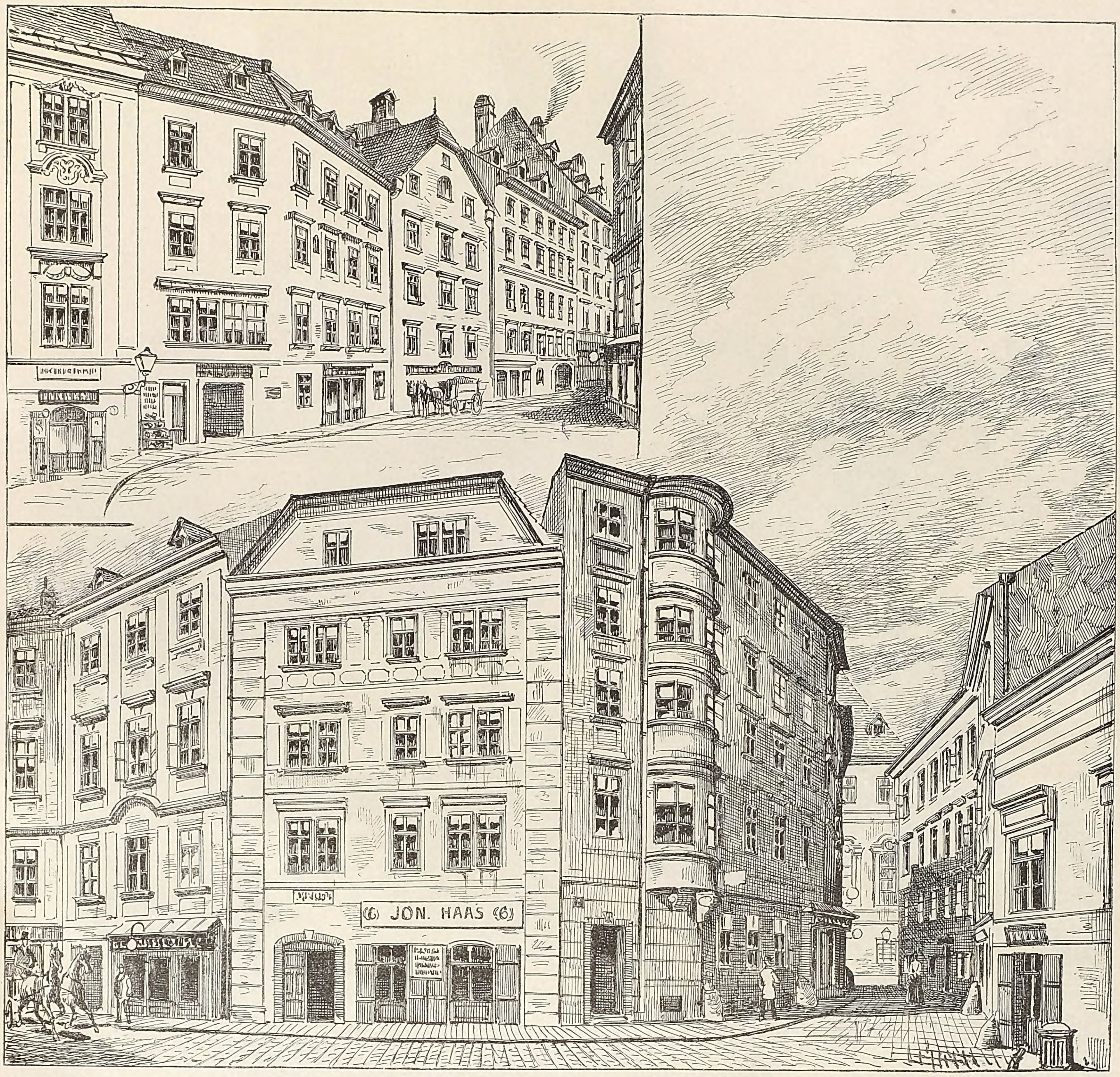
Das Kloster der Siebenbüchnerinnen.

(Zweite Tafel.)

Das erste Bild zeigt uns den Hof neben der Klosterkirche, um dessen Parterre sich die Bogen des ehemaligen Kreuzganges gruppiren. Hier fand sich eine Sonnenuhr mit dem Gründungsdatum 1637. In dem Thorflur nach der Straße zu waren sogar noch spätgothische Gewölbe, was davon herrührt, daß man hier Theile eines der alten, zum Baue angekauften Bürgerhäuser hatte stehen lassen. Gegen Osten erhebt sich die Kirche, welche wahrscheinlich in der Zeit Leopolds I. im Innern eine Umgestaltung erfahren hatte, denn ihre Wandpilaster und bescheidenen Stucco-Ornamente trugen schon den Stiltypus der reifen Barocke, welcher Kunstrichtung auch Altäre, Kanzel und Bilder angehörten. Die Letzteren werden im Besitze der Gemeinde aufbewahrt. Es sind sehr tüchtige Malereien. Das Hochaltarblatt stellt den Kirchenpatron, St. Joseph vor Maria und dem Kinde knieend, dar, sein Urheber ist der bekannte Begründer der Wiener Akademie, Peter Freiherr von Strudel. An den Seitenaltären sah man St. Theresia und den h. Ordensstifter Johannes von Soreth, von einem nicht bekannten, aber gleichfalls guten Maler jener Epoche.

Hinter dem Kirchenchor schloß sich ein quadratischer Raum, gleich hoch wie das Gotteshaus, an mit einer schönen gewölbten Decke. Hier hatte sich die Nische erhalten, wo Kaiserin Eleonora hinter dem Hochaltar beigesetzt worden war. Die hundertjährige Verwendung des Gebäudes als Arrestlocal hat unendlich viel vom Ursprünglichen verwischt, es ist daher auch nicht möglich, zu sagen, wo die Appartements der Stifterin gewesen waren. Nur Ein Umstand gibt einen Fingerzeig im Allgemeinen. Gegen die Donauseite hin hatte das Haus einen zweiten, ganz abgeschiedenen Hof, den unser anderes Blatt vorstellt. In dem ersten, bereits beschriebenen, wo der Kreuzgang war, werden also wohl die Schwestern gewohnt haben, hier aber die kaiserliche Gründerin. Dieser Theil des Hauses besaß ein Stück Architektur, dessen Demolirung sehr zu beklagen ist: den zweistöckigen Arkadengang, dessen Abschlußmauer gegen die Donau das ganze Kloster abgrenzte. Der Gang war so schmal, daß nur Eine Person bequem auf- und abgehen konnte. Ohne Zweifel war dies eine Art Wandelbahn für die Kaiserin, welche hier, Gebete lesend, hin- und widerschritt. Augenscheinlich wirkte bei der Anlage des interessanten Bautheiles eine Erinnerung der italienischen Prinzessin an ihre Heimat nach, denn der Gang ist die wälsche Pergola, wie man sie im Süden so häufig antrifft. Unter seinen düsteren Bogen schied die Außenmauer die Kaiserin-Witwe von dem Lärm der Welt ab und ihre Blicke ruhten auf dem Klostergarten in der Tiefe des Hofes. Mit der Beseitigung des Siebenbüchnerinnen-Klosters ist eines der merkwürdigsten Culturbilder des alten Wien für immer dahingeschwunden.

Ilg.



Die Schönlaterngasse.

In Nummer 39 unserer Blätter des alten Wien haben wir ein Bild der Schönlaterngasse mit der Ansicht der Universitätskirche von deren Rückseite gebracht und wurde dabei jener Häuser Erwähnung gemacht, welche auf demselben sichtbar waren. Nun bringen wir zwei andere Ansichten dieses engen Gäßchens, die eine mit dem Ausblick vom Heiligenkreuzerhofe gegen die alte Aula (Akademie der Wissenschaften), die andere von demselben Punkte gegen die Postgasse. Den Namen Schönlaterngasse führt das Gäßchen erst seit ungefähr 1680 von dem Hause „zur schönen Laterne", früher hieß es das „Gaßl beim Heiligenkreuzerhof". Das Haus „zur schönen Laterne" sehen wir in der Hauptansicht in der Mitte vor uns zunächst dem Eckhause. Seine Bezeichnung erhielt es, als es im Besitze des kaiserlichen Hofkammerkanzlisten Peter Geisthoffer gestanden war. Das Eckhaus nebenan mit dem hübschen Runderker läßt sich in seinen Besitzern bis 1563 nachweisen; es gehörte damals dem Kotzenmacher Lorenz Gruener, unter welchem es seine gegenwärtige Gestalt erhalten zu haben scheint. Zur Rechten sehen wir einen Theil des Heiligenkreuzerhofes. Das nächstgelegene, die Ecke mit der unteren Beckerstraße (heute Sonnenfelsgasse) gehörte von 1655 an dem berühmten kaiserlichen Hofbuchdrucker Matthäus Cosmorovius (1606 bis 1674). In seinen Räumen war von 1655—1660 der kostbare Schatz der Universität Krakau bewahrt, der vor den Schweden geflüchtet worden war. Im Hintergrunde gewahren wir den restlichen Theil des alten Universitätsgebäudes, welches 1754 erbaut wurde. Vorher stand an dieser Stelle ein Privathaus des Johann Christof von Lewenstock.

In der oberhalb ersichtlichen Darstellung kommt die nördliche Front des Gäßchens zur Ansicht. Wir sehen nebst einem Theile des Heiligenkreuzerhofes zur Linken zunächst das sogenannte Basiliskenhaus. Es gehörte 1563 einem Wolfgang Grueber, später war darauf ein Bäckergewerbe haftend. Den Namen „zum Basilisk" führt es erst seit 1567, während es im Besitze des Hans Spanring stand. Zur Zeit der Türkenbelagerung (1683) besaß es der Wagnermeister Balthasar Eberhard. Das schmale Haus mit dem malerischen Schopfdache, das sich noch bis heute erhalten hat, war 1563 des Fleischhauers Hans Dietrich Eigenthum. Das letzte Haus, welches in der Front noch zu erblicken ist, war das alte Seminar der Jesuiten. Es befindet sich auf dem Grunde von ehemals daselbst gestandenen bürgerlichen Häusern und bildet die Ecke mit der Postgasse. Unter diesen befand sich auch die sogenannte Lilienbursa.

Boeheim.



Die Weißgärberkirche.

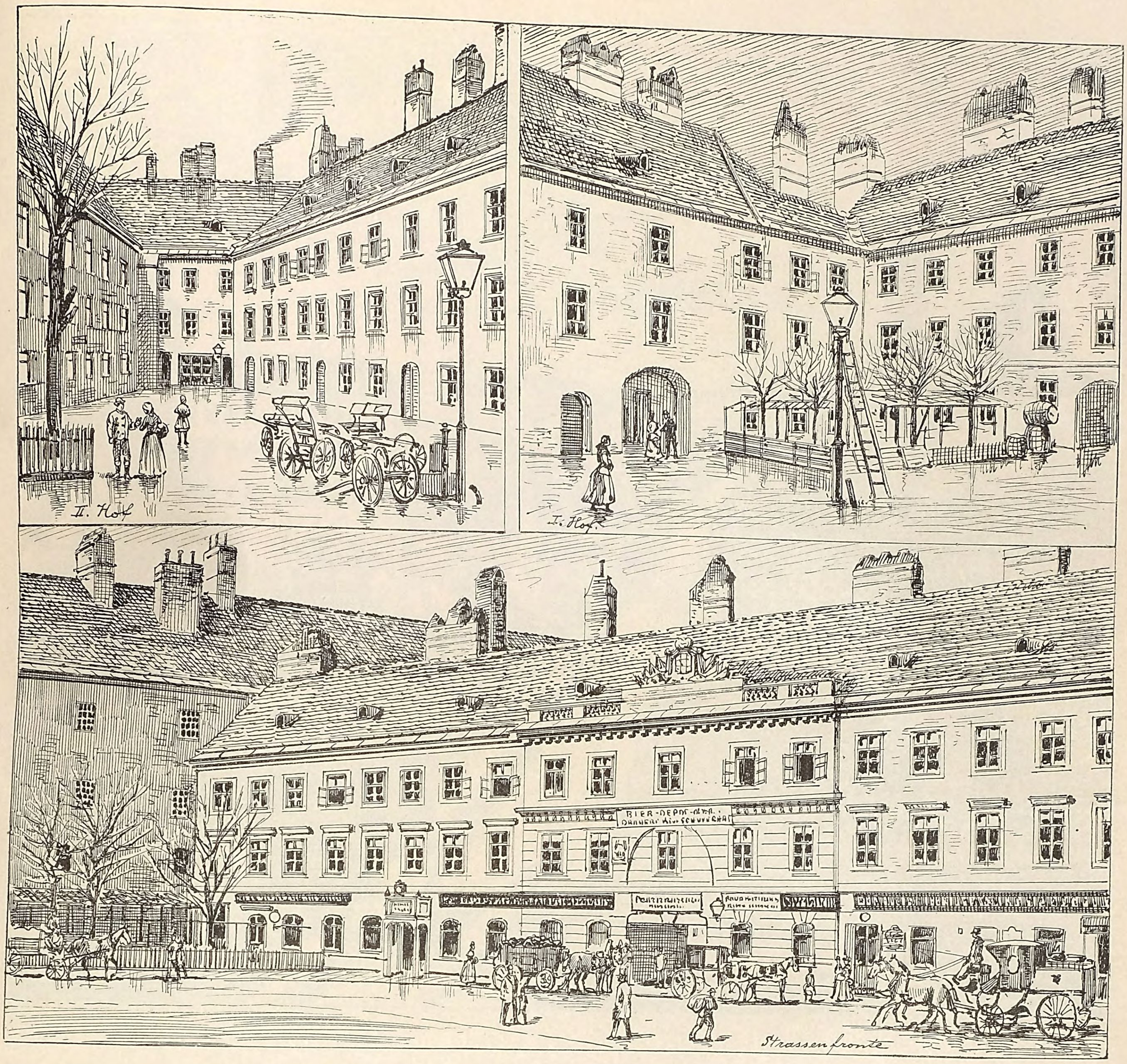
Die erste Kirche unter den Weißgärbern wurde im Jahre 1673 zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit errichtet. Der Tradition nach wäre das reiche Ehepaar König — Urban König war Hof-Fleischhauer — die Gründer gewesen, welche im Jahre 1653 drei Kinder an einem Tage verloren hatten und in ihrem Kummer durch einen wunderbaren Traum zu dem frommen Werk aufgefordert wurden. Die Einen setzen die Erbauung nun schon in's Jahr 1653, andere und sicherere Nachrichten, so Fischer, geben an, daß der Grundstein erst zwanzig Jahre später gelegt wurde. Das Gotteshaus stand aber nur ein Decennium, worauf es von den Türken vernichtet wurde, der erste Seelsorger, Johann Reischacher aus Schwaben, war erschlagen worden. Es dauerte indeß nicht lange und man schritt zur Errichtung eines Neubaues, zu dem die Kaiserin Margaretha und mehrere wohlhabende Familien vom Grunde das Meiste beisteuerten. Auch diesmal thaten sich besonders die reichen Fleischhauer hervor, wofür ihnen Kaiser Leopold Privilegien für die Osterprocessionen ertheilte. Der neue Grundstein wurde am 7. April 1690 durch den Monarchen in Gegenwart seiner Gemahlin gelegt, die Weihe nahm Bischof Ernst Graf Trautson vor. Als Patron wählte man die heil. Margaretha, der Kaiserin zu Ehren, ferner, weil an dem Tage jener Heiligen die ältere Kirche zerstört worden war. In der Pestzeit 1713 mußte die Kirche geschlossen werden, 1735 beschädigte sie ein Orkan und riß Dach und Thurm herab. Am 5. Juni 1746, nachdem acht Jahre das Gebäude eine halbe Ruine gewesen war, stand die Kirche wieder fertig und wurde durch Cardinal Kollonitsch consecrirt, Maria Theresia und Erzherzog Joseph wohnten der Ceremonie bei. Schon elf Jahre später vernichtete die Ueberschwemmung der Donau das Innere gänzlich und 1830 wiederholte sich das Ungemach. Endlich wurde 1870 das bei dem Anwachsen der Vorstadt ohnehin nicht genügende Kirchlein entfernt und trat die neue, prachtvolle gothische St. Othmarskirche an die Stelle, für deren Zustandekommen Cardinal Rauscher sich die größten Verdienste erwarb, nach dem geistreichen Entwurf des Dombaumeisters Friedrich Schmidt.

Wie unsere Abbildung lehrt, hatte das Kirchlein keine Kunstformen, das Thürmchen war aus Holz gezimmert. Ueber dem Vorbau erhob sich an der Façade die Statue der Schutzheiligen. Im Innern bestanden drei Altäre mit den Bildern der heil. Margaretha, Maria mit dem Kinde und Maria und St. Joseph. Seit 1783 ist hier die Pfarre errichtet.

In der unteren Abtheilung unseres Bildes sehen wir die ehemalige Villa Metternich auf dem Rennwege, nämlich das kleinere, in dem schönen Parke gelegene Gebäude, dessen andere Front mit dem Spruche: Parva domus magna quies geziert war. Die Buchstaben mögen an jenem stürmischen Abend des 13. März 1848 sich wie eine geschriebene Ironie ausgenommen haben, als Fürst Wenzel Lothar verschwunden war und der tolle Pöbel, der ihn vergebens suchte, die Villa zu plündern begann.

Das auf vordem Althann'schem Grunde errichtete Gebäude im nüchternen Stil des Empire enthielt allerdings des Plünderns werthe Schätze. Hier standen Marmorfiguren von Canova und Ad. Tadolini, die Nachbildung des Tempels des Antonin in Rom, ein Geschenk des Papstes von 1819, da hingen prächtige Gemälde, darunter ein schönes Porträt Friedrich's II., ferner füllten die Salons kostbare Porzellans, Bronzen und Alterthümer aller Art. Schreiber dieses ist die einstige Villa mit ihren Kunstschätzen eine liebe Erinnerung, denn ein Katalog derselben, welchen er auf Wunsch des jetzigen Fürsten vor mehr als zwanzig Jahren anfertigte, war seine erste größere Arbeit auf diesem Fachgebiete.

Ilg.

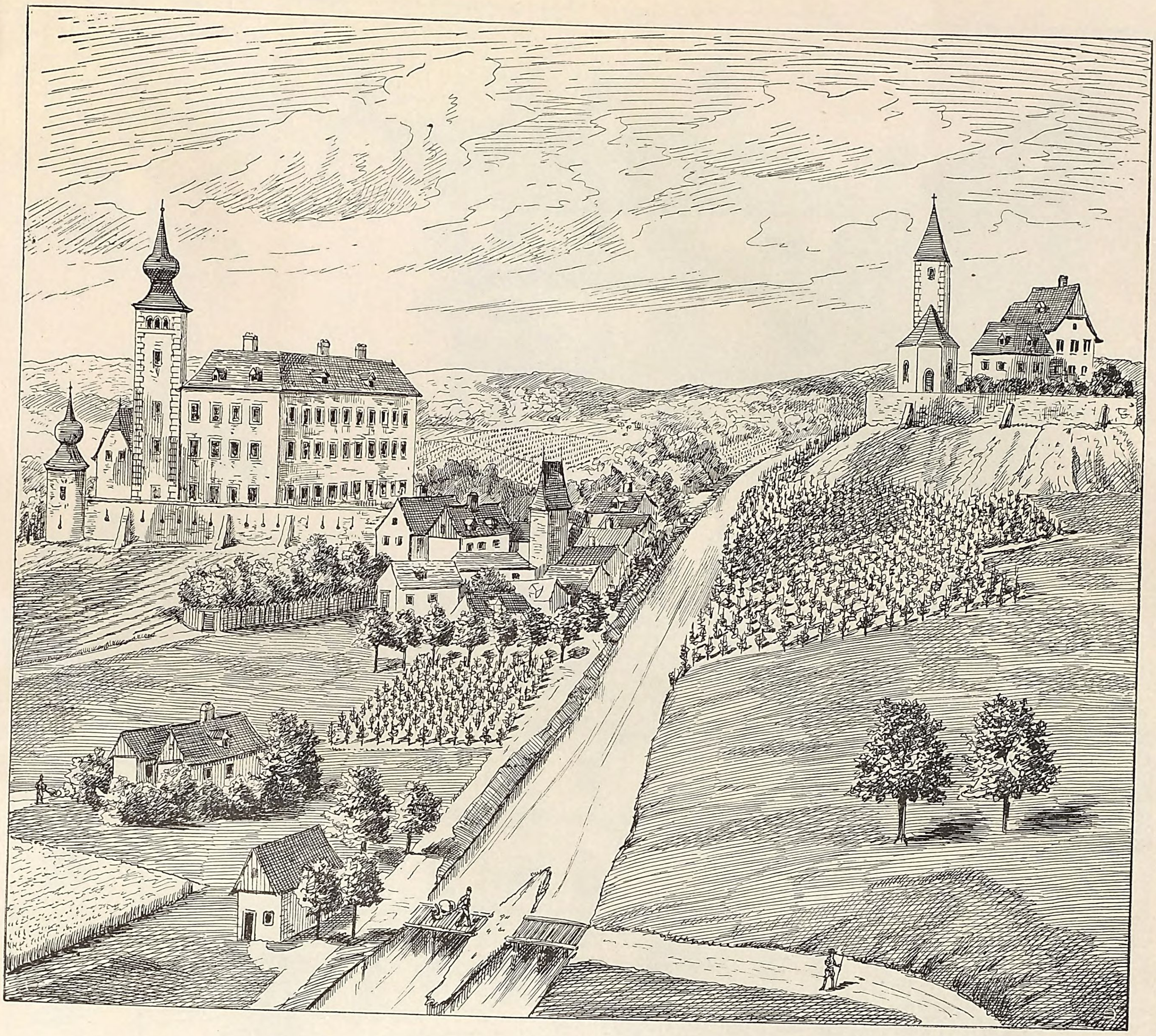


Das sogenannte „rothe Haus“ in der Alservorstadt.

Noch viel früher, als die „Landschaftsakademie“ erbaut wurde (1682), welche an der Stelle der heutigen Alserkaserne gelegen war, stand am Glacis, mit der Front gegen die Währingerstraße sich hinziehend, ein Haus, das im Jahre 1644 dem Bürger und Hof-Wachskerzler Lorenz Werdemann zu eigen war. Im Jahre 1683 scheint es in der Belagerung zerstört, aber 1685 von dem Materialwaarenhändler Johann B. von Aquilino wieder aufgebaut worden zu sein. Seit 1702 besaß es der Reichshofrath Michael Achatius Freiherr von Kirchner, der es 1712 an den Fürsten Paul Eszterházy (1635—1713) verkaufte. Seitdem und bis in die Mitte unseres Jahrhunderts blieb es in dem Besitze der fürstlichen Familie. Im Jahre 1810, unter dem kunstsinnigen Fürsten Nicolaus (1765—1833), wurde dessen Hauptfront mit jener etwas nüchtern gediehenen Façade im Empirestile ausgestattet, welche wir auf dem Bilde ersehen. Die Mitte des Gebäudes zierte eine Balustrade mit dem fürstlich Eszterházy'schen Wappen, umgeben von Trophäen. Im Jahre 1761 ließ Fürst Paul Anton I. (1711—1762) im großen Hofe eine Winterreitschule erbauen; eine Vermehrung des Areals erfolgte 1781 durch Ankauf eines Nebengebäudes, des Schwarzspanierklosters in der Garnisonsgasse.

Das Innere des zu den ausgedehntesten Realitäten Wiens zählenden Hauses entsprach wenig dem immerhin stattlichen Aeußern. In seinen vier Höfen, von welchen wir hier Ansichten des ersten und des zweiten vor uns haben, hantirten zahllose Handwerker, im Erdgeschoße waren Stallungen etablirt. Das Ganze bot den Anblick einer Wiener Zinskaserne nach altem Stile. Schon bald nach dem Tode Fürst Paul Antons 1762 diente die Winterreitschule durchziehenden Kunstreitertruppen als Schaubühne, später und bis in die neueste Zeit war dieselbe an Reitlehrer vermiethet. In der Ecke, die das Haus mit der benachbarten Alserkaserne bildet, war in den letzten 15 Jahren ein Kaffeehaus etablirt, das unter dem Titel „Maison rouge“ dem Nachtleben diente. Im Jahre 1888 wurde nach vorhergegangenen längeren Verhandlungen mit der Gemeinde der rechtsseitige Flügel des „rothen Hauses“ zu dem Zwecke abgebrochen, um für die weiter zu führende Lastenstraße Raum zu gewinnen. Der restliche Theil ist gegenwärtig (1889) im Abbruche begriffen und dürfte binnen Kurzem ebenfalls durch Neubauten ersetzt werden.

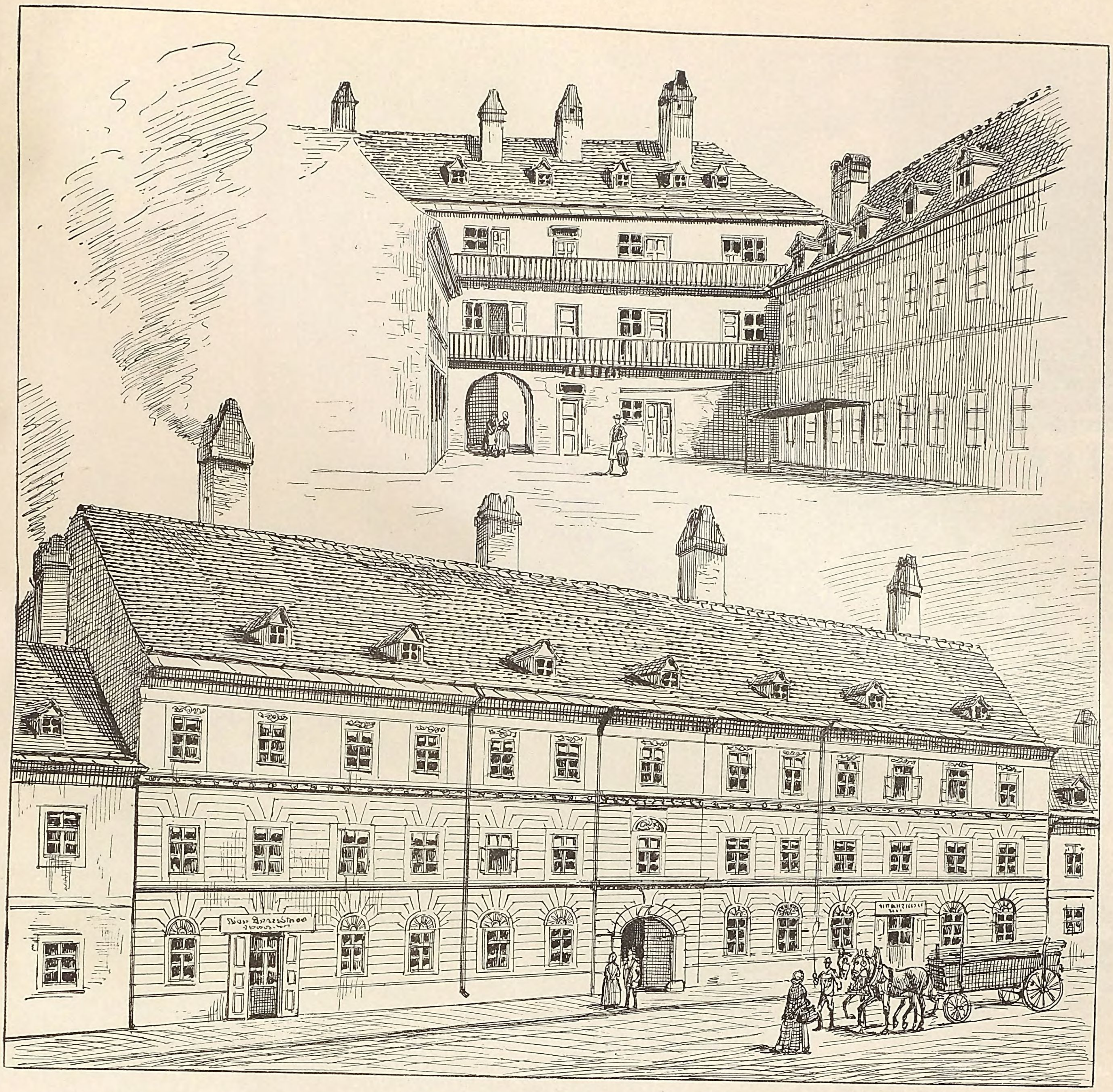
Boeheim.



Das alte Schloß Hundsthurm.

Bei Betrachtung dieses Blattes führen wir unsere Leser um mehr denn 200 Jahre in der Entwicklung unserer Stadt, vor die Zeit der zweiten Türkenbelagerung, zurück, indem wir ihnen hiemit einen heute mit Häusern vollständig bedeckten Vorstadttheil an beiden Seiten der Wien vorstellen, der damals nur mit einzelnen größeren Baulichkeiten und Gehöften besetzt und mit Garten- und ausgedehnten Weingartenanlagen bedeckt war. Wir befinden uns am Wiengelände zwischen den ehemaligen Vorstädten Hundsthurm-Margarethen einerseits und Gumpendorf andererseits. Das Schloß am Hundsthurm, von kräftigen Wehrmauern umzogen und mit einem massigen Hauptthurm versehen, repräsentirt sich als weithin sichtbarer und ausblickender Bau. Gegen das Wienufer hin sehen wir in der Tiefe das alte Schloß Margarethen, ebenfalls mit einem Vertheidigungsthurme. Auf ziemlicher Anhöhe des rechten Wienufers bemerken wir endlich eine größere Kirche mit mächtigem Thurme und hoher Mauerumfriedung, die ihren dreiseitigen Chorschluß dem Beschauer zuwendet. Alle diese Baulichkeiten sind heute bis auf den letzten Stein verschwunden. Die Kirche zu Gumpendorf stellt sich als gothischer Bau dar, doch läßt eine bei Fuhrmann, Histor. Beschreibung von Wien, 1767, III. 561 befindliche Abbildung romanischen Charakter erkennen, was besonders vom Schiffe gilt, während der Thurm als gewaltiger Quaderbau im Unterbaue erscheint; um 1765 wurde sie abgetragen.

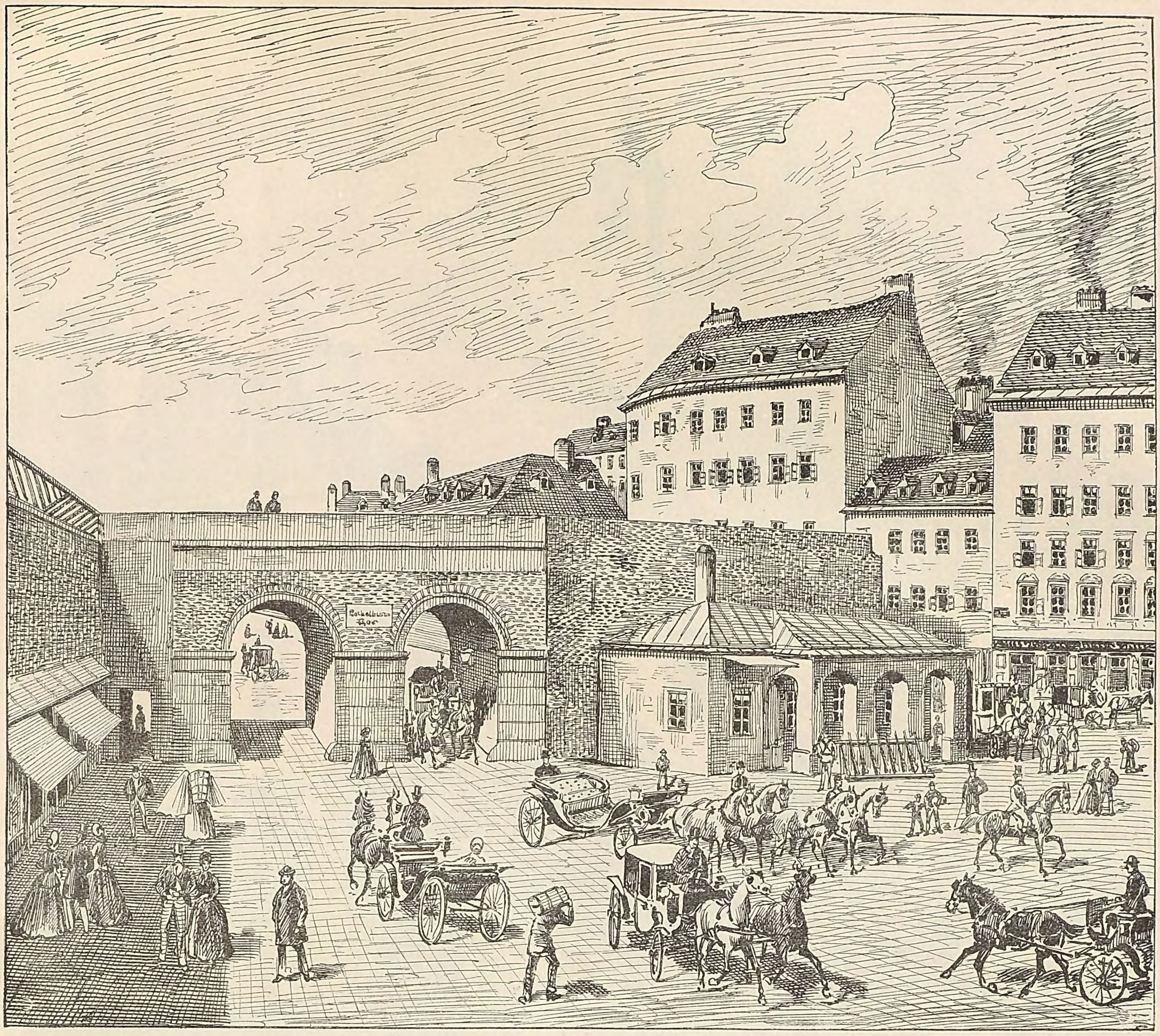
Lind.



Das Franzosenhaus.

Das Franzosenhaus, so die Bezeichnung des heute noch bestehenden Hauses Nr. 32 in der Gestättengasse in der Roßau, jetzt Nr. 17, IX. Bezirk, Roßauer Lände. Erwähnte Bezeichnung, im Volksmunde und am Grunde üblich, ist heute nur ganz wenig mehr im Gebrauche. Das Haus repräsentirt sich gegen die Donau mit seinen zwei Stockwerken als ein ganz stattlicher Bau, und zwar so wie ihn unser Bild veranschaulicht. Die Innenseite dieses Tractes mit den offenen Holzgängen ist auf unserem Bilde ebenfalls getreulich wiedergegeben. Der Hofraum bildet ein großes Viereck, an drei Seiten von einstöckigen Tracten umsäumt, die Rückseite des Gebäudes ist der Seegasse zugewendet. Jetzt ist der große Hof des Durchhauses durch einen Einbau verengert. Das Haus war ehemals meistens von Fuhr- und Wäscherleuten bewohnt, deren zahlreiche Jugend sich am Donau-Ufer herumtrieb. 1684 gehörte es dem Math. v. Goldegg, von 1685 an der gräfl. Familie Althann, von 1697 an dem Christoph Pierron du Meny; unter diesem Besitzer brannte es 1705 sammt den Nachbarhäusern ab, wurde wieder aufgebaut und führt seither den erwähnten Namen, 1740 gehörte es den von Lafontaine'schen Erben, 1778 dem Hofrath Jos. Baumthal. Das rechts anstoßende Haus Nr. 31 hieß zum Falken, im Volksmunde Paperl, nebenan befand sich die 1830 verschwundene Kreuzcapelle.

Lind.

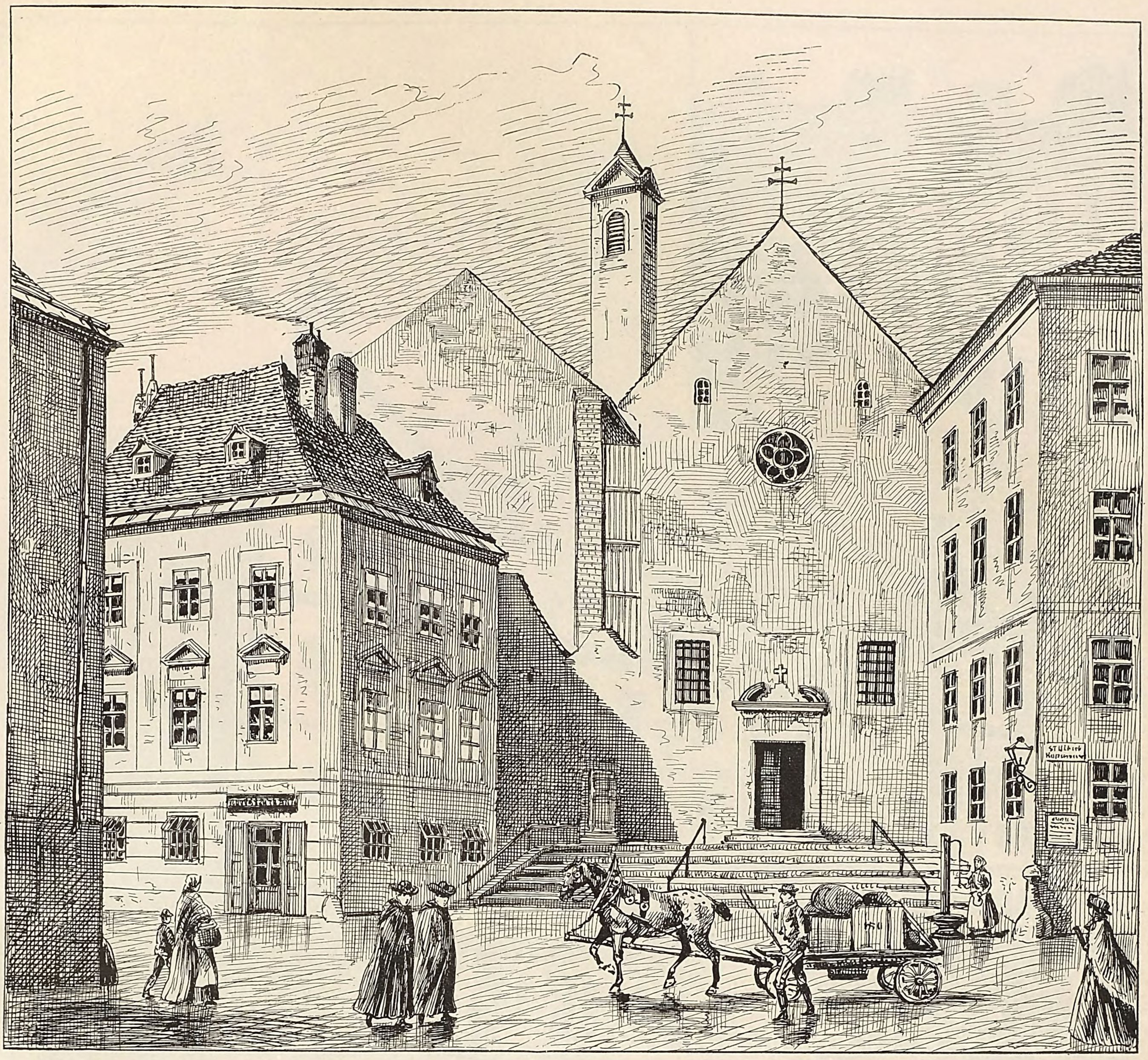


Das Rothenthurmthor.

Das Thor, welches von der Schlagbrücke (Ferdinandsbrücke) her in die Stadt führte, verdankte seinen Namen einem Thurme der Stadtbefestigung, welcher am Ausgange der früher „am Steig" genannten Rothenthurmstraße stand. Die Stadt war gegen den Donaucanal zu, wie wir unter Anderem aus der Abbildung bei Merian vom Jahre 1642 sehen, mit einer einfachen, von Thürmen unterbrochenen, bezinnten Mauer befestigt. Der rothe Thurm wird schon im XIV. Jahrhundert erwähnt und kommt später in Urkunden häufig unter diesem Namen vor. Maximilian I. baute ihn, da er schadhaft geworden war, 1511 neu auf. Er war ein rechteckiger Thorthurm mit spitzem Dache und vier Eckthürmchen und einer spitzbogig überdeckten Durchfahrt. Ueber dem Thore befand sich die Darstellung zweier Bannerträger, zwischen welchen fünf Schilde mit den Wappen des Reiches, Oesterreichs, Burgunds und der Stadt Wien ausgeführt waren. Kaiser Leopold I. ließ 1658 die alte Stadtmauer, mit Ausschluß des rothen Thurmes, niederlegen und erbaute angesichts der drohenden Türkengefahr die neue aber nun weiter gegen die Donau vorgerückte Gonzagabastei, so benannt nach dem Stadtguardia-Obersten Marquis von Gonzaga, und im Anschlusse daran 1662 das neue Rothenthurmthor bei der Schlagbrücke. Der alte rothe Thurm, der seine Bedeutung als Festungsthurm und Festungsthor verloren hatte, da er nun hinter die neue Courtine der Bastion zu stehen kam, wurde aber erst im Jahre 1784 durch Kaiser Joseph II. abgetragen. Das von Leopold I. erbaute Rothenthurmthor, das an Stelle des oben abgebildeten stand, war ein stattlicher, mit kräftigen Rusticaquadern gegliederter Bau, der von einem Fahr- und einem Gehthore durchbrochen war; zur Erzielung einer symmetrischen Gliederung war an der zweiten Seite der Durchfahrt ein Blindthor in der Anordnung des Gehthores zur Ausführung gekommen. Unsere Abbildung gibt das Thor nach einer weiteren Umgestaltung, welche im Jahre 1819 vorgenommen wurde und, wie deutlich ersichtlich ist, weniger im Interesse der baulichen Verschönerung und Ausgestaltung desselben, als mit Rücksicht auf den lebhaften Verkehr statthatte, der die Folge des Aufblühens der Leopoldstadt und der zunehmenden Ausflüge und Lustfahrten nach dem Prater war.

Es dürfte ja jedem älteren Wiener noch in lebhafter Erinnerung sein, wie selbst trotz des erweiterten Thores gerade an dieser Stelle am 1. Mai und bei den sonstigen Frühjahrsfahrten das Gedränge der Wagen, Reiter und Fußgänger, die sich vom Stephansplatze herab nach der Jägerzeile bewegten, ein ebenso buntes als zuweilen selbst beängstigendes war. Gleicherzeit mit dem Thore wurde auch die Schlagbrücke umgebaut und zu Ehren des damaligen Kronprinzen, der am 19. Juni den Grundstein gelegt hatte, Ferdinandsbrücke genannt. Auf unserem Bilde ist die Innenseite des Rothenthurmthores nach der Stadt zu dargestellt, und sehen wir außer diesem noch links einen Theil der Gonzagabastei, rechts die Fortsetzung der Häuserreihe der Adlergasse und das Gebäude der Thorwache, dem mit seiner Schmalseite das eben jetzt zum Abbruch kommende Müller(Graf Deym)'sche Gebäude gegenüberstand. In Folge kaiserlichen Entschlusses vom 20. December 1857 wurde die Auflassung der Umwallung und der Fortificationen der inneren Stadt und der Stadtgräben angeordnet, und es trat die für Wien so bedeutungsvolle Stadterweiterung in's Leben, welche mit der Abtragung der Rothenthurmbastei im Jahre 1858 ihren Anfang nahm.

Hauser.



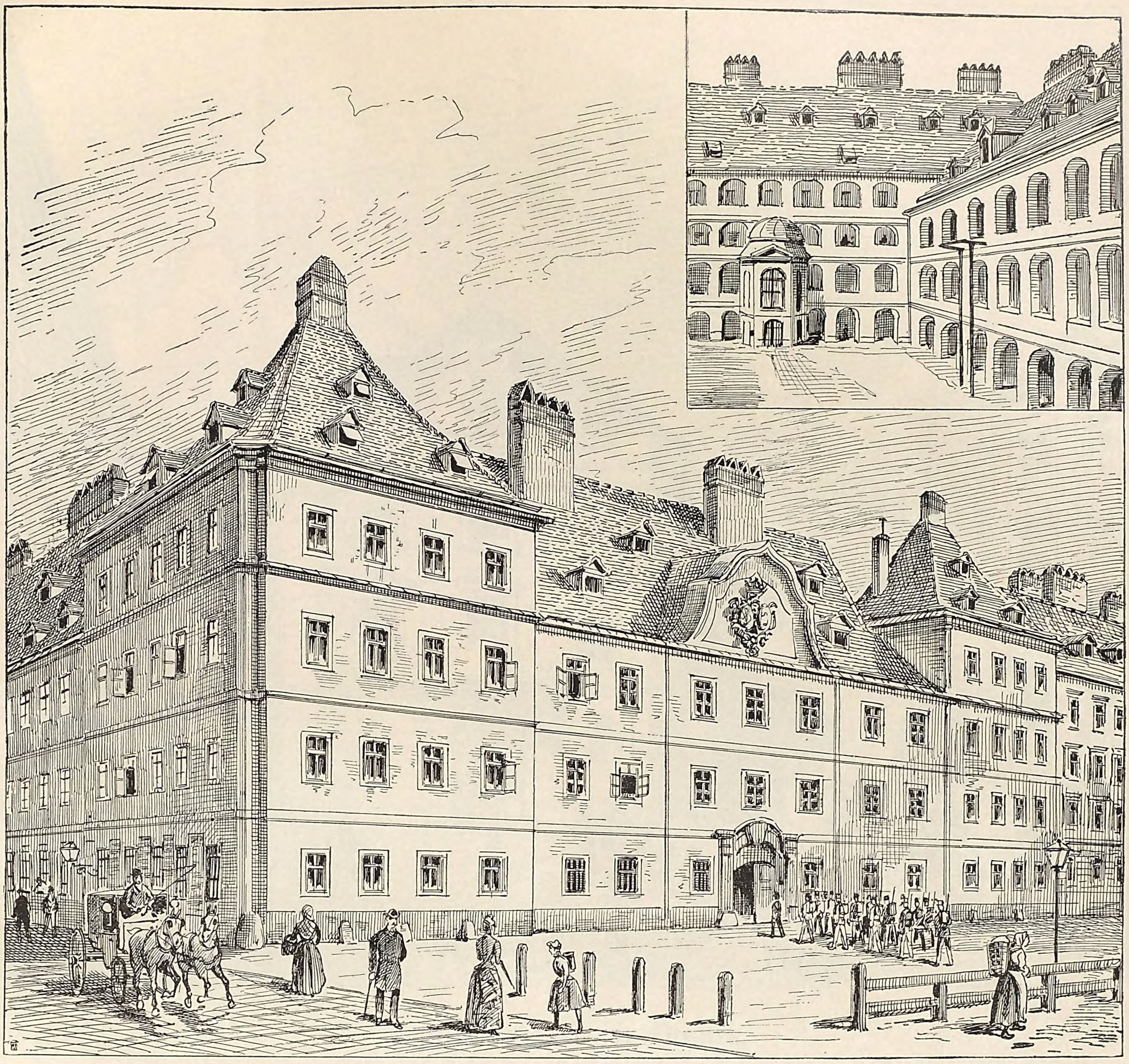
Die Mechitaristenkirche.

Im Jahre 1597 kamen die ersten Mitglieder des Ordens der Kapuziner nach Wien und bezogen schon 1600 in der St. Ulrichsvorstadt ein Klösterchen sammt kleiner Kirche, die ihnen Freiherr Ernst von Mollard errichtet hatte. Ihr Kloster in der Stadt kam erst zweiunddreißig Jahre später zu Stande. Nach dem Siege über die Türken und mit allmäligem Neuaufbau der verwüsteten Vorstädte fand sich für das gleichfalls zerstörte Kloster in St. Ulrich ein Wohlthäter in der Person des kaiserl. Feldmarschalls Grafen Carl Serini oder Szöreny, welcher 1684 die Behausung der Väter des heiligen Franziscus wieder aus dem Schutte erheben ließ. Dies sind alle spärlichen Nachrichten, welche wir von dem Gebäude aus älterer Zeit besitzen. Zu bemerken wäre nur noch, daß einige Autoren den Kaiser, resp. damals noch Erzherzog, Mathias das erste Kloster bei St. Ulrich gründen lassen, welcher Fürst den Orden allerdings nach Wien berufen hatte, und ferner, daß wieder Einige die Vollendung dieses Gebäudes erst mit 1603 ansetzen. Unter Kaiser Joseph II. traf den Convent das Schicksal der Aufhebung (1784), der große Garten wurde schon im nächsten Jahre theilweise verbaut.

Die 1701 in Constantinopel von dem armenischen Priester Mechitar gestiftete und nach ihm genannte Congregation der Mechitaristen römisch-katholischer Confession, syrischen Ritus und armenisch-haykanischer Sprache hatte schon im vorigen Jahrhundert in Venedig und in Triest Niederlassungen gewonnen. An letzterem Orte wurden ihre Mitglieder aber 1810 unter der französischen Herrschaft vertrieben und wandten sich nun schutzsuchend nach Wien. Kaiser Franz gestattete ihnen die Benützung jenes ersten in Oesterreich gegründeten ehemaligen Kapuzinerklosters, schon 1813 erwarben sie es aber durch Kauf. Die Congregation errichtete im Kloster eine eigene Buchdruckerei, welcher 1824 ein Privilegium auf Drucklegung lateinischer Breviere und Meßbücher ertheilt wurde.

Die alte Kirche, wie unser Blatt sie noch darstellt, „am Platzl bei St. Ulrich" gelegen, war ein gar schlichtes Kapuzinerbethaus, besaß aber mehrere gute Gemälde, so am Hochaltar Mariä Verkündigung vom Kremser Schmidt, an den Nebenaltären die hh. Anna und Magdalena von Franz Maulpertsch. Nach der Lebenszeit dieser beiden bedeutenden österreichischen Künstler scheint es also, daß in dem alten Kapuzinerkloster in der Theresianischen Zeit eine Verschönerung vor sich gegangen sein dürfte. Die Mechitaristen setzten an Stelle dieser Bilder 1823 ein Maria-Schutzbild, sowie S. Joseph und Antonius Erem. von Professor J. Schindler, an der Decke hatte schon 1819 F. Schilcher die Himmelfahrt Mariens gemalt, die beiden Maulpertsch kamen in die Seitencapelle. Im Jahre 1873 aber wurde das Gotteshaus durch den Architekten Camillo Sitte durchgreifend renovirt und mit der jetzigen, äußerst geschmackvollen Façade im Frührenaissancestile geziert.

Ilg.



Die Getreidemarkt-Kaserne.

Nach Auflösung der Wiener Stadtguardia, deren Soldaten in unzähligen, an den Wallgängen der Enceinte angebauten kleinen Häuschen untergebracht waren, mußte die Stadtgemeinde, da diese unschönen und den Verkehr hemmenden Baulichkeiten abgebrochen wurden, um der drohenden Militäreinquartierung in Bürgerhäusern zu entgehen, an eine entsprechende Unterkunft der nunmehr zur Besatzung bestimmten regulären Regimenter denken. Sie erbaute demnach im Jahre 1746 die Salzgrieskaserne, welche wir in dem Blatte 5 unseres Alt-Wien gebracht haben, und 1749 die Getreidemarktkaserne, beide für die Infanteriebesatzung.

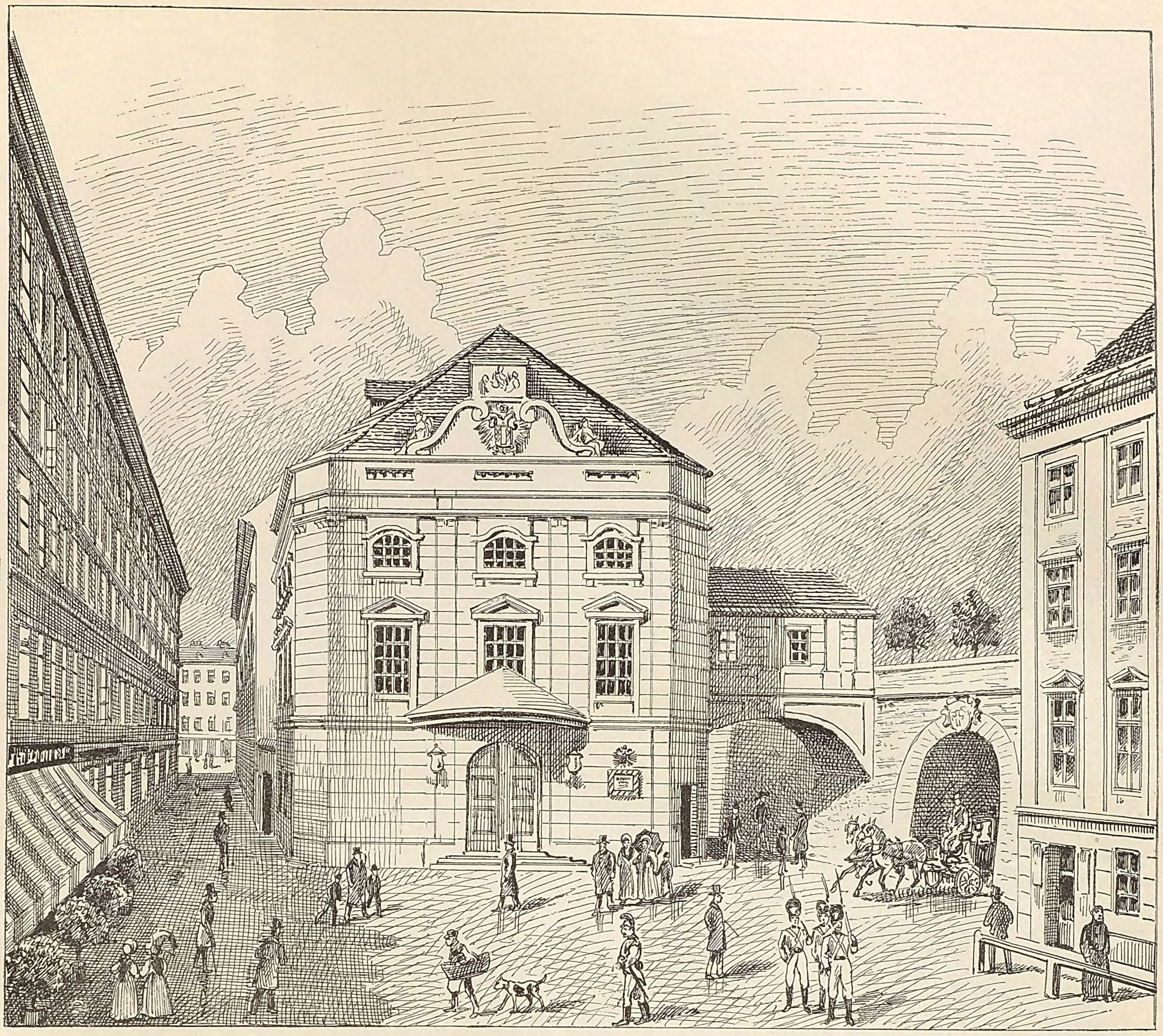
Der Grundcomplex, auf welchem die Kaserne steht, gehörte bis 1748, dem Beginne des Baues, zum Kloster Sanct Theobald. Die Carmeliter besaßen daselbst einen Garten. Längs der Gumpendorferstraße und der Bettlerstiege reihten sich mehrere minder ansehnliche Baulichkeiten, nur gegen die Glacisfronte zu standen drei mehrstöckige Häuser, von welchen eines schon seit 1732 als Kaserne diente. Jenseits der Gumpendorferstraße stand der sogenannte Jesuiterhof. Ein großer Garten mit einigen Gebäuden gegen die Dreihufeisengasse hin. An der Glacisfronte war der Garten durch eine Mauer abgegrenzt, vor selbem stand ein ebenerdiges Wachhaus, das sogenannte „Kavalleriepiquet".

Die Getreidemarktkaserne gehört zu den kleinsten Kasernen Wiens. Der Bau besteht aus vier Eckrisaliten, welche dreistöckig sich um Stockwerkshöhe über den zweistöckigen Mittelbau erheben. Das Gebäude besitzt nur einen wenig geräumigen Hof, im Stile der damaligen Kasernenbauten mit Arkaden in 2 Stockwerken im Innern, und eine Kapelle im rückwärtigen Flügel, derart gelegen, daß die Mannschaft bei widrigem Wetter, auf den Gängen postirt, dem Gottesdienste anwohnen konnte. Der rückwärtige Tract gegen die Bettlerstiege ist durchaus dreistöckig.

Oberhalb des Thores erblickt man, in Stein gemeißelt, den kaiserlichen Adler und das Stadtwappen in einem Zierschilde, unterhalb gewahrt man das Wappen des Bürgermeisters Andreas Ludwig Leitgeb, ferner die Jahreszahl der Fertigstellung des Baues 1749.

Auf dem Platze vor der Kaserne, dem Getreidemarkte, beabsichtigte man, um der Wassernoth in der Umgebung abzuhelfen, 1838 einen artesischen Brunnen zu bohren. Viele Jahre hindurch erblickte man dort ein Brettergehäuse, innerhalb welchem man die Bohrungen vornahm. Erst als nach sechsjähriger vergeblicher Arbeit, die Lehmschichte zu durchdringen, man nicht mehr als spärliches trübes Wasser erhalten konnte, wurde dieselbe eingestellt. Die Bohrung begann am 9. Juni 1838 und wurde am 24. October 1844 aufgegeben.

Boeheim.



Das Kärnthnerthor-Theater.

Schon im Jahre 1704 erklärte sich die Gemeinde Wien dazu bereit, ein eigenes Theater beim alten Kärnthnerthor zu erbauen, weil die alten Comödienhäuser feuergefährlich und auch in vielen anderen Rücksichten nicht weiter zulässig seien, wenn dem Rathe ein kaiserliches Privilegium dafür gegeben würde. Ein solches erfolgte aber erst 1709, als das Gebäude bereits elf Monate fertig stand, und gestattete blos die Benützung durch die vornehmeren italienischen Unternehmungen. Schon im selben Jahre aber fühlte die Gemeinde die Last, welche sie sich aufgebürdet hatte, und bat um weitere Erlaubniß, ihr Theater in Bestand geben zu dürfen. 1710 wurde gestattet, daß deutsche und wälsche Comödianten hier abwechselnd auftreten dürften. Endlich ertheilte Carl VI. dem Rathe 1720 das schon von seinem Vorgänger Joseph I. zugesicherte Privilegium, wonach diese Ausführungen in der Regie der Stadt „befreyt" sein sollten. Der bekannte Anton Stranicky war mit seiner deutschen Truppe hier schon seit 1722 Pächter, wofür er der Stadtcasse endlich 2000 fl. jährlich zu entrichten hatte. Nach Stranicky übernahm der nicht minder beliebte Gottfried Prehauser die Leitung, 1728 aber wurde das Haus unter Borosini und Sellier dem deutschen und italienischen Lustspiel, der Oper und dem Ballette gewidmet. Im Jahre 1761 folgte Baron Lopresti als Unternehmer, welcher viel Erfolg hatte. Das Theater war in jener Zeit der Schauplatz des erbitterten Kampfes zwischen den Anhängern der alten extemporisirten Comödie mit ihren Kasperln und Zoten und den Parteigängern der neuen Richtung, welche den armen, aber doch unsterblichen Hanswurst begraben zu können vermeinten. Am 3. November 1761 entstand bei der Aufführung des Molière'schen Don Juan eine Feuersbrunst, welche das Gebäude in Asche legte, zwei Nachbarhäuser dazu gänzlich vernichtete und mehrere Menschenleben kostete.

Das bekannte Kupferwerk der Wiener Prospecte von C. Pfeffel hat uns eine Ansicht dieses alten Theaters vom Jahre 1724 hinterlassen. Es stand genau auf dem Platze, welchen das nach dem Brande 1763 vollendete und in unserem Bilde dargestellte einnahm. Architektonisch hatte es größeren Werth, wenngleich es kein Prachtgebäude ersten Ranges war. Aber mit seinem Erdgeschoß, Noble-Etage und Oberstockwerk, über dem sich noch ein Aufbau erhob, dem säulenflankirten Portal, den Pilasterpaaren im Hauptgeschoß, endlich den monumentalen Fensterbekrönungen trug es ganz das Gepräge der Palastarchitektur des Wiener Barockstiles. Von dem Innern sagt Lady Montague, daß es finster und niedrig gewesen sei, Küchelbecker aber rühmt circa 20 Jahre später die Pracht des Hauses, die man in ganz Deutschland nicht leicht wieder finden werde. Einige Autoren nennen den berühmten Architekten Abbate Domenico Martinelli aus Lucca, den Erbauer der beiden Liechtenstein'schen Paläste, als Errichter des von 1704 bis 1708 gebauten ältesten Kärnthnerthor-Theaters — jedoch zuverlässig mit vollem Unrecht, denn der Künstler weilte, wie sich urkundlich nachweisen läßt, um jene Zeit an der Akademie in Rom, überdies stimmt die Architektur des Theaters gar nicht zu seinem römischen Barockstil. Damals und lange noch gab es aber in Wien eine mit ihm gar nicht zusammenhängende, südtirolische Baumeisterfamilie Martinelli in vielen Abkömmlingen vertreten, welche bei zahllosen Bauten beschäftigt waren; einer von ihnen dürfte auch in diesem, wie in so vielen Fällen mit dem berühmten römischen Künstler verwechselt worden sein.

Wenig bekannt ist es, daß man sich eine Zeit lang mit dem Plane trug, den Neubau des Theaters nach dem Brande in die Mitte des Mehlmarkts zu stellen, wobei der Donner'sche Brunnen weiter hinauf gegen das Nordende des Platzes hätte gerückt werden müssen. Zum Glück blieb es bei der Idee. Eine schöne Zeichnung dieses Entwurfs befand sich in der ehemaligen Klinkosch'schen Sammlung. (Auctions-Katalog 1889, II, 2617.)

Das 1763 vollendete Theater wurde am 9. Juli mit einem Stücke Weiskern's eröffnet. Architekt war Nicolaus (nicht Anton) Pacassi, der auch bei den Theresianischen Umgestaltungen von Schönbrunn, bei dem Schloßbau in Hetzendorf, in der Neustädter Burg thätig war und später Hof-Architekt wurde. Sein Gebäude ist eine viel weniger palastartige und monumentale Anlage, als das erste Theater war, die schmucklosen Formen nähern sich schon sehr stark der Kahlheit des Baustils im Josephinischen Zeitalter. Rechts im Bilde sieht man die mit einer Allee bewachsene Basteimauer und die Innenseite des alten Kärnthnerthores, von der Bastei aber herüberreichend den Zugang für den kaiserlichen Hof über eine Bogenbrücke, links die Fronte des alten Bürgerspitals mit dem damaligen Café Opera und das enge, in die Kärntnerstraße laufende Comödiengäßchen, in dessen Schlunde sich das in der Wiener Theatergeschichte berühmte Comödienbierhaus befand. Mit dem Beginn der Stadterweiterung sahen wir zuerst den Bogengang mit der Basteimauer fallen und dann das alte liebe Haus selbst, in dem wir soviele schöne Stunden unserer Jugendzeit zugebracht hatten. Das neue, weiter gegen die Wieden hinausgeschobene Operntheater, im Bau 1861 begonnen, wurde am 25. Mai 1869 eröffnet.

Ilg.



Die Reindorfer Kirche.

Zu dem großen Complexe des seit neuerer Zeit Rudolfsheim genannten Vorortes von Wien gehört nebst mehreren anderen, ehemals selbstständigen Ortschaften auch das kleine Dörfchen Reindorf, welches der hier dargestellten Kirche schon in früherer Zeit den Namen Reindorfer Pfarrkirche gegeben hat, obwohl dies nicht richtig ist und das Gebäude vielmehr auf dem Grunde der ehemaligen Herrschaft Braunhirschen sich befindet. Schon vor einem halben Jahrhundert hingen die Ortschaften Fünfhaus, Sechshaus, Braunhirschen, Rustendorf und Reindorf beinahe zusammen. In der Zeit Joseph II. nahmen diese ehemaligen Dörfer größeren Aufschwung, indem daselbst anstatt der alten Bauernwirthschaften allmälig Gewerbebetrieb und Fabriken aufkamen. Braunhirschen entstand aus dem Werdenburgischen Freihof, mit dem ein „zum braunen Hirschen" genanntes Gasthaus in Verbindung war. Die Freiherren jenes Namens besaßen das Gut schon um 1750, in den Siebziger-Jahren kam es an die Grafen Meraviglia. Reindorf gehörte schon im XII. Jahrhundert dem Stifte Klosterneuburg und soll früher Meinhartsdorf oder Manhartsdorf geheißen haben, „vf der wienne" wie es in einer Urkunde heißt (1310). Uebrigens ist diese Bestimmung nicht völlig sicher. Später nannte man die Gegend „in der Reyn". Graf Meraviglia baute zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts hier die ersten Häuser.

Die Kirche wurde erst in der Josephinischen Zeit von 1786—1789 sammt Pfarr- und Schulhaus errichtet. Ihr nüchterner Baustil bietet absolut nichts Interessantes dar. Das Innere hat ein Schiff und einen eigenthümlichen schiffartigen Seitenraum mit Oratorien. Beachtenswerth ist das Gebäude aber aus dem Grunde, weil es, wie damals üblich, mit Altären, Glocken und Geräthschaften aufgehobener alter Kirchen eingerichtet wurde. So überraschen denn den Besucher in diesem langweiligen Bau drei große Altargemälde von ausgezeichneter Schönheit, welche aus dem aufgelösten Stifte St. Dorothea in der Stadt hierhergebracht worden sind. Nach dem Verzeichniß der noch 1779 in jenem Stifte befindlich gewesenen Bilder in Kurzböck's neuester Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens scheinen es Meisterwerke Johann Michael Rottmayr's zu sein. Gegenstände der Darstellungen sind Christus, das Kreuz haltend auf Wolken, von zahlreichen Engeln umgeben; der h. Joseph, St. Augustinus für die Pestkranken bittend. Wir machen auf diese in der That prachtvollen Werke — auch der ältere Altomonte malte für St. Dorothea — aufmerksam, denn sie sind sehr bemerkenswerth und ihr Verbleib nach der Aufhebung des Stiftes Wenigen bekannt. Sie verdienen eine genauere Untersuchung in kunsthistorischer Hinsicht, welche ich bisher noch nicht anstellen konnte.

Ilg.



Der obere Theil des Salzgries.

Wir sehen im Bilde jenen Theil des Salzgries und der ehemaligen Zeughausgasse vor uns, welcher sich von dem Schwibbogen der bestandenen Salzgries-Kaserne, dem ehemaligen inneren Neuen Thor, gegen jenen Theil hin erstreckte, welcher vom Mittelalter an mit „Im Elend“ bezeichnet wurde. Der Standpunkt des Zeichners war etliche Schritte von der Ecke der Mariengasse entfernt. Links sehen wir den alten Passauerhof mit seiner am Anfang des Jahrhunderts erhaltenen Façade mit den charakteristischen figuralen Reliefs; das nächst anstoßende Haus, von welchem wir nur ein Stück des Daches erblicken, führt noch heute das Schild: „zum Wolfen in der Au“. In jenem Raume, welchen die vorstehenden, schräg gegenüberliegenden, nunmehr demolirten Häuser eingenommen hatten, finden wir auf dem Daniel Suttinger'schen Plane von 1684 einige Häuser, weiter hinauf aber die Umfassungsmauer des unteren Arsenales. Erst im Steinhauser'schen Plane von 1703 sehen wir den ganzen Complex mit Privathäusern bis zum Ende der Sackgasse, als welche sich die Zeughausgasse darstellte, verbaut. Wir erblicken in unserer Darstellung das Haus zur Rechten mit der prächtigen Façade im Barockstile. Es gehörte 1775 den Johann Kirchschlager'schen Erben. Das zunächststehende Haus besaß 1775 eine Frau Anna Frankel. Hier endete der Salzgries. Das nächststehende Haus mit seiner imposanten Barockarchitektur bildete das erste Haus in der Zeughausgasse. Im Jahre 1717 erbaute es auf Fortificationsgründen der als Komiker in der Wiener Komödie so beliebte Schauspieler Anton Stranitzky. Es hatte zur Zeit einen Werth von beiläufig 50.000 Gulden. Noch vor seinem Ableben überließ er dasselbe seiner Gattin Maria Monika und von dieser an deren Kinder, 4 Söhne und 2 Töchter. Diese verkauften das Haus um 1760 an den Abt von Kleinmariazell, worauf es nach Aufhebung dieses Stiftes 1782 dem Stifte Melk, 1785 aber jenem von Kremsmünster zur Administration zufiel. 1798 übernahm es die niederösterr. Staatsgüter-Administration, welche hier ihren Sitz nahm. Nach deren Vereinigung mit der Kameral-Gefällenverwaltung 1831 wurde es das Amtsgebäude der k. k. Lottodirection, welche es bis zu dessen Demolirung inne hatte. Daneben stand noch 1684 ein Thurm, das alte „Vorderthor“, der bis 1700 als gemeiner Stadt-Pulverthurm bezeichnet wird. Später stand an dieser Stelle die kais. Kiefelsalzkammer. Von den nächst ersichtlichen Häusern war das eine um 1775 im Besitze der Grafen Nostitz-Rhineck, später der Freiin Henriette Pereira-Arnstein; das nächste um 1700 besaß Joh. Friedrich Eisenhuth, Schneidermeister; das letztersichtliche endlich gehörte 1700 dem Wundarzte Georg Mayer. Höchst pittoresk erschien nach Demolirung der Elendbastei die Rückseite dieser Häuser und es ist schade, daß sich von selber keine Abbildung erhalten hat.

Zum Verständnisse sei bemerkt, daß noch vor der Erbauung des Arsenales, wie der Wolmuet'sche Plan erweist, an der Innenseite des Stadtwalles eine Reihe von Häusern sich befand, deren Besitzer theilweise noch bis 1450 nachzuweisen sind. Diese ganze Reihe scheint schon bei dem ersten Abschlusse des Arsenalbaues 1587 unter Rudolf II. niedergerissen worden zu sein. Am Ende der Zeughausgasse befand sich ein Eingangsthor in das kaiserliche Arsenal zum Unterschiede von jenem in der Renngasse, der untere Eingang genannt, der jedoch in letzterer Zeit immer verschlossen war. Die Bezeichnung „Im Elend“, welche diese Sackgasse vom Mittelalter an führte, leitet sich nach einigen Schriftstellern von Fremdenherbergen ab, welche hier bestanden haben sollen, wobei elend und fremd im Mittelhochdeutschen als synonym angegeben werden. Nach Lichnowsky's Denkmäler der Baukunst &c. stammt selbe von dem Worte „Anlände“, welches später in Elend corrumpirt wurde; dagegen spricht allerdings die bedeutende Entfernung des Donaucanales und der Umstand, daß die Salzschiffe viel weiter unterhalb landeten.

Boeheim.



Der obere Theil des Kohlmarktes.

[illegible]



Das herrschaftliche Brauhaus in Margarethen.

Auf einer gegen das rechte Ufer der Wien zu abfallenden, mit Reben bepflanzten Anhöhe stand das Schloß St. Margarethen und daneben lag das Dörfchen gleichen Namens. Beide trugen diesen Namen von der Schloßcapelle, die der heil. Märtyrerin Margaretha von Antiochien geweiht war.

Ob die Sage, Margaretha Maultasch, die Letzte aus dem Görzer Grafengeschlechte, habe in diesem Schlosse gewohnt, daselbst nach dem Tode ihres Sohnes Meinhard im Jahre 1363 jene Urkunde ausgefertigt, wodurch die Grafschaft Tyrol an das Haus Habsburg kam, und sei schließlich ebenda 1379 gestorben, auf Wahrheit beruht oder nur eine historische Sage ist, kann hier nicht Gegenstand einer Untersuchung sein. Wie dem auch gewesen sein mag, Thatsache ist jedenfalls, daß das Schloß Margarethen nebst dem dazugehörigen Grundbesitz, mit dem benachbarten Matzleinsdorf und dem vor der Matzleinsdorfer Linie gelegen gewesenen Dorfe Einsiedlerei vereinigt, eine Herrschaft bildete, die schon seit dem 14. Jahrhunderte und wohl auch noch früher urkundlich vorkommt.

Noch Weiskern, der fleißige Topograph und Hofschauspieler, bemerkt 1778 in seinem bekannten Werke ausdrücklich, Schloß, Brauhaus, Dorf und Gut Margarethen, damals der Stadt Wien gehörig, „wird nicht zu den Vorstädten, sondern zu den Gütern der Stadt gerechnet".

Das herrschaftliche Brauhaus, dessen Aeußeres die obige Abbildung darstellt, theilte natürlich die Schicksale des Schlosses, in dessen nächster Nähe es gestanden ist, wohl so ziemlich in Allem.

1529 wurde ganz Margarethen vom Erbfeinde der Christenheit zerstört, 1656 gehörte die Herrschaft dem Freiherrn Rudolf Schmid von Schwarzhorn, kais. Gesandten am türkischen Hofe, und überkam von diesem an die Grafen von Sonnau, von denen es 1727 durch Kauf an die Stadt Wien überging.

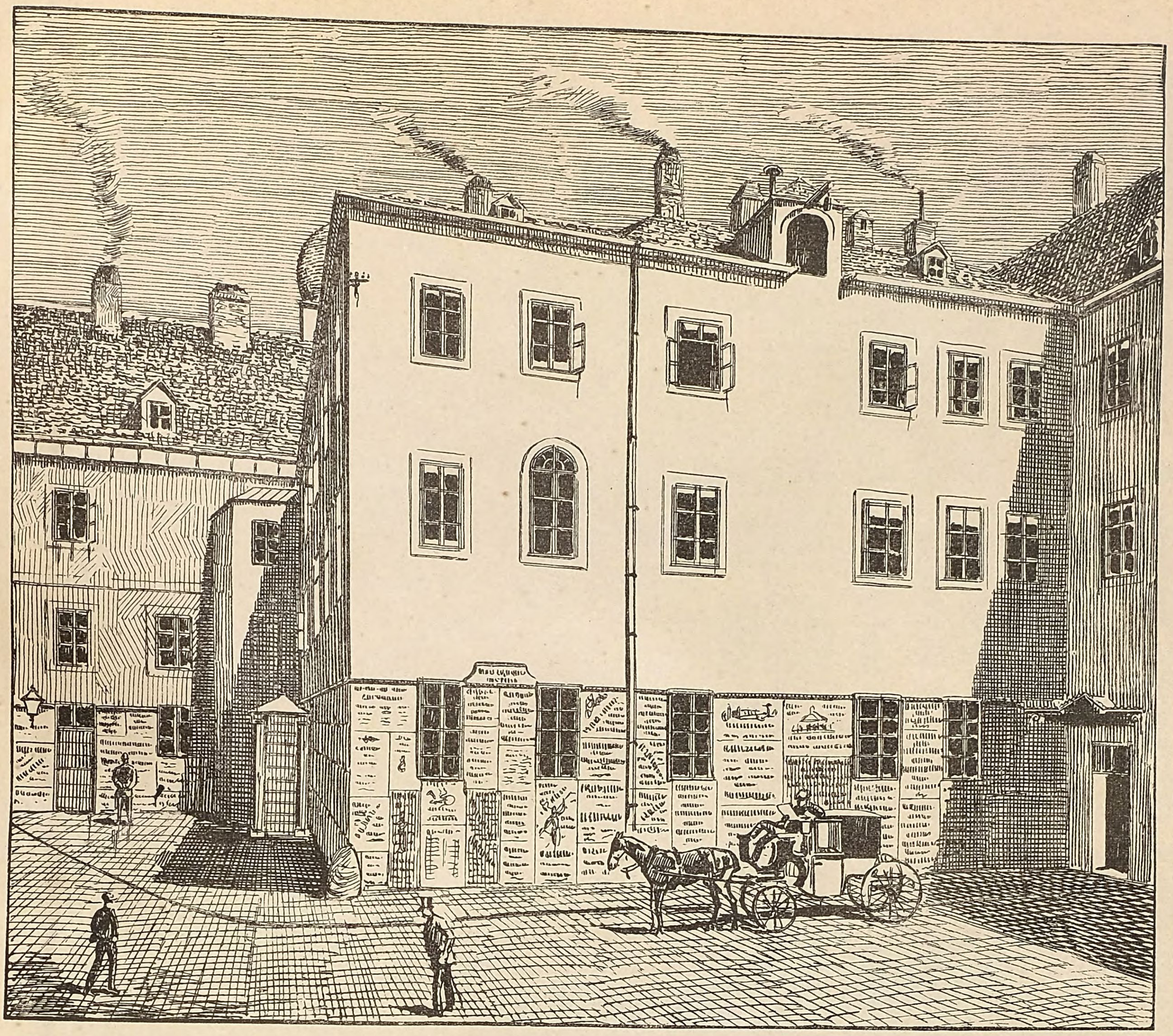
Während der zweiten Türkenbelagerung dürfte das Margarethner Brauhaus nicht zerstört worden sein, da die Türken daselbst ein Depôt errichtet haben sollen.

Nachdem das Gut Margarethen aufgehört hatte, eine eigene Grundherrschaft zu bilden und sich allmälig aus dem kleinen Dörfchen eine große Vorstadt bildete, ist ersteres gänzlich eingegangen.

Das Schloß ist heute ein gewöhnliches Zinshaus und das Brauhaus, das aber auch schon seit langer Zeit seinem ursprünglichen Zwecke entrückt war, wurde im August 1883 demolirt, um dem jetzigen „Margarethnerhof" Platz zu machen.

Im Braustüblein daselbst soll einstens eine Tafel gehangen haben, die von der Anwesenheit der Gräfin Margaretha Maultasch und dem zwischen ihr und den Herzögen von Oesterreich geschlossenen Vertrage erzählte; ob sich diese Tafel beim Abreißen des Hauses vorfand, ist nicht bekannt geworden, ebensowenig wie uns die Kunde überliefert wurde, ob und wie das daselbst gebraute Naß unseren Altvordern mundete.

Weittenhiller.

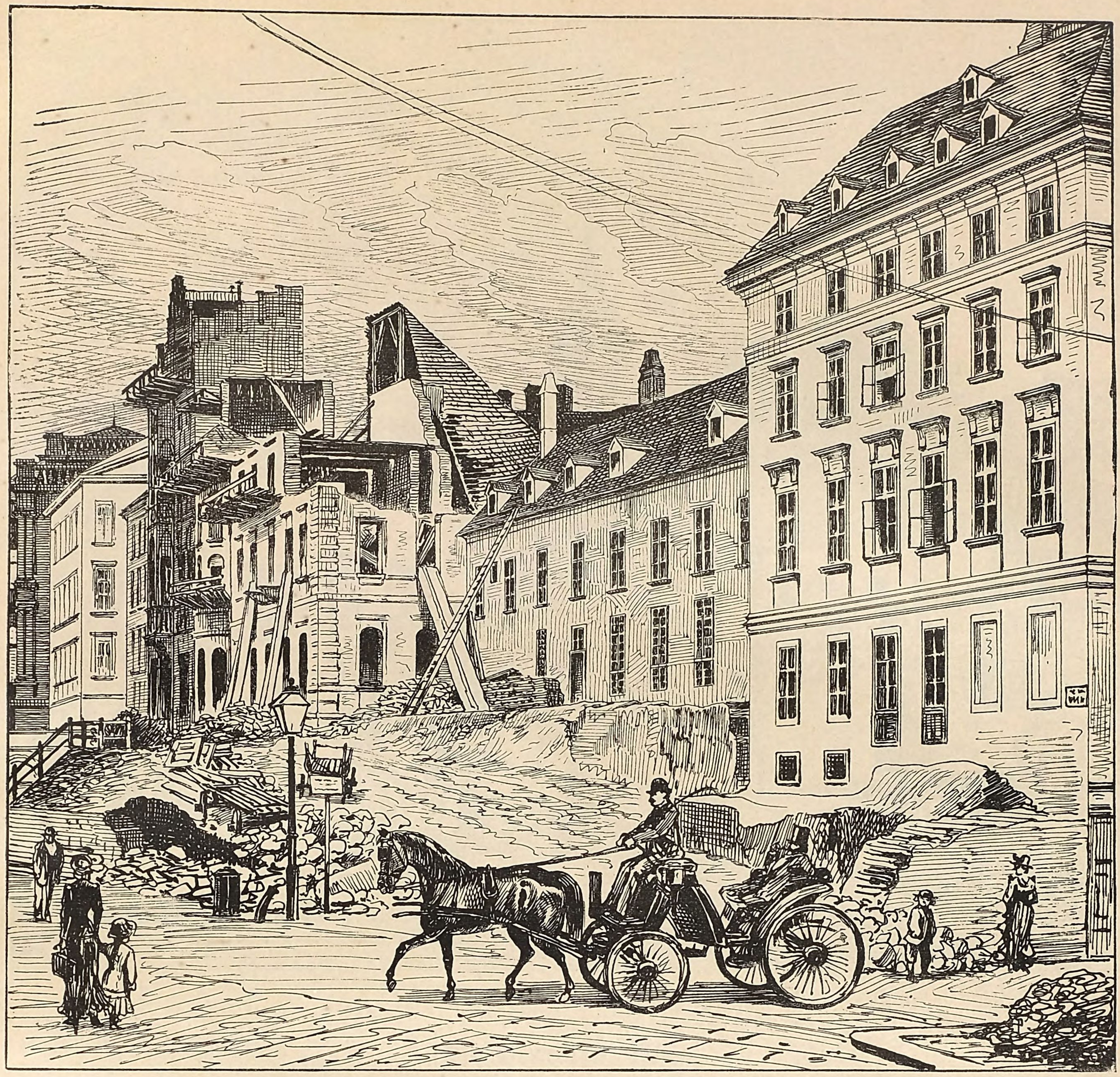


Der Jacoberhof.

Eine Ansicht dieses alten umfangreichen Gebäudes ist schon auf der 15. Tafel gegeben, deren Text sich auch über den Gegenstand historisch verbreitet. Zur Vorführung einer andern Partie des Complexes mögen hier noch Ergänzungen gestattet sein. Ob die hier bestandene Capelle des h. Apostels Jacobus Maj., von welcher Reiffenstuel mit Recht sagt, sie wäre noch außerhalb der (ältesten) Stadtmauern gestanden, wie von Lazius behauptet wird, circa 1138 erbaut worden sei, und zwar von Leopold dem Heiligen, oder erst um 1190 durch Leopold den Tugendhaften, oder nach Weiskern gar schon 1131, so daß sie, wie er meint, älter als St. Stephan gewesen wäre, läßt sich nicht untersuchen. Die auf dem Wienfluß herabschwimmende Holzfigur des Heiligen, welche der betreffende Landesfürst gefunden haben soll und welche zur Gründung der Capelle Anlaß geboten hatte, war zur Zeit Reiffenstuel's „ob dem Thor, wodurch man in das Closter kommet", angebracht, und nach Fuhrmann's Beschreibung „ein uraltes Schnitzwerk", 2' 5'' hoch, in Pilgertracht, bemalt, mit vergoldetem Mantel, rothem Rock und schwarzem Hut ausgestattet. Bei der 1780 erfolgten Aufhebung des Klosters nahm die letzte Oberin, Anna Katharina Neuberg, die Figur mit sich; wohin gerieth dieses gewiß hochmerkwürdige Alterthum? Im Kloster befand sich auch eine bei 7' hohe Marienstatue, Kind und Scepter haltend, aus weißem Stein, gleichfalls aber polychromirt, welche in einer Nachricht vom Jahre 1766 ein fünfhundertjähriges Werk genannt wird, also eine Sculptur romanischer, vielleicht sogar italienischer Kunst aus der Schule der Pisani! Welches Unheil hat doch die gräuliche Kunstwirthschaft des Josephinismus auf dem Gewissen!

Die Stätte, wo das älteste Gotteshaus errichtet wurde, scheint schon von noch früherer Zeit her Bedeutung gehabt zu haben und wahrscheinlich knüpfte eine spätere Cultivirung deshalb hier an. Wie Leopold Fischer berichtet, gerieth man 1553 bei dem Kloster auf ein Fundament römischer Mauern und fand Grabsteine und Cippen. Es wurde schon gesagt, daß zuerst eine Matrone, Namens Khülberin, an dem Gotteshause ein Klösterchen gründete, daß dann die aus Kärnten stammenden Frauen Kulm, Rappach und Paar, sowie ein von dort gebürtiger Edelmann von Carcil die Ansiedlung vergrößerten. Anfangs waren die andächtigen Frauen einfache reclusae ohne besondere Regel, dann aber nahmen sie, angeblich wegen einer Vision im Traume, diejenige des h. Augustin an. Den Gottesdienst versahen seit 1710 aber die Franziskaner. Das Haus zählte Töchter berühmter österreichischer Familien unter den Aebtissinnen, Herberstein, Trauttmansdorff, Wurmbrand, Walterskirchen u. A., 1360 selbst Margaretha, die Tochter Herzogs Albrecht. Trotz der häufigen Verheerung durch Feuersbrünste zeigt das Kirchlein auf dem Stiche C. Pfeffels von 1724 noch ziemlich unverändert die gothische Anlage im Charakter des XV. Jahrhunderts, wie es dieselbe wohl nach dem Brande von 1452 erhalten haben dürfte. Der Abschluß des Presbyteriums war geradlinig. Beim Abbruch befanden sich im Innern sieben Altäre nebst dem Hochaltar. Die Kirche kaufte Fürst Paar und baute an der Stelle gegen die Bastei hin 1784—1785 ein Haus. In dem Tract des Klosters gegen die Riemerstraße, wo später das kais. Tabakapaldo untergebracht wurde, war im Hofe ein Garten mit einem Bassin, dann noch zwei kleinere Höfe mit Gärtchen und im Innern Refectorium und Kreuzgang gewesen; in jenem gegen das Jacobergäßchen wurde 1795 die k. k. Staatsgüter-Administration verlegt und derjenige an der Bastei wurde zu Privathäusern verbaut bis an den Ravelin beim jetzigen Palais Coburg, welche Häuser heute schon wieder auf der Bastei verschwunden sind. Am 11. November 1785 wurde in die ehemaligen Klostergebäude auch die Orientalische Akademie eingeführt, welche von Maria Theresia 1754 gegründet war, zuerst im Dominikanerkloster, dann 1769 im Convict von St. Barbara, dann 1775 im St. Annagebäude ihre Stätte gehabt hatte, heute aber durch einen Neubau mit dem k. k. Theresianum verbunden ist. Als man bei der Aufhebung des Klosters die Gruft öffnete, fand man den unverwesten Leichnam einer vor 54 Jahren verstorbenen Nonne, was in den damaligen broschürelustigen Tagen Josephs II. großen Spectakel in dem aufgeklärten Wien verursachte.

Ilg.



Die Jacoberbastei.

Ein Bild aus der Demolirungs-Epoche des Mauergürtels, der einst die innere Stadt umfangen hatte. Die Häuser, welche sich hier in einer Reihe zeigen, standen einst auf demjenigen Theil der Bastei im Osten der Stadt, welche zu Anfang des Jahrhunderts Jacober-, später Stubenthorbastei geheißen war. Nachdem die Basteimauer an dieser Stelle schon gleich zu Anfang der Stadterweiterungs-Epoche gefallen war, erhoben sich die einst auf derselben gestandenen Baulichkeiten längere Zeit auf rasenbepflanzten Böschungen, bis erst vor Kurzem der größte Theil gänzlich verschwand, um kolossalen Zinskasernen zu weichen. Unser Blatt ist im Zusammenhalte mit Taf. 15 und 63 zu verstehen, denn die Häuser stoßen mit ihrer Rückseite an das ehemalige Nonnenkloster von St. Jacob, das erste rechts steht sogar auf dem Platze der Kirche, wo es Fürst Paar errichtete. Dieses Haus ist heute noch vorhanden, ebenso das folgende, zurückspringende, welches sich noch als ein Ueberrest der Klostertracte erhalten hat, zum Jacoberhof gehörig, gleichfalls aber baldiger Vernichtung geweiht. Das nächste sehen wir im Bilde bereits in der Abtragung begriffen. In der Gestalt, wie es hier zum letztenmal erscheint, wurde es erst 1835 umgebaut, wie aus einem Act des Archives im städtischen Bauamt hervorgeht, in welchem die Besitzerin Franziska Kobiersky den von Karl Högl, bürgl. Baumeister, gezeichneten Plan vorlegt. Auf der Schmalseite befand sich ein kleines Gärtchen, in welchem in den Fünfziger-Jahren eine der wenigen Anstalten für Daguerrotypie etablirt war. Interessanter sind die beiden folgenden, sehr schmalen Gebäude, welche sich durch ihren verschiedenen Baustil auszeichneten und daher für die Geschichte der Architektur des neueren Wien sehr bedeutend zu nennen waren, — schade, daß sie vor ihrer Zerstörung nicht photographirt wurden! Das erste hatte antikisirende Bauformen, das andere gothische. An Stelle von jenem stand ein älteres Haus, welches 1795 dem Architekten Martinelli, einem Abkömmling der bekannten Baumeisterfamilie unserer Barock-Epoche, gehörte. Ebenfalls in genanntem Archiv hat sich, wie ich durch Güte des Herrn Directors Dr. C. Glossy erfuhr, ein Act erhalten, aus dem zu entnehmen ist, daß schon 1785 die Eigenthümer dieser und dreier Nachbarhäuser bitten, einen alten Brunnen wiedereröffnen zu dürfen, welcher vor dem gedachten Hause auf der Bastei stand, weil sie das Wasser in ihre Wohnungen tragen lassen müßten. Der wiedereröffnete Brunnen befand sich bis zur Demolirung in einer Nische des Erdgeschosses. Im Jahre 1797 gehörte das Haus dem k. k. Hof-Architekten Gottfried Nigelli, der es durch den k. k. niederösterreichischen Regierungs- und bürgl. Baumeister Ernest Koch neu erbauen ließ. Der Plan zeigt die fünffensterbreite Façade im Wesentlichen, wie sie uns noch vor Augen stand, mit dem stark vortretenden, halbkreisförmigen Risalit, jonischen Pilastern und sonstigen classicistischen Formen, in denen Nigelli zu schaffen pflegte, — man sehe z. B. die von ihm herrührende Kirche der Helvetischen Confession in der Dorotheergasse. Eine spätere Besitzerin, Katharina Wolf, setzte dann den dritten Stock in ganzer Breite auf, versah die Fenster neben dem Risalit mit erkerartigen Vorsprüngen und ließ Ornamente anbringen zwischen 1850 und 1853, wozu die Entwürfe von Jos. Kastan, bürgl. Stadtbaumeister, im Archiv ebenfalls vorliegen. Nicht so glücklich bin ich mit Nachrichten über das Nachbarhaus, das höchste in der Gruppe. Es gehörte 1775 Franz Anton Leichner. Wann es umgebaut wurde, vermag ich nicht zu finden, doch mag es etwa um 1840 geschehen sein. Die Architektur war die echte Heideloff'sche Gothik, doch nicht ungefällig und ziemlich reich in der Ausstattung. Oben war eine Madonna en medaillon gemalt. Wie mir erzählt wird, war das Innere im Erdgeschoß reich mit orientalischen Waffen ausgeschmückt, die Thürklinken waren Griffe von Handscharen u. dgl. An Stelle des folgenden Hauses wurde die Liebenberggasse durchgebrochen, es gehörte 1785 Vincenz Ettel; das folgende, sowie der am äußersten Rande links sichtbare Palast Coburg stehen noch. Hier befand sich 1775 noch das k. k. Invaliden-Institut, sowie eine Wachstube, welche dann zum k. k. Feldzeughause verbaut wurde, bis endlich in den Vierziger-Jahren das imposante Palais nach dem Entwurfe des Architekten Neumann sich erhob.

Ilg.



Die Hernalser Linie.

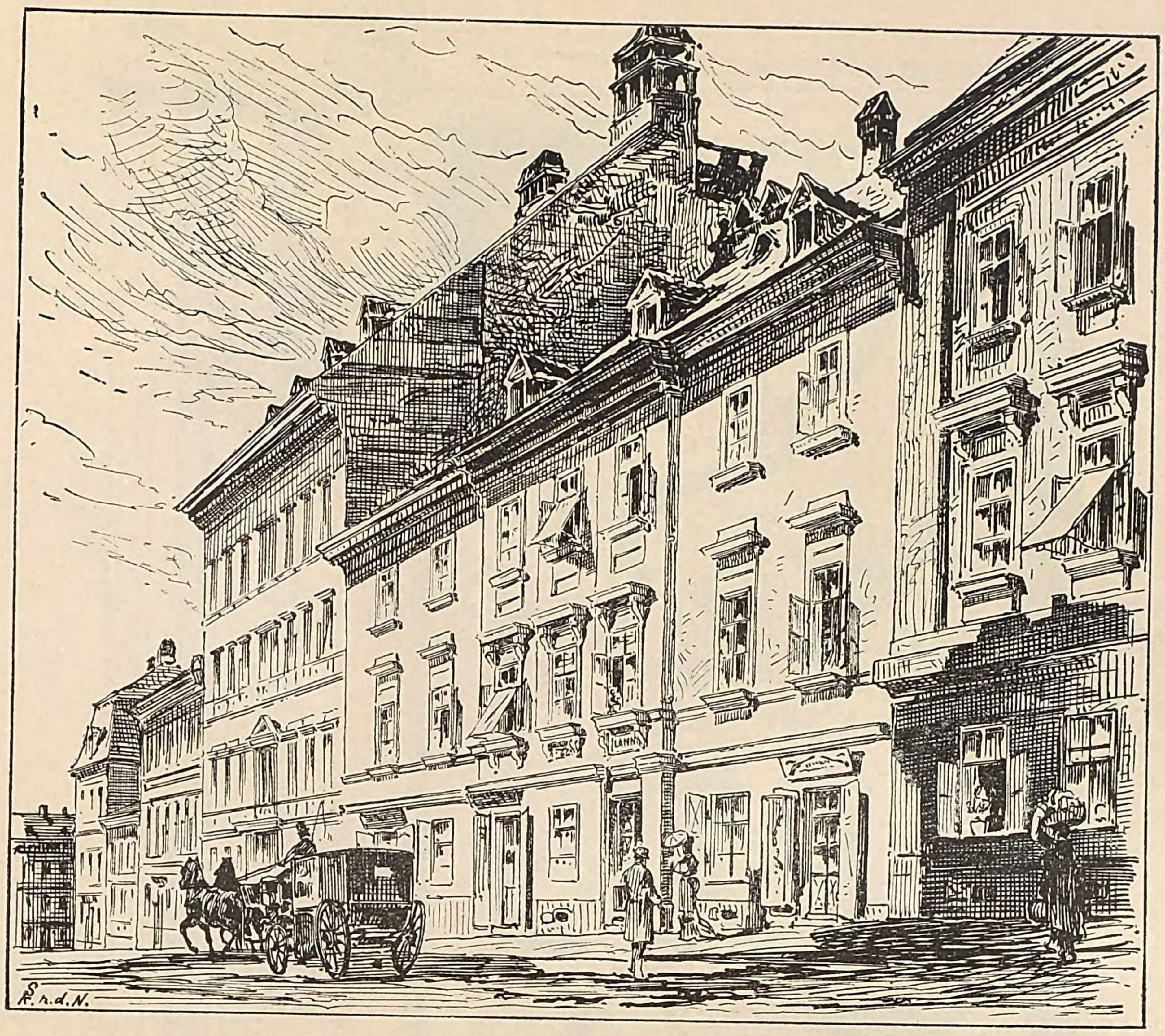
Wir bringen unseren Lesern mit diesem Bilde wohl kein merkwürdiges altes Baudenkmal in Abbildung, wohl aber haben wir es mit einem Erinnerungsbilde an das immer mehr verschwindende eigenthümliche Wiener Leben zu thun, das diese Straße in ungewöhnlicher Weise belebte, und wennauch gewiß nicht in der Frequenz abnehmend, doch nicht mehr jenen so anregenden, anheimelnden Localcharakter an sich trägt. Welch mächtige Zahl von Menschen eilt und schiebt sich, besonders zu gewissen Tagesstunden (Morgens und Abends nach der Arbeit), durch die Mauthschranken, Handfuhrwerke und zahlreiches verschiedenes Gespann befördert Waaren und Menschen aus den reich-bevölkerten, gewerbereichen Vororten Hernals, Ottakring und Währing in die Stadt und aus dieser wieder in die ausgedehnten, bereits städtischen Charakter an sich tragenden Ansiedelungen, die bald in das Bereich der Stadt Wien eingefügt werden.

So wie unser Bild die Hernalser Linie gibt, so ist sie heute nicht mehr, aber so war sie noch vor ganz wenigen Jahren. Dieselbe, k. k. Verzehrungssteuer-Linien-Amt, entstand gleichzeitig mit der Einführung der übrigen Linien-Aemter und wurde, wie allerorts üblich, wegen der über den Linienwall führenden Brücke mit einer dem hl. Johannes von Nepomuk gewidmeten Capelle ausgestattet. Die Capelle bestand aus zwei Theilen, einer gemauerten älteren Partie, etwa vor 150 Jahren erbaut, und einem hölzernen Vorbau mit einem kleinen Glocken-thurme. Ober dem Eingange in dem Vorbaue befand sich folgende Inschrift: „Bild unsrer Frömmigkeit und hoher Milde: Johann von Nepomuk: Du Gottesmann! Nimm stets mit deiner Tugend heil'gem Schilde dich deinen innigen Verehrern (sic) an, behalte uns durch Gottes Gnad hiernieden, Reinheit der Seele und des Herzens Frieden. Am Tage der Einweihung dieser heiligen Capelle 22. October 1828." Der hölzerne Capellenbau wurde 1886 beseitigt.*)

Nicht lange wird es dauern, so wird mit der Mauthaufstellung auch die Anlage der primitiven Amtsgebäude, die nichts weniger als den Eintritt in eine Großstadt andeuten oder vermuthen lassen, verschwunden sein und unser Bild wird vollends der Vergangenheit angehören.

Lind.

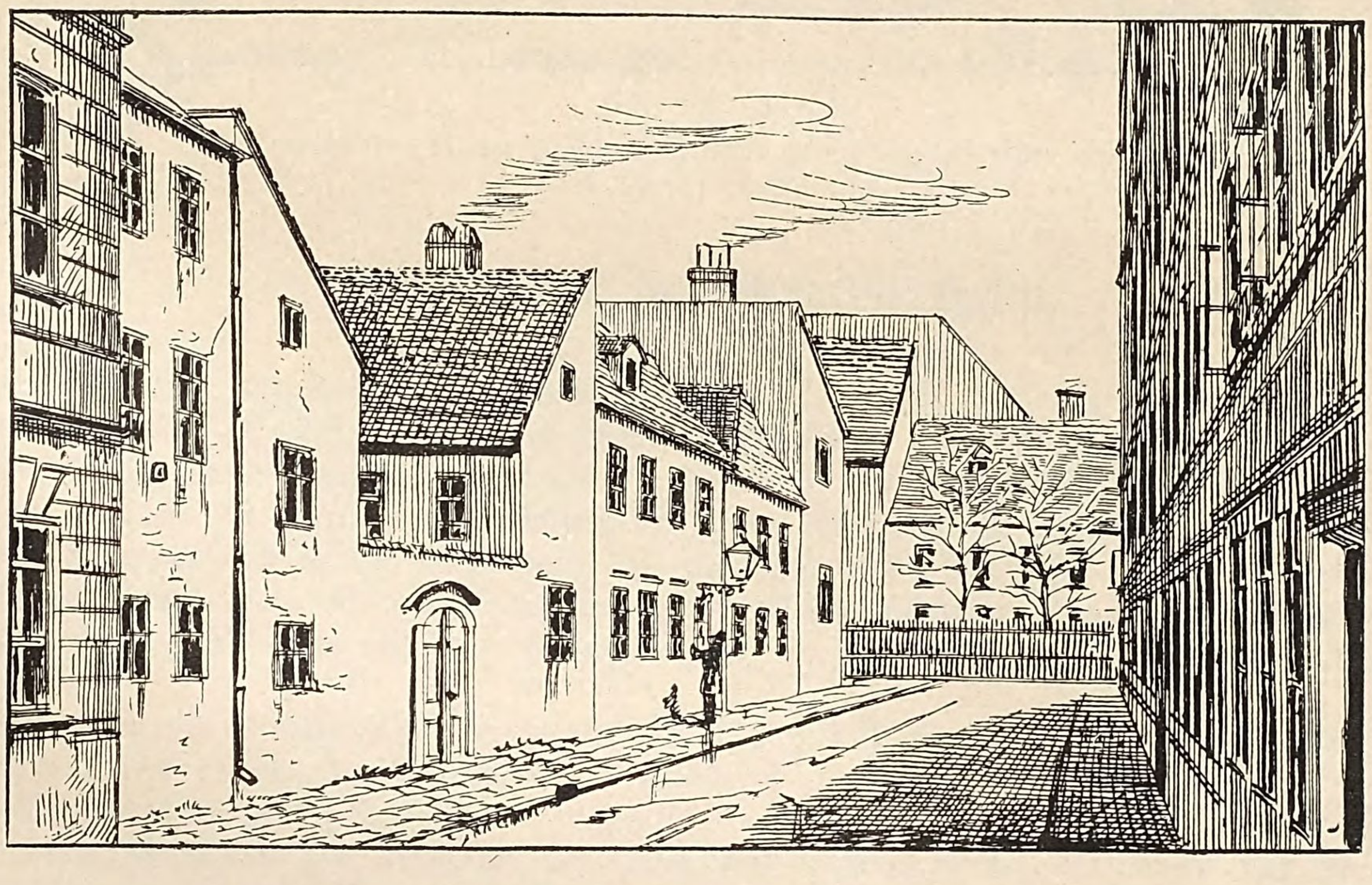
*) Die Einrichtungsstücke der Capelle wurden für die im Bau begriffene Kirche auf dem Bennoplatze bestimmt. Anm. d. Red.



Das Lanner-Haus in der Mechitaristengasse.

Ein Theil des aus dem Besitze des ehemaligen Kapuzinerklosters in der Vorstadt St. Ulrich ausgeschiedenen Gartengrundes wurde im Jahre 1788 in öffentlicher Feilbietung von den Eheleuten Johann und Johanna Oescher um den Preis von 1240 Gulden in Silber erstanden. Noch in demselben Jahre erbauten die Käufer auf diesem Grunde das Haus, welches heute die Orientirungsnummer 5 der Mechitaristengasse im siebenten Bezirke trägt. Nach dem Ehepaar Oescher war eine Frau Anna Ströhober Eigenthümerin der Realität und seit dem Jahre 1832 befindet sich dieselbe im Besitze der Familie Böhm. In diesem Hause kam am 12. April 1801 der Walzerkönig Josef Lanner als der Sohn des priv. Handschuh-Fabrikanten Martin Lanner und seiner Frau Anna, geb. Scherhauf, zur Welt. Ueber Anregung und Veranstaltung des Schriftstellers Joseph Wimmer wurde dieses Haus mit einer Gedenktafel geschmückt und dieselbe am 15. Mai 1879 feierlich enthüllt. Albin Swoboda sprach hiebei ein von Karl Elmar verfaßtes sinniges Festgedicht und Philipp Fahrbach, der würdige Nachfolger Lanner's, spielte in der von einer zahllosen Menschenmenge dichtgefüllten Gasse einige der unvergänglichen Weisen des Schubert's der Tanzmusik. Die Enthüllungsfeier sowohl, als auch das hierauf im Saale zur „Stadt Wien" veranstaltete Lanner-Concert gestalteten sich zu einem wahren Volksfeste im schönsten und gemüthlichsten Sinne des Wortes.

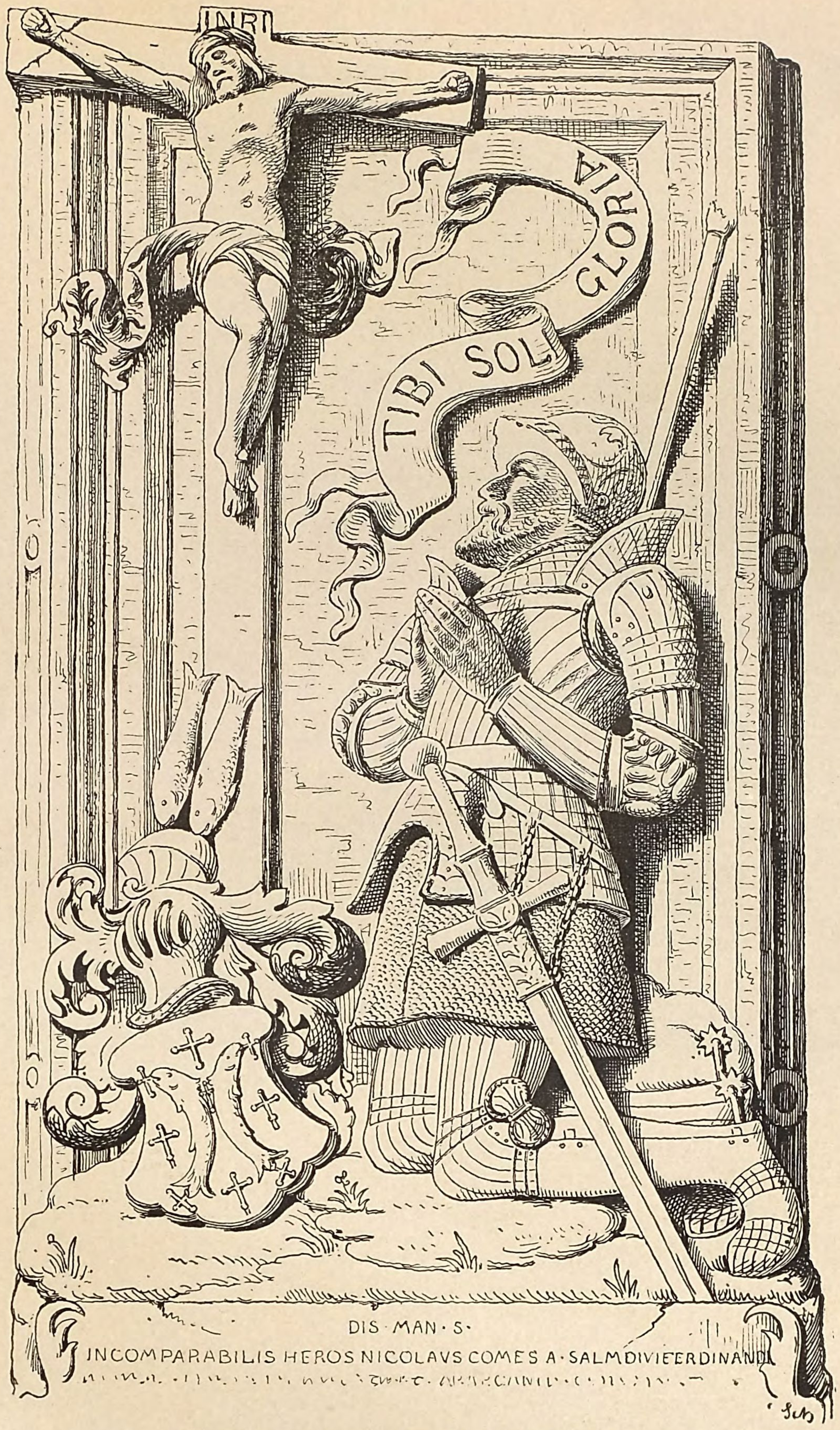
Wimmer.



Der „Rothe Hof".

Diese zwischen den Häusern Nr. 1 und 3 der Piaristengasse abzweigende Sackgasse ist ein lauschiger Winkel des achten Bezirks. Vor dem Hause Nr. 4 steht ein Mandelbaum; das kleine, ebenerdige, mit Schindeln gedeckte Häuschen des ehemaligen Theaterfriseurs Scheibenhofer (Nr. 14) ist mit seinem alten Birnbaum und seinem üppigen wilden Wein ein wahres Idyll, während das anstoßende zweitractige, die Sackgasse abschließende Haus Nr. 16 mit seinem eisernen Gitter und seinen zwei alten Bäumen einem weltentlegenen Landsitz gleicht. Schade, daß die zwei dreistöckigen Zinskasernen Nr. 10 und 12 den ländlichen, freundlichen Eindruck der ganzen Gasse in höchst nüchterner Weise beeinträchtigen. „Vor sechzig Jahren," berichtet P. Math. Fuhrmann in seiner 1766 erschienenen „Histor. Beschreibung der Residenzstadt Wien", „sahe man in dieser Gegend (Josefstadt) nichts als Felder und Weingebürge und nebst dem Meyerhof, Rothenhof genannt, nur Hauer und Bauern, die der Feld- und Weingart-Arbeit oblagen." An anderer Stelle bringt Fuhrmann die richtige Schreibart „Rother Hof". Ein langer Tract mit kleinen Wohnungen der da um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen die Lerchenfelderstraße zu stand, hatte Rauchfänge, die zur „Namens-Gedächtniß" roth angestrichen waren. Als am 14. Juli 1683 der ganze Schwarm der türkischen Macht von St. Marx her angezogen kam, faßte er zu allererst im Garten des „Rothen Hofes" Posto und sendete seine Geschosse nach der Burg- und Löwel-Bastei. „Keiner Seits wurde die bedrängte Stadt Zeit während ganzer Belagerung so sehr geängstiget, als von dieser Rothenhofer-Seite."

Wimmer.



Grabplatte des Grafen Salm.

Obiges Bild veranschaulicht die Deckplatte des tumbenförmigen Grabmals, das heute zur Erinnerung an Grafen Niclas zu Salm in der Votivkirche zu Wien aufgestellt ist. Dieses Grabmal ließ Kaiser Ferdinand I. seinem vielbewährten, ihm treu und entschlossen zur Seite stehenden Feldherrn errichten. Es stand ursprünglich in der Chorherren-Stiftskirche zu St. Dorothea in Wien, wo die Grafen zu Salm und Salm-Neuburg ihre Familiengruft hatten, und zwar zu Anfang vor dem Hochaltar, kam aber später in die Seitencapelle links vom Haupteingange in der Kirche gegen die Dorotheergasse. Es heißt, in der Tumba habe sich der Sarg des Feldherrn befunden. Als im Jahre 1787 Kirche und Kloster ihrer Bestimmung entzogen wurden und die Kirche zum Magazin für Versatzgegenstände bestimmt wurde, trug man auch das Salm-Grabmal ab, um es gleich den anderen Denkmalen aus der Kirche der Zerstörung preiszugeben.

Durch die Verwendung des Fürstbischofs von Gurk, des Altgrafen Franz von Salm-Reifferscheid, und des Grafen Franz Anton von Khevenhüller sowie durch die Pietät des Fürsten Karl Joseph von Salm-Reifferscheid wurde es gerettet, kam nach Raitz, woselbst die Deckplatte in der Schloßcapelle aufgestellt, der Rest der Tumba aber in einem Magazin sorgfältig aufbewahrt wurde. Aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des Alterthums-Vereines brachte der Verein das Monument im Jahre 1879 mit Zustimmung des fürstlichen Hauses nach Wien und ließ es auf seine Kosten in der Votivkirche, u. zw. in der der Kanzel gegenüber befindlichen Seitencapelle des rechten Kreuzschiffes aufstellen, später vertauschte es diesen Platz mit jenem in der Taufcapelle, wo es heute — hoffentlich für immer — in sehr passender Weise untergebracht ist.

Wohin die irdischen Reste des Helden nach der Klosteraufhebung oder aber schon gelegentlich der ersten Umstellung gelangten, ist nicht bekannt, wahrscheinlich kamen sie mit den vielen anderen am 23. Mai 1787 auf den Matzleinsdorfer Friedhof.

Wie schon erwähnt, hat das Denkmal die Gestalt einer Tumba von 2·56 Meter Länge, 1·36 Meter Breite und 1·50 Meter Höhe. An den beiden Längenseiten sind je vier, an den Schmalseiten je zwei, zusammen also zwölf Bildfelder gebildet, in denen sich Relief-Darstellungen von Schlachten, Belagerungen u. s. w. aus dem Kriegsleben Salm's befinden. Außerdem ist das Werk mit zehn Porträt-Medaillons, auf Zeitgenossen bezüglich, geziert. Die Tumba selbst ist aus lichtem Unterberger Marmor hergestellt, zu den Reliefs wurde Kehlheimerstein verwendet. Auf der Deckplatte sehen wir den Grafen Niclas als Ritter vor dem Kreuze knieend dargestellt, dabei die Wappen der Familienlinie Ober-Salm (zwei Salme, umgeben von neun Kreuzen).

Die Inschrift erzählt uns, daß Graf Niclas durch 46 Jahre im Krieg und Frieden eifrig diente, 1529 Wien gegen Salyman mit glücklichem Erfolge vertheidigte, von einem Steinwurfe die Todeswunde erhielt und am 4. Mai 1530 starb.

Lind.



Das Haus „zum schwarzen Bock".

Allerdings keine Merkwürdigkeit, — weder in geschichtlicher, noch kunstgeschichtlicher, noch in einer sonstigen Beziehung, sondern nur ein Charakteristikon für die alten Wiener Vorstadthäuschen im bürgerlichen Besitze, wie sie nach der zweiten Türkenbelagerung den wiederbesiedelten Gründen ihr Gepräge verliehen. Sie entschwinden ja immer mehr und es ist darum erlaubt, ihr Bild festzuhalten, wenn es auch kein Canaletto ist, was wir da erschauen. Der „schwarze Bock" bildete die Ecke der Florianigasse und der Lederergasse, in ersterer zuletzt als Nr. 35 erscheinend, jetzt erhebt sich daselbst ein Neubau. Die früheste Nachricht über das Haus finde ich in Weiskern's Topographie, wo im Jahre 1770 der „schwarze Bock" als Nr. 24 in der Josefstadt aufgeführt wird; das Häuserverzeichniß Wiens von 1779 (Franz de Ponty) nennt den Fragner Chrysostomus Steinhauser als Besitzer; nach Math. Guetjahr's, Straßen und Gassen von Wien, gehörte es 1821 als alt Nr. 136, neu 141, dem Joh. Reitmayer; 1829 ist es nach dem Anton Behsel'schen Verzeichniß 122 nummerirt, Eigenthümer Franz Gillany; endlich heißt es in Wiens öffentliche Gärten, Bäder, Theater 2c. 1828 schon: „Schwarzer Bock, Garten mit einer Kegelbahn, Abends wird mit Speisen bedient!" Dieses Gasthaus, dessen Eisenschild im Bilde sichtbar ist, bestand bis zur Demolirung; es war ein kleinbürgerliches Unterhaltungslocal, auch von Studenten gerne besucht, wo sich Volkssänger producirten.*)

Ilg.

*) Die wichtigsten Nachrichten über diesen Gegenstand verdanken wir der freundlichen Mittheilung des Herrn Hofsecretärs J. Auer.



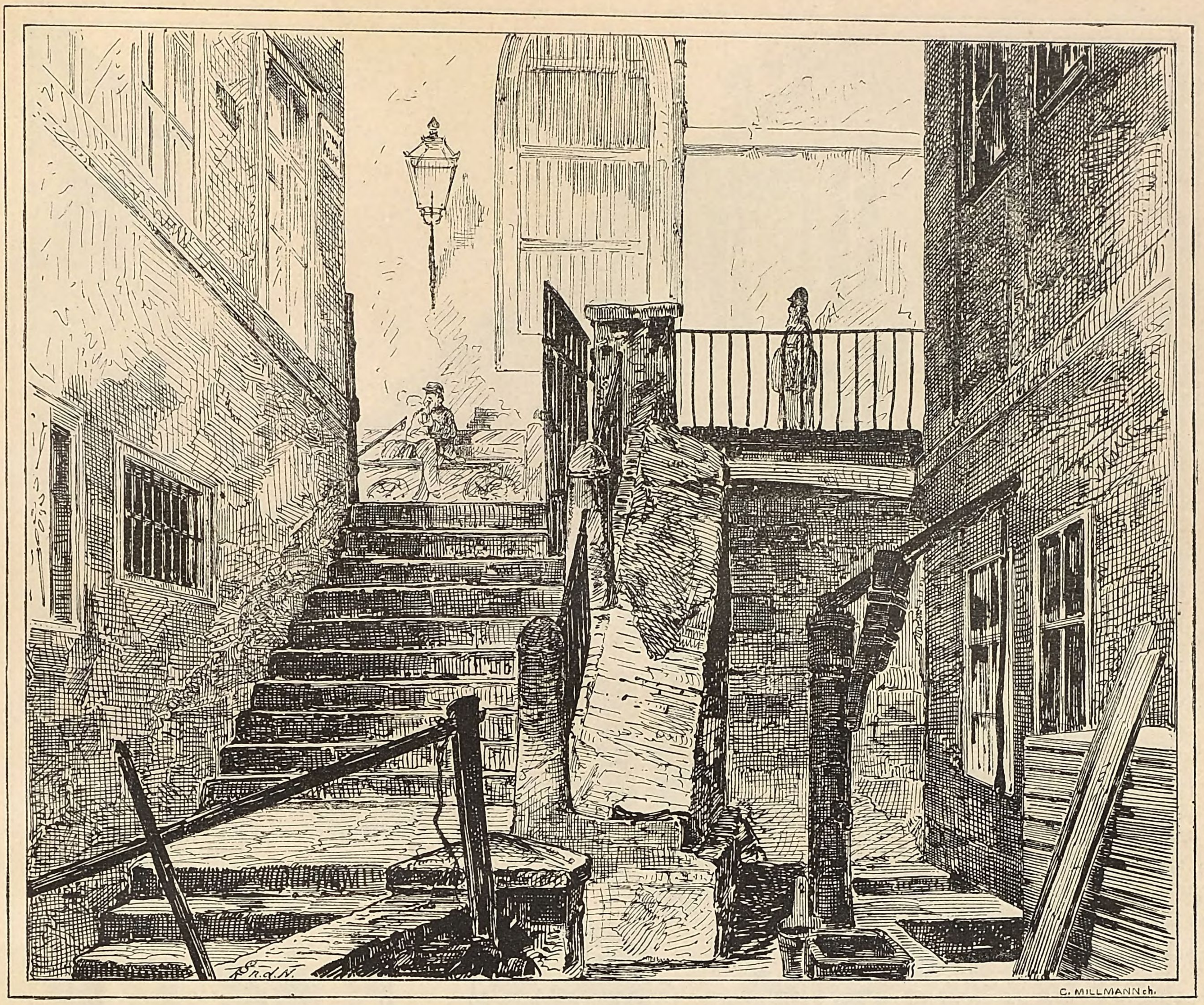
Die Kirche in Dornbach.

Wie fast bei allen Ortschaften in Wiens Umgebung, läßt sich auch von den ersten Anfängen Dornbachs nichts Sicheres angeben. Mit alten Sagen ist in dieser Beziehung nicht gedient, wennauch denselben hie und da ein Körnchen historischer Tradition innewohnen mag. Wenn daher sogar dem h. Rupert, dem großen Salzburger Apostel, schon im VII. Jahrhundert hier eine Niederlassung, Zelle oder Capelle zugeschrieben wird, so werden wir die Nachricht zwar mit Vorsicht aufnehmen, jedoch ist es beachtenswerth, daß später das Stift St. Peter in Salzburg Dornbach fortan besessen hat und schon im XI. Jahrhundert Schenkungen von Grund und Boden daselbst diesem geistlichen Hause gemacht wurden. Leopold III., der Heilige, gibt 1133 demselben Weingärten und Anderes auf dem Dornberge zu eigen und sein Sohn Heinrich Jasomirgott erweiterte alsbald diese Güter, in welcher Urkunde schon 1155 Tornbach genannt wird. Eine Wiese heißt noch heute die Salzburger-Wiese. Abt Balderich soll schon 1138 an Stelle einer älteren eine neue Capelle zu Ehren der beiden Apostelfürsten gebaut haben, die aber noch des Pfarrrechts entbehrte. Der erste bekannte Pfarrer in Dornbach erscheint erst 1415, ihm folgen andere bis 1439, dann erlischt für uns wieder die Namensreihe auf längere Zeit. Wahrscheinlich bestand bis zum Einfall der Türken eine bescheidene gothische Kirche, welche 1529 verwüstet worden sein mag. Denn von dem Abte Aegydius heißt es, daß er 1536 das Gotteshaus neu aufbauen ließ. Ich möchte indeß annehmen, daß damals doch nicht ein gänzlicher Neubau vom Grund auf stattfand, sondern die Ruinen der von den Barbaren zerstörten Kirche wiederhergestellt und erweitert worden sein dürften. Auf unserer Abbildung und ganz übereinstimmend auf derjenigen in F. Kaltenegger's Geschichte der Ortschaften Dornbach und Neuwaldegg (Wien 1884) sieht man nicht blos deutlich die charakteristische Gestaltung des Apsis aus drei Octogonseiten, sondern in der Polygonfläche in der Längsachse noch ein Spitzbogenfenster und das vergitterte an der Seitenwand hat völlig den Anschein, daß es im vorigen Jahrhundert aus einem ebenfalls ursprünglich gothischen im Stil der Zeit umgestaltet worden sei.

Die Reformationszeit brachte in Dornbach wie im nahen Hernals sehr große Störungen der Verhältnisse mit sich. In dieser bewegten Epoche wechselten katholische und protestantische Seelsorger, Weltpriester, Ordensleute und Prädicanten in bunter Reihe und erst gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts treten wieder beruhigte Zustände ein. Jedoch es folgte das Unglücksjahr des zweiten Türkensturmes, wieder traf die Kirche das Los der Zerstörung, aus der aber, wie wir gesehen haben, das alte gothische Presbyterium abermals in seinen Mauern erhalten übriggeblieben ist. Abt Edmund von St. Peter widmete 1687 drei neue Glocken um 2000 fl. für die Herstellung des Gebäudes, sowie Manches für die Einrichtung des Inneren. Fast möchte man der Meinung sein, daß sich damals noch die Gewölbe des gothischen Baues erhalten hatten, denn der Pfarrer Modestus Graf von Gaisruck ließ sie 1716 neu einwölben. Zugleich wurde der Thurm höhergebaut und im Pfarrhof Manches hinzugefügt. Pfarrer Edmund Hem (seit 1731) ließ ein neues Tabernakel fertigen; eine, wie es scheint, umfassendere, auch durch eine Inschrifttafel im Innern bezeugte Restaurirung folgte 1756, eine spätere, die besonders den Thurm betraf, geschah 1829. In unseren Tagen erfuhr das Gotteshaus wieder eine gründliche, wennauch gerade nicht sehr stilvolle Erneuerung im Jahre 1880, bei welcher der schadhafte Thurm ganz neu errichtet und mehr seitlich gerückt worden ist, u. A. m.

Außer dem Crucifixusbilde auf dem Hochaltar, welches dem Kremser-Schmidt zugeschrieben wird, besitzt das einfache, vielfach umgestaltete Kirchlein nichts Alterthümliches und künstlerisch Hervorragendes. Nebst der schon erwähnten Renovirungsinschrift von 1756 findet sich noch eine Grabtafel des Pfarrers Hem, einige Inschriften in den Fußbodenplatten und eine rothe Marmorplatte, welche einer 1768 vom Blitz getödteten Franziska de Waldes gewidmet ist.

Ilg.



Der Katzensteig.

Wenige Jahre sind es her, seit sich die Baulust in geschäftiger Weise jenem Stadttheile der inneren Stadt Wien zugewendet hat, der sich auf dem Steilrande gegen den Donauarm ausbreitet und erwiesenermaßen das älteste Territorium unserer Stadt bildet. Die Rothenthurmstraße, die Griechen-, die Adlergasse u. s. w. haben ihr altes Gepräge fast ganz verloren und nicht anders ergeht es in unseren Tagen der Kohlmessergasse; mächtige, himmelansteigende Häuser erhoben sich an Stellen, wo ehemals bescheidene Bürgerhäuser bestanden und wo lange Züge von doppelten Vertheidigungsmauern mit stellenweise eingeschobenen Befestigungsthürmen zum Schutze des alten Wien beiläufig vom XIII. Jahrhundert an aufgerichtet waren.

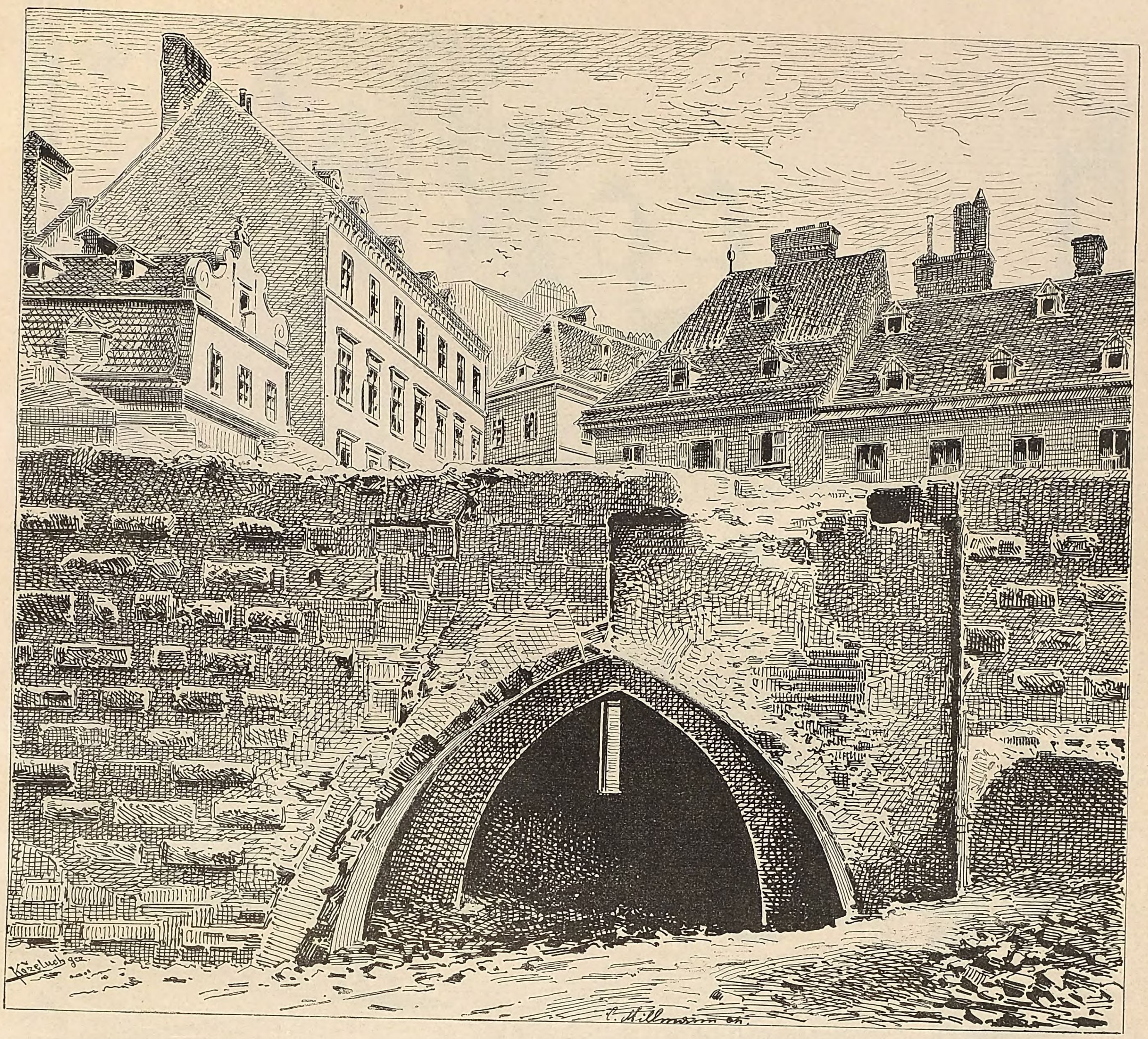
Auch unser Bild bezieht sich auf eine jüngst vor sich gegangene Umgestaltung durch einen Neubau, in Folge dessen eine uralte Verbindung zwischen dem Ruprechtsplatze und der Kohlmessergasse verschwand. Es war ein höchst unansehnlicher, sehr verfallener und vernachlässigter Steig, der mittelst mehrerer Treppenabsätze vom alten Donaugelände emporführte. Heute steht das Haus Nr. 5 besagter Gasse an Stelle des alten Hauses, neben dem sich der Steig befand, und verschließt den Zugang zum Steige, der in seiner oberen, auf den Platz einmündenden Partie, so wie ihn unser Bild veranschaulicht, noch erhalten ist. Das vergitterte Fenster, das unser Bild gegenüber dem Austritte von der Stiege zeigt, gehört der Ruprechtskirche an und ist das letzte auf der rechten Langseite gegen den Chorschluß.

Dieser Steig, der neben dem alten Praghaus lag, ist alt, ja älter als die heutige Ruprechtsstiege, die erst in Folge der Demolirung des Salzamtsgebäudes entstand. Die alte Stiege heißt seit der neuen Straßenbenennung „Katzensteig", hatte aber ursprünglich nicht diesen Namen geführt; sie war ehemals die einzige Verbindung vom Ruprechtsplatz zum Donauufer herab. Als eigentlicher, als echter „Katzensteig" erscheint die Einmündung der heutigen Seitenstettengasse in die Kohlmessergasse in alten Zeiten benannt. Lind.



Das alte Rathhaus.

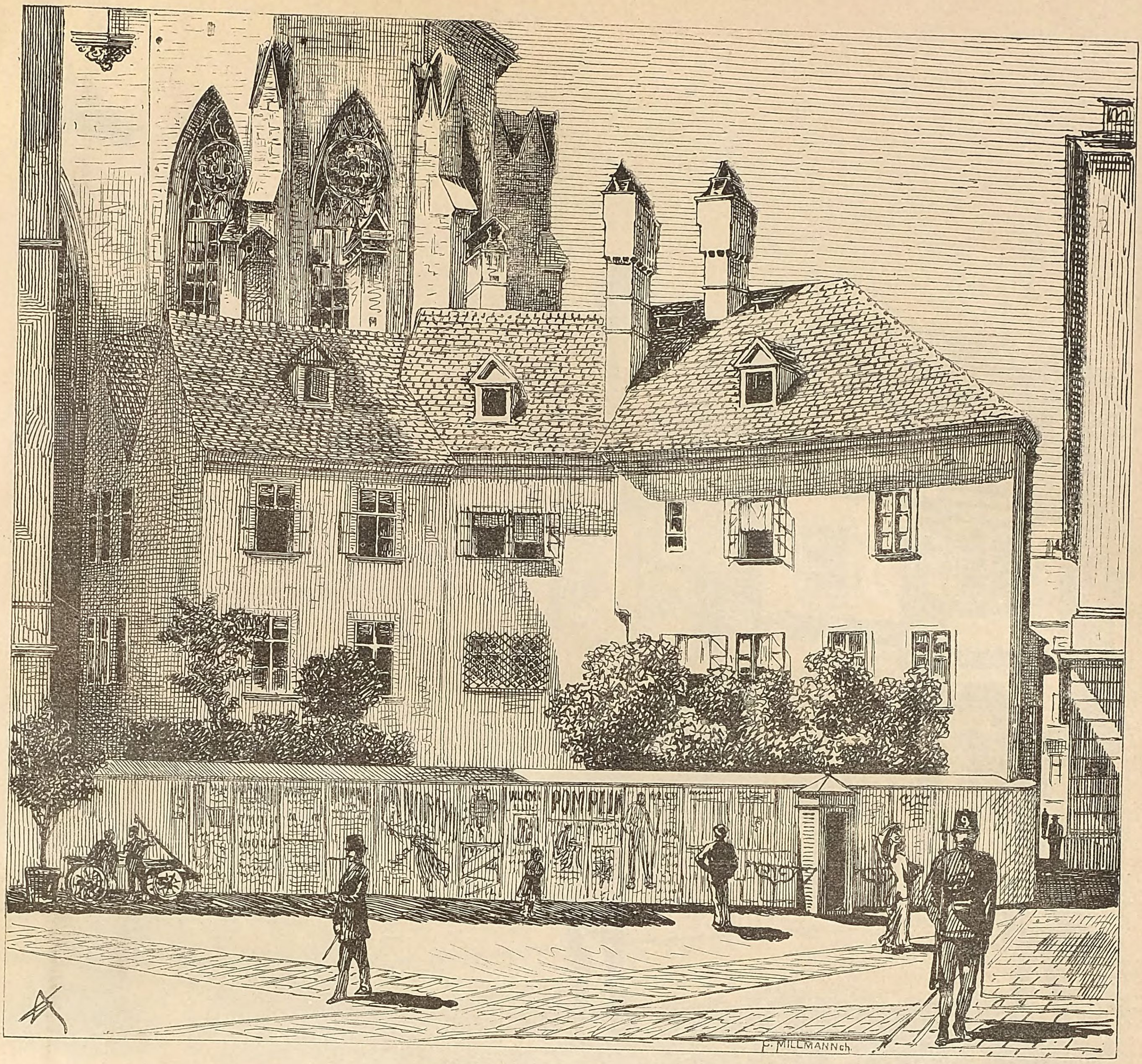
Bereits auf zwei Tafeln unserer Publication wurden Theile dieses sehenswerthen Baues in der Wipplingerstraße vorgeführt. Nr. 13 brachte eine Ansicht des schönen Barocksaales mit dem Stuccoplafond und den Frescogemälden von Rottmayr, auf Nr. 40 aber war der Hof dargestellt, welchen Donner's herrlicher Perseusbrunnen schmückt. Diesmal folgt die perspectivische Façade in der Wipplingerstraße mit ihren beiden monumentalen, figurengezierten Portalen und dem kleinfenstrigen Erdgeschoß, wie dasselbe noch aussah, bevor in neuester Zeit hier Verkaufsgewölbe angebracht wurden, — ein Gesammtbild, wie es sich nach den Umbauten im XVIII. Jahrhundert herausgebildet hatte. Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, zu den historischen Notizen über das alte Rathhaus, welche in den beiden früheren Artikeln schon gegeben worden sind, noch einige Angaben hinzuzufügen. Schon ehe Otto Haimo 1316 sein Haus in der jetzigen Salvatorgasse der Stadt überließ, stand in derselben gegenüber dem Pfarrhofe der Kirche Maria Stiegen bereits ein als Rathhaus dienendes Gebäude. Nachdem jene Schenkung hinzugekommen war, erfolgte dann 1455 zunächst ein Umbau. Daher haben sich gegen die genannte Gasse auch die ältesten Theile des Ganzen erhalten, so die alte Bürgerstube mit ihren auf einem viereckigen Pfeiler in der Mitte ruhenden Kreuzgewölben und die Kirche. Schon im alten Hause des Haimo bestand eine Capelle, der h. Maria geweiht; es trug sich aber das sonderbare, für die Geschichte der volksthümlichen Mythenbildung gewiß höchst interessante Ereigniß zu, daß ein dort aufgestelltes Salvatorbild vom Volk zu einem Sanct Ottenheim gemacht wurde, wie auch die Capelle Sancta Maria im Ottenheim benannt wurde. Gegen diesen Unfug richtete Papst Leo X. sogar ein Breve und befahl, die Capelle in Sanct Salvator umzutaufen. Auf der andern Seite in der Wipplingerstraße befand sich einst das alte Mauthhaus und daneben dasjenige des Unterrichters. Die Umgestaltungen von 1455, 1457, 1600 und zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts hatten schon viel an dem ursprünglichen Zustande verändert, aber noch 1775 stand neben dem städtischen Complex das Haus zur „goldenen Muschel“, welches kaiserlicher Privatbesitz war; fünf Jahre später ist es jedoch schon im Besitz der Commune, welche damals auch das noch bestehende Pfarrgebäude, sowie das Beneficiatenhaus von St. Salvator demoliren und zur Vergrößerung des Rathhauses daselbst weitere Bauten errichten ließ, an welchen der schon genannte Theodor Vallery sich als Architekt bethätigte. Aber noch 1822 und 1842 erfolgten neuerliche Zubauten. Ilg.



Das Neue Thor.

Der Standpunkt des Zeichners unseres Bildes ist selbst nach den großen Veränderungen, welche in der Umgebung daselbst vorgenommen wurden, noch mit vollster Sicherheit zu bezeichnen. Es ist jener Punkt, welcher sich im Durchschnitte der Verlängerung des linken Randes der Renngasse mit der Frontlinie des Hauses Nr. 16 der Börsegasse bildet. Vor uns sehen wir das „Neue Thor“ mit gedrücktem Spitzbogen, zur Zeit der Aufnahme durch wiederholte Aufschüttungen halb in dem Boden vergraben. Das Thor, als von relativ geringerem Alter bezeichnet, ist gleichwohl noch aus der Mitte des XV. Jahrhunderts stammend. Nach Schimmer's „Das alte Wien 1854“ soll das Thor 1558 eröffnet worden sein; das bezieht sich jedoch nur auf die sogenannte „innere Thorseite“, welche hier auf unserer Ansicht nicht zu sehen ist und auf die Richtung des Durchganges. Das hier sichtbare Thor, noch in der alten Stadtmauer, ist zweifelsohne ein Rest des alten „Judenthurmes im Elend“ (Thurm im Hannoldsgarten), der schon im XV. Jahrhundert erwähnt wird und bei der Erbauung der Elendbastei, die 1561 vollendet wurde, keineswegs ganz verschwunden ist. Auf dem Schlußsteine des inneren 1558 erbauten Thores las man die Inschrift: „Dieser Stain wigt 164 C. 51 Pf. LVIII“. In's Innere des Thores blickend, sehen wir im Grunde eine Abschlußwand mit einer schmalen Lucke, welche die Aussicht auf ein schmales Gärtchen gestattete, welches den oberen Arsenalhafen besäumte. Der Weg im Inneren führte in einer scharfen Krümmung nach links und mündete in einen schmalen Hof, in welchem sich zwei einstöckige Häuser befanden, von welchen das eine dem Profosen der Garnison als Wohnung, das andere aber als Militärstrafhaus (Stabsstockhaus) diente. So finden wir das „Neue Thor“ auf dem Plane von Daniel Suttinger von 1684. Später (1795) war daselbst die Wohnung des Scharfrichters. Vom Stockhause an wendete man sich wieder nach rechts, passirte die über den Hafencanal führende Brücke und durchschritt einen hohen Thorbogen zunächst der später angebauten Kaserne, welche etwa der Mitte des Passauerhofes gegenüber in den Salzgries mündete. Der Punkt ist durch die Vereinigung der Neuthor- und Heinrichsgasse genau bezeichnet. Auf unserer Ansicht erblicken wir über den damals schon bedeutend rasirten Wall einige Häuser, von welchen bis auf ein einziges, das zunächst des rechtsseitigen Randes sichtbare, heute noch (1890) alle vorhanden sind. Wir blicken nämlich hier in den „tiefen Graben“, jener Theil, welcher bis an's Ende des XVII. Jahrhunderts die Bezeichnung: „auf der Goldschmieden“ führte. Das links ersichtliche Haus, die Ecke mit dem Salzgries bildend, mit dem hübschen Renaissancegiebel, gehörte 1684 gemeiner Stadt Wien. Um 1700 war es Wohnung des Rumorhauptmannes. Das nächststehende ist aus drei Häusern gebildet, von welchen das vordere 1684 dem Bürger Johann Keller, das mittlere, „zum guldenen Glöckl“, dem Jacob Weißenböck, das dritte an der Ecke „am Gestade“, „zum grünen Hirschl“, dem Häringer Jacob Fesenmayr gehörte. Das Eckhaus im Hintergrunde war Eigenthum der Christof Briechenfried'schen Erben. Das Haus, die Ecke des tiefen Grabens mit der „Zeughausgasse“ bildend, ist das noch heute bestehende „zum Harnisch“. Es war um 1700 einem gewissen Balzmayr gehörig gewesen und wurde später ein Krankenhaus. Das daneben gestandene, gegenwärtig demolirte Haus hieß um 1700 „zum Heilthumb Stull“, es gehörte der Stadt und hatten darin der Zettelschreiber und der Todtenbeschauer ihre Wohnung. In D. Suttinger's Plan führten sowohl das hier vor Augen stehende, als auch der Thorbogen, der in den Salzgries führte, die Bezeichnung das „Neue Thor“. Im Volksmunde wurden sie durch das „äußere“ und „innere“ unterschieden. Das erwähnte Hafenbassin, das „kaiserliche Flußstreitschiff-Arsenal“ mit dem in den Donaucanal führenden schiffbaren Gerinne wurde 1672 zugeschüttet, dadurch verschwand auch die erwähnte Brücke.

Boeheim.



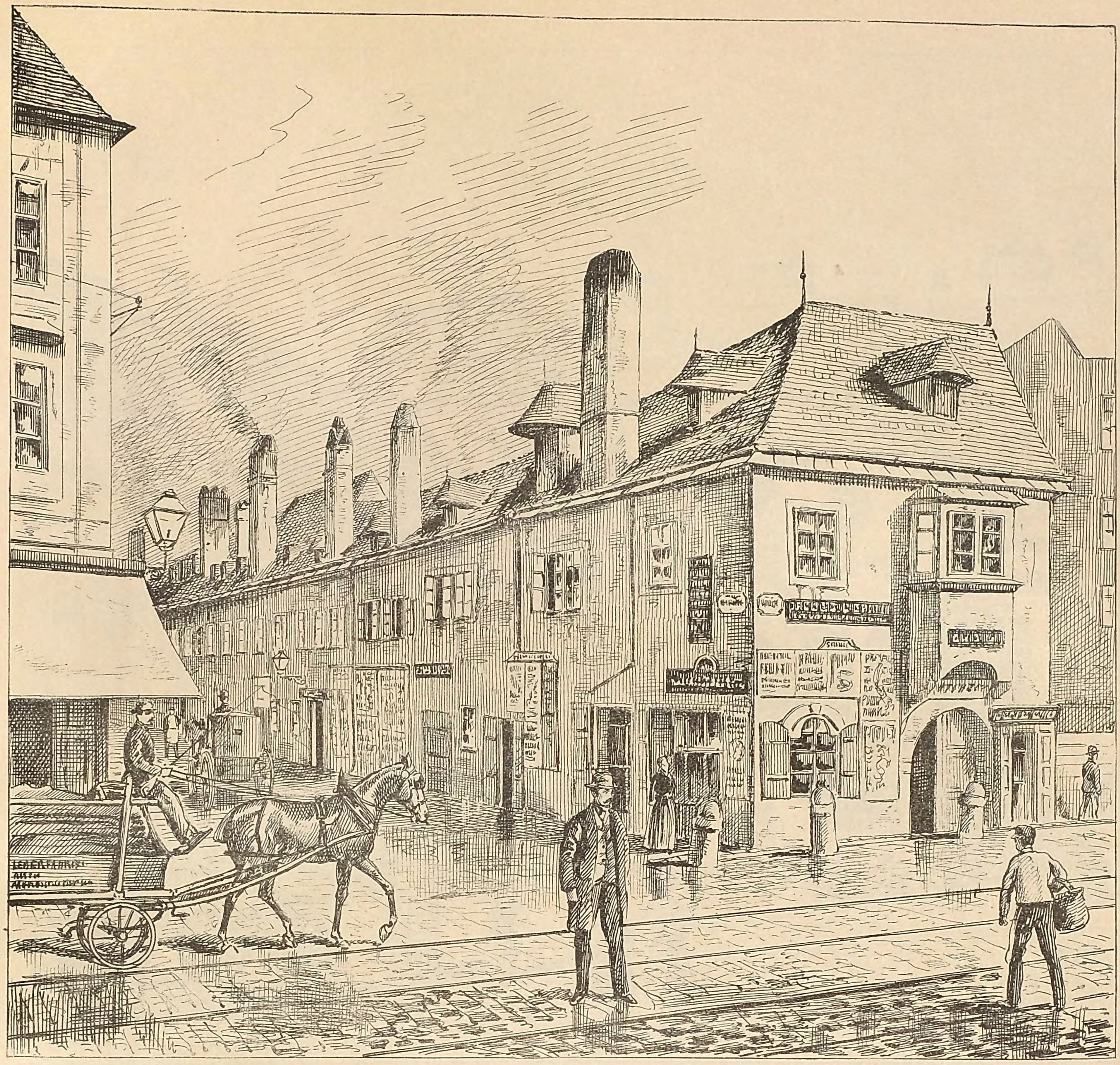
Der alte Minoritenplatz an der Ostseite.

In unserem Blatte 11, das Haus „Zum goldenen Fasan“, haben wir den Minoritenplatz mit seinen an die prachtvolle Kirche angeklebten Häuschen vor Augen gestellt und über den Ursprung und die Vergangenheit der letzteren berichtet. Hier erblicken wir die Ostpartie jener unschönen Gebäude, welche uns den Blick auf den herrlichen Kirchenbau noch immer hindern, wenn auch der rechtsseitige Theil dieses Häusercomplexes, die Rückseite des alten Fasanwirthshauses darstellend, gegenwärtig demolirt ist. Bevor wir diesen bestehenden und verschwundenen Baulichkeiten uns zuwenden, sei der Minoritenkirche gedacht, von welcher wir, über die Dächer derselben hinausragend, einen Theil erblicken. Dieselbe wurde schon von Herzog Leopold VI. erbaut und von der Herzogin Blanca, ersten Gemahlin Rudolf III., mit namhaftem Legate zum Umbaue begabt, ihre gegenwärtige Gestalt erhielt sie erst durch die Herzogin Elisabeth von Arragonien, Gemahlin Friedrich's des Schönen. Der Bau währte von 1315 bis etwas über 1331. Der hier sichtbare Theil ist jener chorartige Anbau an der Evangelienseite, der, nun durch eine Mauer von der Kirche getrennt, seit dem vorigen Jahrhundert als St. Antonscapelle bezeichnet wird. Zunächst daran, nur durch den Thurm getrennt, stand ein längerer Chorbau, die im Gedenken an die Stiftung Blanca's, der Enkelin des heiligen Ludwig, diesem Heiligen geweihte Capelle. Dieser Chorbau ist in seinen Umfassungsmauern zum größten Theile noch in einem Gebäude erhalten, das vor wenigen Jahren noch das Grundbuchsamt enthielt. Weiter gegen den Kreuzgang zu erbaute, gleichzeitig mit der Capelle im Schlosse Gutenstein, Elisabeth eine geräumige Capelle, welche sie, gleich dieser, der heiligen Katharina weihte, weil an deren Gedenktage ihr unglücklicher Gemahl zum römischen König gekrönt wurde. Auch diese Capelle ist in einem Hause am Ballplatze zunächst dem Durchgange und an das alte Kaiserspital stoßend, noch in Resten vorhanden.

Jener Theil des Platzes, von welchem aus unsere Ansicht aufgenommen wurde, war der erst unter Kaiser Josef II. verschwundene „Minoritenfreithof“; daß schon im 15. Jahrhundert an der Stelle der hier sichtbaren Baulichkeiten Häuser gestanden waren, beweist, daß mit Urkunde vom 24. Juni 1453 der Guardian ein Haus am Freythof, zum Kloster gehörig, als Leibgeding an Kathrein Sybbeckin überantwortet. Früher reichte das rechtsstehende Haus bis an das gegenüberstehende Haus des Sigmund Dietrichstein. Ueber Befehl Ferdinand's I. (1530) mußte jedoch hier eine Gasse durchgebrochen werden, die so breit gehalten werden sollte, daß ein Wagen durchfahren könne. Ebenso mußte zum Baue des Kaiserspitales ein bedeutender Theil des Friedhofgrundes abgetreten werden.

Der rechtsseitige Theil des vor Augen stehenden Gebäudecomplexes, die Rückseite des Fasanwirthshauses, wurde zur Freistellung der Passage 1882 von der Stadt eingelöst und demolirt, der übrige Theil, vom zweiten Schornsteine angefangen, steht noch und ist von einer Planke vom Platze aus abgeschlossen. Das demolirte Stück war um 1560 das Thürhüterhaus, 1606 kam es als Geschenk des Erzherzogs Mathias an dessen Hufschmied Francesco Benvenuti, später an Peter Remlin. 1680 führte es das Schild „Zum rothen Gattern“, 1829 jenes „Zum goldenen Fasan“. Schließlich erwähnen wir noch, daß das hier beschriebene Gasthaus im Jahre 1809 der Schauplatz eines nicht unbedeutenden Auflaufes war, der von französischen Soldaten herbeigeführt wurde.

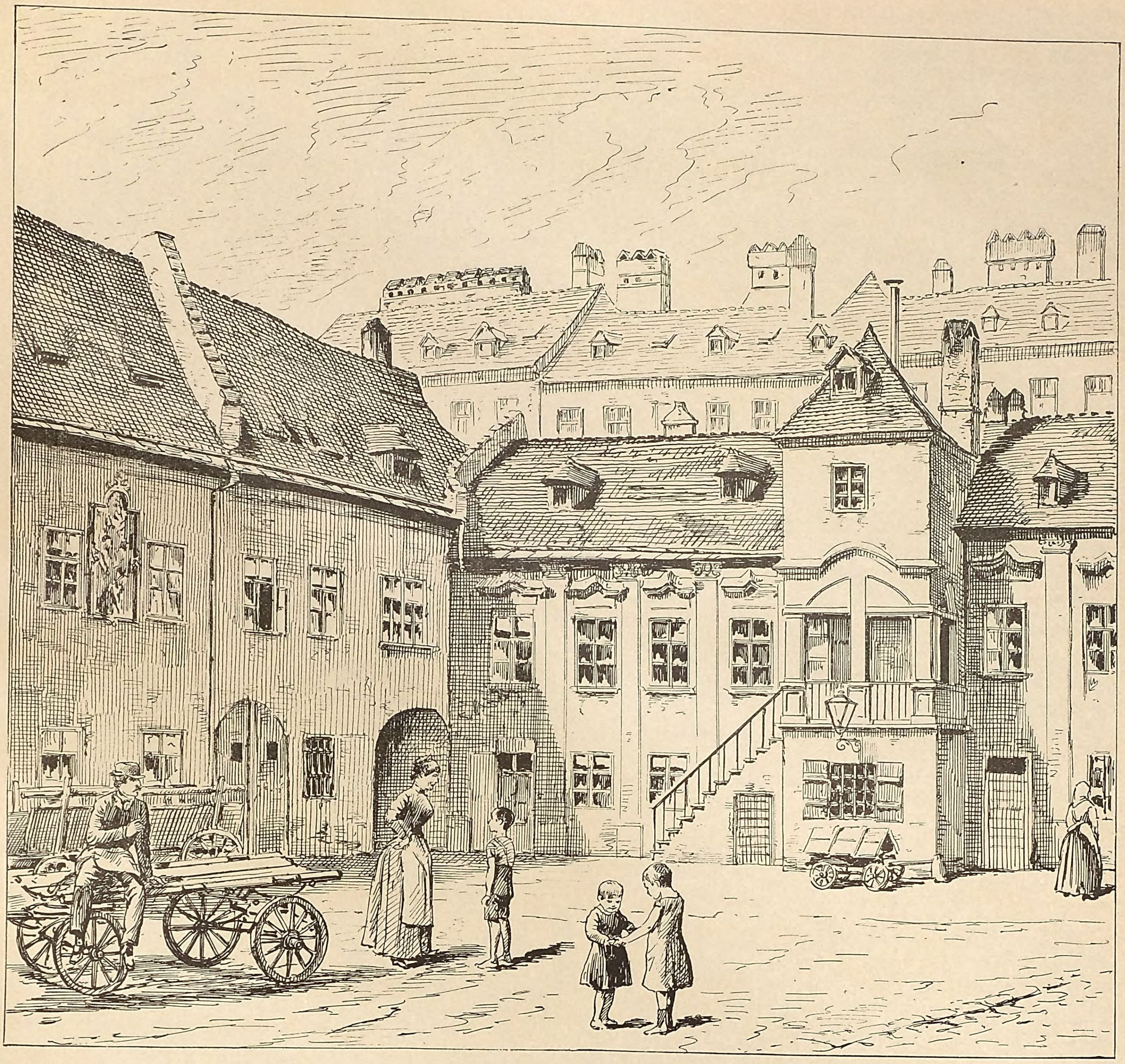
Boeheim.



Die Schleifmühle.

(Erste Tafel.)

Die gewöhnlichen Nachrichten über den heute wirren und ganz verwahrlosten Gebäudecomplex am Ufer des Wienflusses, welcher dort die rechte Ecke der Schleifmühlgasse bildet, sind die folgenden: Der Name Schleifmühle datirt erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als an dieser Stelle, wie wir hören werden, eine Fabrik von Metallgegenständen, besonders von Waffen, eingerichtet wurde. Früher war es eine gewöhnliche Mahlmühle, welche „in der Froschlacken" geheißen war. Bei dem damaligen stärkeren Wasserstand des Wienflusses war ein Mühlbach von demselben abgeleitet, an welchen heute noch der Name der nahen Mühlbachgasse erinnert. Um 1550 erscheint die Mühle im Besitze des Valentin Widmar, dessen Witwe Anna sie ihrem neuen Gatten, dem Müller Hans Gebl oder Göbl, am 15. April 1570 zubrachte. Dieser Besitz, zu dem noch Hofstattgründe in Mühlfeld, wie man die dortige Gegend nannte, ferner Weingärten und ein Obstgarten gehörten, diente dem Erzbisthum Wien mit siebzehn Schillingen und zwei Hühnern zu Ostern. Später gestaltete der Eigenthümer seine Mühle aber zu einem industriellen Etablissement um, indem er daselbst eine Schleif- und Poliranstalt, besonders für die Waffenerzeugung, herstellte, deren Wichtigkeit ihm von Rudolf II. am 21. Mai 1582 die Befreiung von Steuern und Frohnleistungen eintrug. Die Bewohner und Arbeiter der Schleifmühle wurden der Gerichtsbarkeit der niederösterreichischen Regierung allein unterstellt. Von Gebl kam der Besitz 1597 an Bartholomäus Küßdenpfennig, nach dessen Tode 1649 aber an Hans Georg Edler von Garaich, kais. Secretär und Hofkammerrath, welchem Leopold I. am 8. Juni 1660 die früheren Freiheiten bestätigte, überdies aber noch den Besitz des Adelsprädicats von Mühlfeld bewilligte. Nach dem Türkenjahr 1683 verkauften die Erben Garaich's die Mühle 16. Jänner 1692 an den kais. Erz-, Stuck- und Glockengießer Hans Kippo, welcher die Fabrik ganz umgestaltete, von Josef I. am 9. November 1705 eine Privilegs-Erneuerung erhielt und am 4. November 1714 starb. Ueber diesen bemerkenswerthen Metallgießer habe ich bereits a. a. O. Nachricht gegeben. Er war in Graz 1623 geboren, stand seit 1683 in kais. Diensten und hat mancherlei Kunstgüsse geliefert; so sind z. B. eine Glocke in der Pfarrkirche zu Laxenburg vom Jahre 1687, die beiden großen Agnusleuchter in der Kirche zu St. Rochus und Sebastian auf der Landstraße aus demselben Jahre, ferner ein bronzenes Epitaphium bei den Schotten mit seinem Namen versehen. Die Confirmation seines Privilegs ist im städtischen Archive erhalten, sie wurde seinem Sohne Balthasar Anton am 21. Juli 1716 nochmals erneuert. Seine Witwe Maria Anna heiratete in zweiter Ehe einen Freiherrn von Hingenau, in dritter den Freiherrn von Schmidlin, der Besitz aber wurde allmälig durch Verkauf zersplittert und durch üble Wirthschaft vernachlässigt, bis endlich am 2. April 1786 Fräulein Maria Josefa Kippo von Mühlfeld die Herrschaft mit allen Rechten der Stadt Wien um 8800 fl. verkaufte.



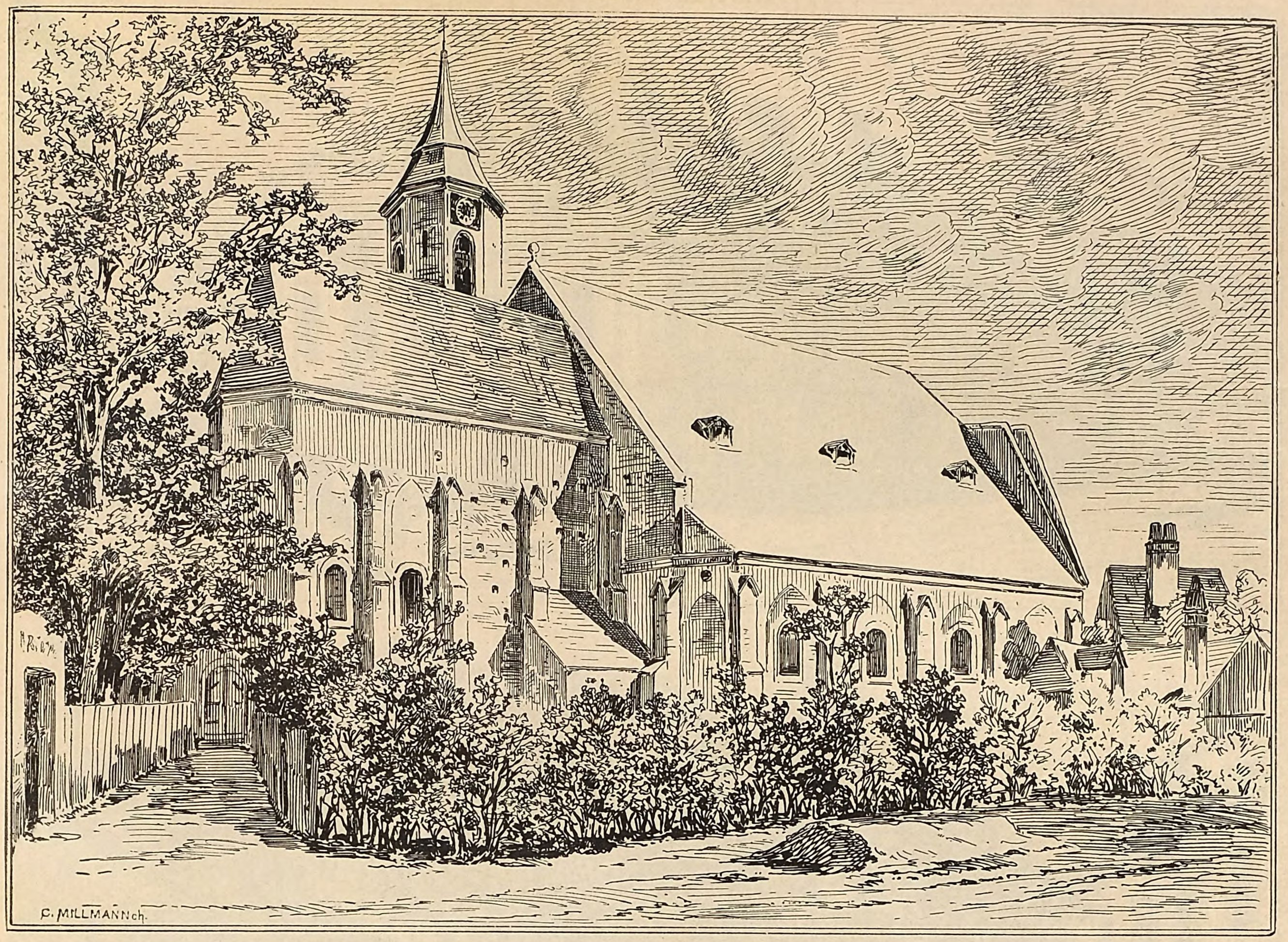
Die Schleifmühle.

(Zweite Tafel.)

Die kleine Gemeinde Schleifmühl zählte im vorigen Jahrhundert 1200 Seelen, hatte auch unter dem Besitze der Stadt Wien ihren eigenen Richter und ein aus den Wappen der Hingenau und Schmidlin combinirtes Siegel. Von den mannigfachen Baulichkeiten der heutigen Schleifmühlgasse bilden Mehrere Bestandtheile des alten Herrschaftshofes. Die jetzige Nummer 21 war das Schloß, 17 und 18 Waschhäuser, 19 die Mühle; bei dem Schlosse befindet sich noch das einstige Backhaus und einige Nebengebäude. Das Schloßgebäude selbst verkaufte die Commune schon 1788 wieder, und zwar an die Freiherrn von Roth, später wechselten die Besitzer häufig und heute ist das schmutzige, halbverfallene Gebäude der verrufene Sitz der Venus vulgivaga gemeinster Sorte, bis wohl in Kurzem die Demolirung des ganzen Complexes diesen Mißständen ein erwünschtes Ende schaffen dürfte.

Nach den Straßenseiten hin bietet das einstöckige Bauwerk nichts Auffallendes, als in der Wienstraße über dem rundbogigen Thor einen einfachen Erker. Derlei Formen aus dem alten Wien sind aber bereits etwas so Seltenes, daß der Gegenstand Erwähnung verdient. Den Formen nach scheint dieser Theil bald nach der Türkenzeit entstanden zu sein. Interessanter ist der langgestreckte, unregelmäßige Hof, dessen Tracte, in verschiedenen Zeiten errichtet, auch mannigfache und zwar recht bemerkenswerthe Stilformen zeigen. An der nördlichen Hofseite befindet sich da eine kleine Freitreppe unter Pfeilern, zwar ohne reichere Decoration, aber noch im Charakter des 17. Jahrhunderts-Ende gehalten, von sehr malerischer Wirkung. Die anstoßenden Façaden auf dieser Seite, sowie ein gegenüberliegender südlicher Tract sind sehr hübsch in Barockformen gebaut, alles zeigt von ehemaligem Wohlstand und Kunstsinn. An der Westwand des Hofes ist ein ziemlich großes, aber ganz unkenntlich gewordenes Heiligenbild in Frescomalerei, von einem Stuccorahmen eingefaßt, zu sehen. In dem einstigen Backhaus des Schlosses ist heute noch eine Bäckerei eingerichtet. Hofbauer in seiner Beschreibung der Wieden sagt 1864, daß in diesem Backhaus eine alte Steintafel mit Darstellungen verschiedener Brotsorten angebracht sei. Diese Sculptur ist auch noch an Ort und Stelle, doch ist es keine Steintafel und auch nichts sehr Altes, sondern einfach im Fries zwischen Erdgeschoß und erstem Stock der ovale, steinerne Schild des Bäckers, von Verzierungen im Stil der Zeit Josef's II. umgeben, in dessen Feldern man in der That Wecken, Kipfel und andere Gebäcksarten en relief gewahr wird. Jedenfalls wäre bei Demolirung der Schleifmühle darauf zu achten, daß dieses interessante Schild dem städtischen Museum erhalten bleibe.

Ilg.



Die Pfarrkirche in Heiligenstadt.

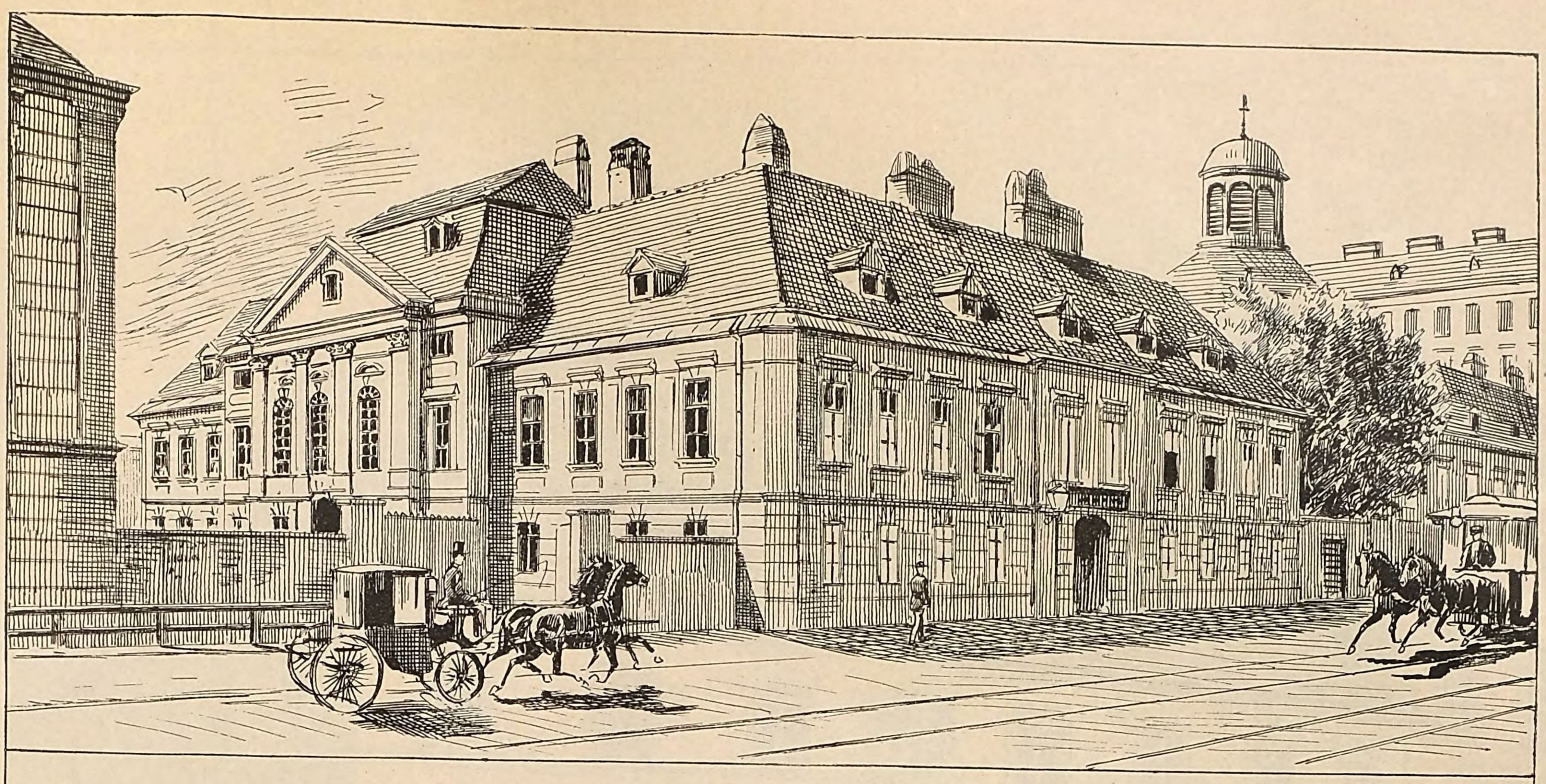
Seit dem verflossenen Jahrhundert ist die schöne gothische Kirche, deren Nordansicht unser Blatt bietet, Gegenstand der Aufnahme seitens der Landschafter und Architekturzeichner, denn ihre alterthümlich-malerische Erscheinung wetteifert mit der schönen Umgebung des lebendigen Grüns an Reiz. Was die Geschichte des Gotteshauses an dieser alten Culturstätte betrifft, so wollen wir uns hier nicht mit dem mythischen Dunkel früher Sagenberichte beschäftigen, welche diese „Stätte der Heiligen" auf den Apostel Oesterreichs, den heil. Severin, zurückführen, der hier in einer Capelle die Reliquien der heil. Protasius, Gervasius und Johannes Bapt. aufgestellt habe, dann selbst auch nach seinem 482 erfolgten Tode eine Zeit lang da begraben gewesen sein soll. Die bestehende Kirche, deren weithinaufreichende Geschichte schon die Weihung an St. Michael bezeugt, rührt erst aus dem 15. Jahrhundert her, hat die Formen der Spätgothik und datirt einzelne ihrer Theile selbst erst aus dem nächsten Saeculum. Heiligenstadt erlitt nämlich 1484 durch die Schaaren König Corvin's und dann 1529 durch die Türken grauenhafte Verwüstungen. So blieb denn nichts Aelteres übrig. Die spätgothischen Formen des Gebäudes erfuhren 1534 und noch öfters, so besonders nach dem abermals verheerend wirkenden Türkeneinfall von 1683, Restaurirungen. Das Aelteste sind die Kreuzgewölbe in dem südlichen Seitenschiffe des Langhauses; alle sonstigen Gewölbe entstanden, wie wir sie heute sehen, erst nach den verschiedenen Verheerungen durch das Feuer der Feinde. Der achteckige Thurm an der Südseite hatte früher an seinem Fuße ein Beinhaus und trägt noch auf Abbildungen aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts statt der jetzigen spitzen Haube eine barocke Zwiebel. Im Presbyterium ist die Jahreszahl 1751 als Bezeichnung eines abermaligen Renovations-Datums angebracht und daneben 1095, denn eine alte Tradition läßt in diesem Jahre oder gar schon 1091 hier durch den Landesfürsten eine Kirche entstehen, welche als Filiale zu St. Martin in Klosterneuburg gehörte, aber später zur Pfarre erhoben wurde. Von Papst Innocenz hat sich eine zu Lyon 1245 ausgestellte Urkunde erhalten, in welcher schon in diesem Jahre von der Verleihung der Pfarre bei der ecclesia Sancti loci, Pataviensis dioecesis verhandelt wird.

Der Umstand, daß alte Urkunden von einer civitas, urbicula &c. an der Stelle reden, hat die Sage veranlaßt, daß Heiligenstadt einst ein bedeutender Ort gewesen sei. Uebrigens mögen die fürchterlichen Kriegsstürme die Gemeinde wohl in der That stark heruntergebracht haben. Noch erinnert das Läuten zur Todesangst Christi an Donnerstagen Nachmittags 4 Uhr an die Niedermetzelung der Einwohner im Jahre 1683, wo das Blut von dem Kirchenplatz in einem Bache zu dem Gäßchen herabgeflossen sein soll, welches davon den Namen Blutgasse empfing. Der Garten des Badehauses, dessen Bäume links im Bilde erscheinen, bestand schon im Jahre 1784.

Ilg.



Die Marktkirche in Gollingenstadt





Der polnische Hof.

Die Doppelansicht unseres Blattes zeigt oben die Straßenfaçade, unten den Hof eines ziemlich weitläufigen Gebäudes am Anfang des Rennwegs, welches im verflossenen Jahre (1890) demolirt und durch eine Reihe langweiliger Zinskästen ohne jeden Charakter ersetzt wurde. Dieses alte Haus hat mannigfache Bestimmungen und Schicksale gehabt. Nach dem großen Türkenjahr befanden sich hier weite Gärten, welche wohlhabenden Bürgersfamilien gehörten, sowie Weingärten der Hauer. Auf der anderen, rechten Seite des Rennwegs kaufte zuerst in den Neunziger-Jahren des 17. Jahrhunderts Graf Mansfeld-Fondi, dann Prinz Eugen solche Gründe zusammen, auf welchen sich die Paläste und Parke erheben sollten, die wir heute noch als Schwarzenberg'sches Sommerpalais und als kais. Belvedere kennen. Gegenüber aber, also gleich hinter der heutigen Heumarkt-Kaserne, lag ein Garten, welchen Schachner's Lustra decem coronae &c. im Jahre 1724 als Eigenthum des Herrn Oettl bezeichnen. Die Oettl waren eine sehr vielbeschäftigte Baumeister-Familie, welche für den älteren Fischer v. Erlach und Andere große Architektur-Bauten ausführten; so haben sie an Schönbrunn, an der Mehlgrube, in Laxenburg, an den Schwarzenberg'schen Schlössern in Böhmen, am Schlosse in Bruck a. d. Leitha, an der Pfarrkirche in Kaltenleutgeben &c. gebaut. Die bedeutendsten unter ihnen waren Christian Alexander und Johann Jacob, wahrscheinlich dessen Sohn. Kaiser Karl VI. errichtete dann 1737 auf den Oettl'schen Gründen das Gebäude des Dreifaltigkeits-Spitals, mit welcher Stiftung das schon aus dem 16. Jahrhundert her bestehende Kaiserspital und andere Humanitäts-Anstalten vereinigt wurden, ferner wurde die Erbschaft des kunstsinnigen Schloßherrn von Breitenfurt, Georg Wilhelm von Kirchner, die Billioti'sche und andere Stiftungen dazu verwendet. Die Kirche, deren Kuppellaterne man in unseren Bildern emporragen sieht, entstand erst viel später. Sie wurde von Maria Theresia 1755 gegründet und am 1. November 1763 durch den Cardinal Migazzi dem heiligen Kreuz geweiht. Auf ihr künstlerisch sehr beachtenswerthes Inneres hier einzugehen, würde zu weit ableiten. Kurz vor Errichtung des Spitals stand das Territorium aber in Gefahr, zu einem durchaus nicht humanen Zweck verwendet zu werden, als 1736 der kais. Theatral-Ingenieur Antonio Galli-Bibiena und der Bildhauer Antonio Corradini mit der finanziellen Unterstützung des spanischen Hofjuden Lopez Diaz auf diesem Platze ein Hetztheater erbauen wollten, wogegen aber der Fürst Schwarzenberg sich so energisch zur Wehre setzte, daß das Unternehmen auf eine andere Stelle verlegt werden mußte. Die Baulichkeiten des Spitales begannen mit der schönen, gegen das ehemalige Glacis gewendeten Giebelfaçade, welche wir im oberen Bilde sehen, bedeckten aber auch den Platz der, wie gesagt, jüngeren Kirche und überdies den gesammten weiteren Raum bis zur Marokkanergasse. Nach Auflösung des Spitals 1784 wurde das Gebäude Erziehungshaus für Kinder der damals am Hofe bestandenen adeligen polnischen Garde und nun im Volksmund der polnische Hof genannt; später aber wurde die deutsche Garde hierher verlegt, welche heute längst schon im gegenüberliegenden unteren Belvedere ihre Behausung hat. Die Kirche wird darnach aber am häufigsten heute noch die Gardekirche genannt; die weitere Geschichte des dann in den Privatbesitz übergegangenen Complexes hat kein Interesse mehr. Der kleine einstöckige Tract, dessen Gassenseite im oberen Bilde über dem Tramwaywaggon, dessen Hoffaçade aber im unteren rechts zu sehen ist, wurde erst in unserem Jahrhundert hinzugefügt und beherbergte längere Zeit die Schule dieses Vorstadttheils, zuletzt ein Gasthaus, in dessen Gärtchen sich der riesige Maulbeerbaum erhob, den unsere Ansicht darstellt. Die Haustradition sagte von ihm, daß er die Türkenzeit überstanden habe, was wohl glaublich ist. Offenbar ist es der letzte Ueberrest des einstigen Oettl'schen Gartens, weshalb wir in seiner Beseitigung nur Vandalismus erblicken müssen. Es muß ein ganz stumpfsinniger Mensch sein, der nicht glücklich gewesen wäre, dieses ganz gesunde Prachtexemplar eines solch denkwürdigen Baumes im Hofraum seines neuen Hauses zu besitzen. Man sieht also, nicht nur Kunstwerke der Vergangenheit, sondern selbst arme alte Bäume müssen unaufhörlich der modernen Rücksichtslosigkeit und Habgier weichen — solamen miseris, socios habere malorum!

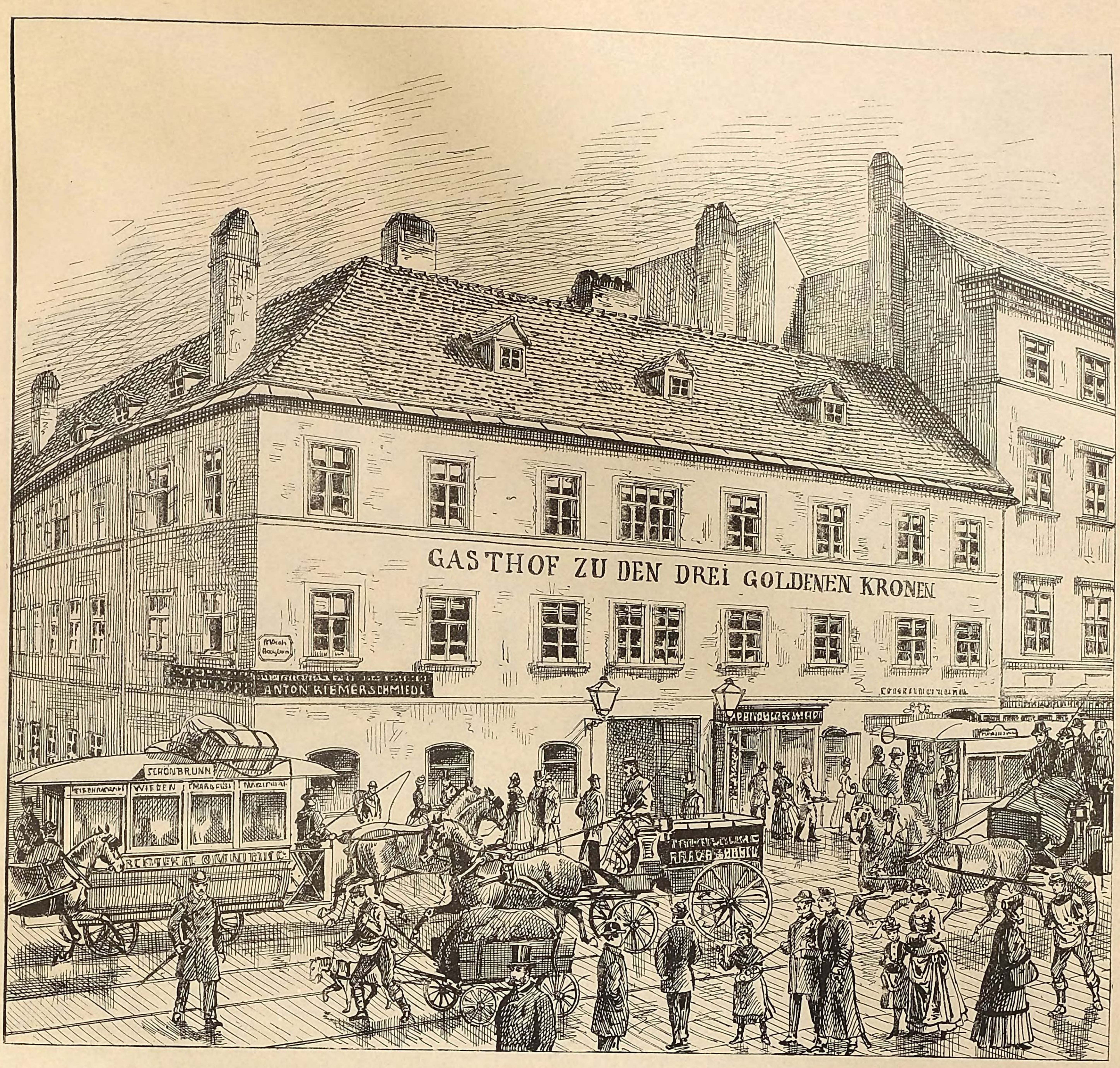
Ilg.





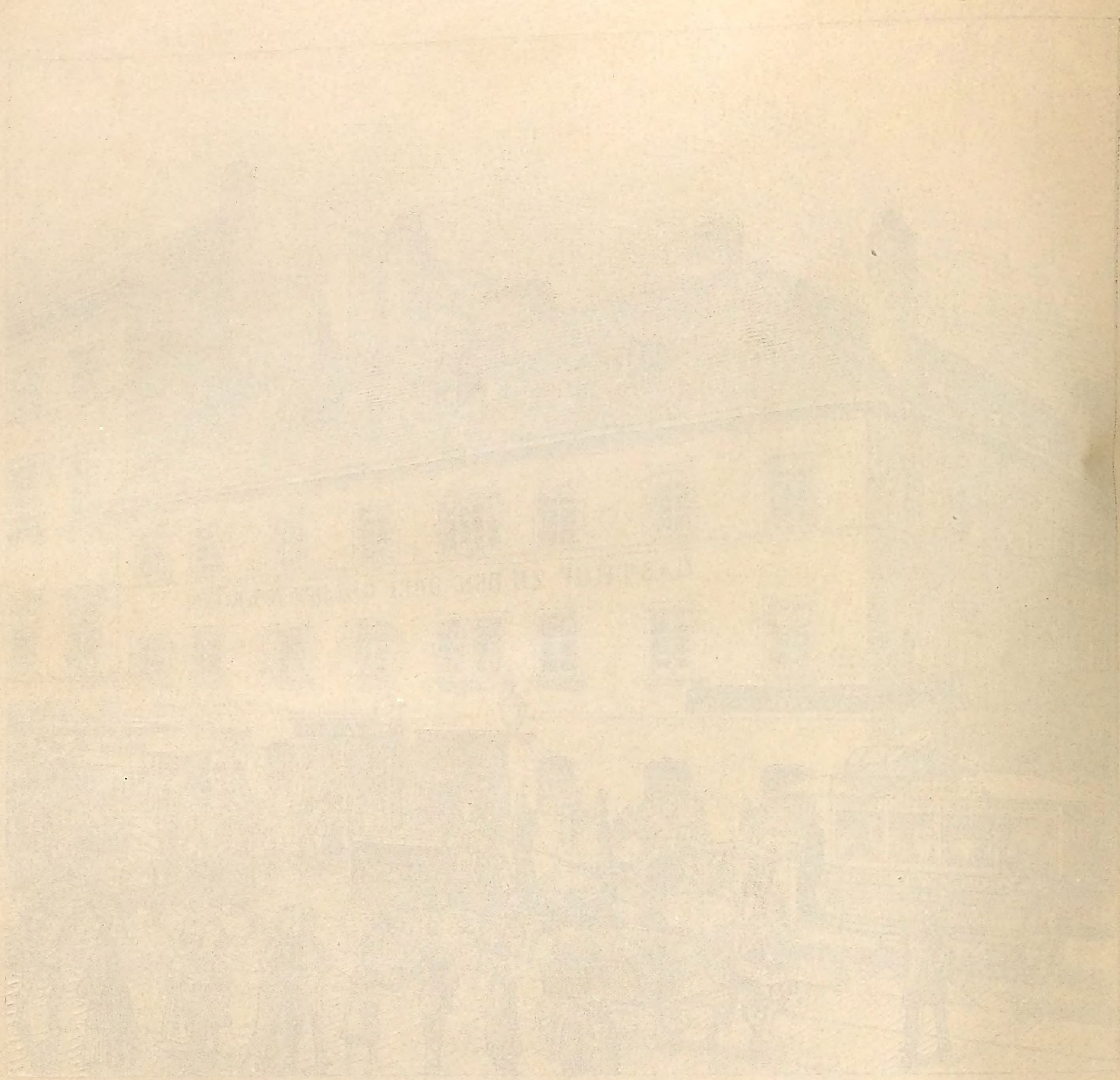
Der politische Hof.

[illegible]



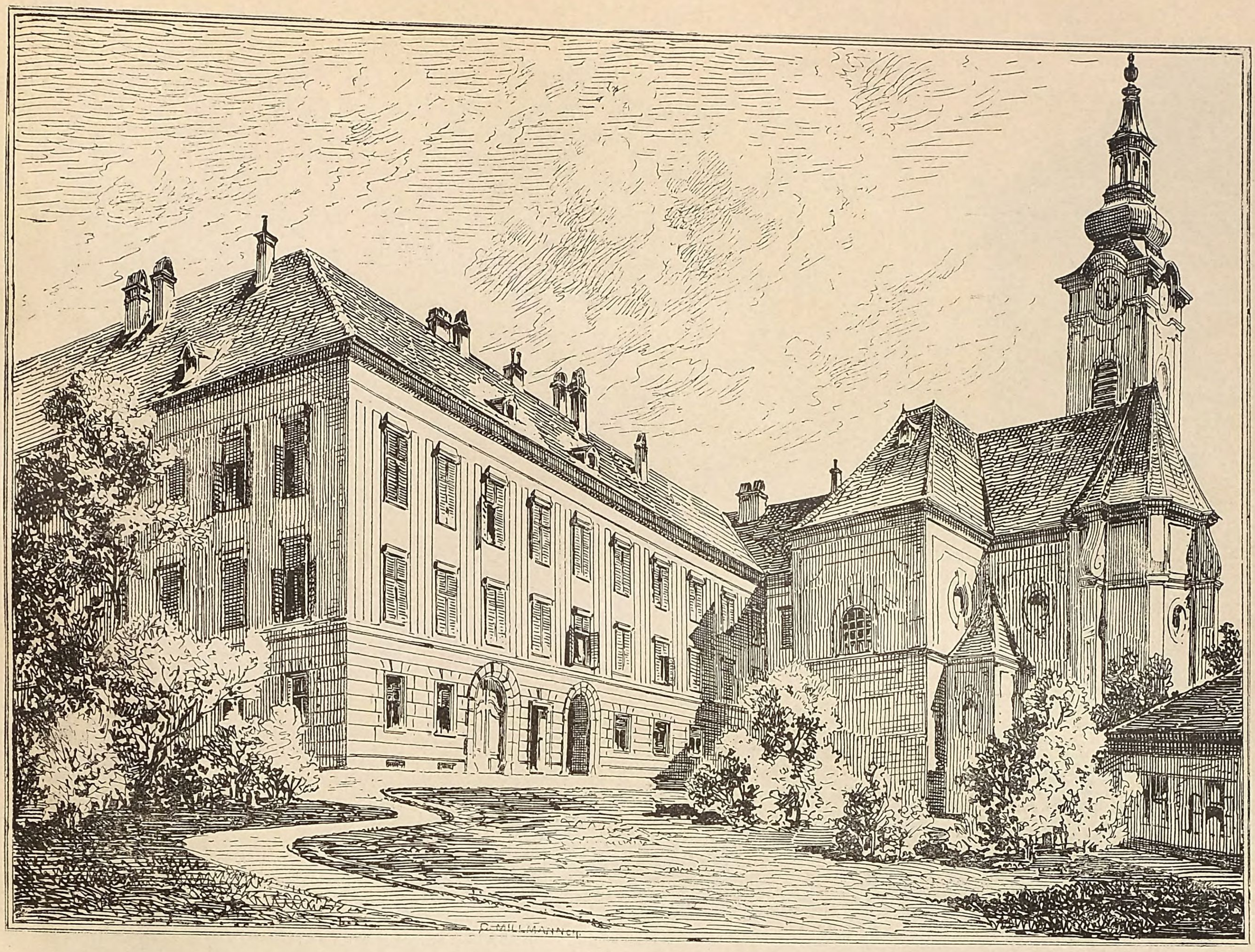
Die „drei goldenen Kronen“ auf der Wieden.

Vor wenig Jahren fiel auch dieses alte Gasthaus an der Ecke der Wiedner Hauptstraße (Nr. 13) und der Paniglgasse dem Loos der Demolirung anheim. Als Gasthaus ist es schon 1670 nachweisbar, überhaupt aber reichen unsere Nachrichten selbst bis 1630 zurück, wo der Eigenthümer des Hauses Heinrich Mayrhoffer, unbekannten Standes, genannt wird. Nach ihm besitzt es 1640 der Gerichts-Geschworene Hans Grießl, dann 1660 der italienische Steinmetz Girolamo Santellia, aber schon im nächsten Decennium folgt ihm der kais. Hatschier und Gastgeb Zelly. Später ist von dem betreffenden Besitzer als Leutgeb die Rede; gegen Ende des Jahrhunderts heißt es: Bierstube und Reitschule des bgl. Roßtauschers Weinmann. Mit dem Einkehrwirthshaus stand hier an der Straße nach Italien das Kutschergewerbe in Verbindung, noch lange verkehrten von den „drei Kronen“ auch die nach Baden und Heiligenkreuz führenden Stellwagen. Im Jahre 1747 ist der bekannte, später zu Reichthum und Ehren gelangte „Landkutscher“ Peter Dietrich — seit 1765 Edler von Dietrichsberg — Herr des Hauses, der k. k. Artillerie-Wagenmeister, den der siebenjährige Krieg zum Millionär gemacht hatte. Seine Witwe Theresia behielt das Haus bis 1778, worauf wir wieder einen Gastwirth, Albersdorfer, auf dem Geschäfte treffen, bei dem die Grazer und Triester Boten einkehrten. Bis zu seiner Demolirung verblieben die „drei Kronen“ ein Gasthof, die einfache Architektur deutet auf die Entstehung unmittelbar nach der zweiten Türkenbelagerung hin. Ilg.



Die „drei goldenen Kronen" auf der Wieden.

[illegible]



Ober-St. Veit.

Unser Bild stellt die Pfarrkirche der Ortschaft Ober-St. Veit bei Wien vor, an die sich der dem Erzbischofe der genannten Stadt gehörige Sommersitz anschließt. Zur Erklärung des Blattes ist es nicht nothwendig, auf die sehr alte, bis in die Babenberger-Zeit zurückreichende Geschichte der Ortschaft zurückzugreifen; dasjenige, was hier im Bilde erscheint, gehört, mit alleiniger Ausnahme des übrigens bereits barock umgestalteten Presbyteriums des Gotteshauses, schon dem vorigen Jahrhundert an. St. Veit war durch die zweite Invasion des Erbfeindes, sowie früher bereits durch die erste, dann in Folge der Pest von 1713 verwüstet und entvölkert worden. Die Kirche hatte sich aber erhalten, ja, der Chor derselben ist heute noch der alte aus den Tagen der Gothik. Hier kündet heute noch eine Inschrift auf rother Marmorplatte in lateinischer Sprache, daß im Jahre 1433 Herr Wilhelm Tuers, Probst zu Wien, das Gotteshaus gegründet habe. Dieser Geistliche, ein Freiherr von Aspern, war Domprobst bei St. Stefan. Es soll indeß angeblich schon unter Heinrich Jasomirgott hier eine Pfarrkirche gewesen sein. Im Jahre 1742 kam St. Veit in den Besitz des Wiener Erzbischofs, Cardinal Grafen Sigmund Kollonitsch, welcher die Kirche in der dermalen bestehenden Weise umgestalten und das Schloßgebäude errichten ließ. Dessen Nachfolger, Graf Migazzi, verkaufte letzteres 1762 an die Kaiserin Maria Theresia, unter deren Besitz der Park, sowie die Inneneinrichtung, ansehnliche Verschönerungen erfuhren. Migazzi kaufte es aber 1780 wieder zurück und es ist seitdem im Besitze der Wiener Erzbischöfe bis auf diesen Tag geblieben. Man wird selbst auf unserem Bilde deutlich gewahr, daß hinter dem mit Voluten-Strebepfeilern decorirten Chor das aus fünf Seiten des Octogons construirte Presbyterium der gothischen Kirche markirt ist. Ueberdies gehört auch noch eine gruftartige Unterkirche unter diesem Theile des Baues dem Mittelalter an. Der barocke Umbau des Gotteshauses war nach drei Jahren (1745) beendet.

Von dem Schlosse wird gesagt, daß Maria Theresia unter Anderem die Räume des unteren Geschosses von der Hand „des berühmten Thiermalers Bergel“ habe ausschmücken lassen, welchen Künstler wieder andere Autoren Johann Bergl nennen. Wer dieser Meister eigentlich war, habe ich bereits in meinem Aufsatz: „Die Gegend von Kaumberg in Niederösterreich in kunsthistorischer Beziehung“ (Mitth. der k. k. Central.-Comm., neue Folge, VI, pag. LIII) klargestellt, ein Historienmaler in Fresco nämlich, der in Böhmen, n. A. aber in Krems, gebürtige Johann Bergl, Schüler der Wiener Akademie, von welchem in Melk, in Klein-Mariazell, in Säusenstein und in Pesth ansehnliche Arbeiten hergestellt wurden. Er starb 1789. Auch die Kirche zu Dornau in Niederösterreich hat er al fresco in den Kuppeln und an der Altarwand ausgemalt.

Der hervorragendste Kunstschatz, welchen das erzbischöfliche Schloß heute besitzt, ist aber ein großer, auf Holz gemalter Flügelaltar von 2·23 Meter Höhe mit einem 1·58 Meter breiten Mittelbilde und zwei Flügeln. Es ist ein Werk aus dem Atelier Albrecht Dürer's, um 1502, und zwar nach dem beigefügten Wappen, für den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen gemalt. Den Entwurf zu der figurreichen Kreuzigungsscene im Mittelstück, von dem großen Meister selbst gezeichnet und mit 1502 datirt, besitzt das Museum in Basel; die Zeichnungen zu den vier Darstellungen, am Aeußeren und Inneren der Flügel, befinden sich im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. Die Ausführung rührt aber von Schülern Dürer's her, vielleicht größtentheils von Hans Schäuffelein. Dieses werthvolle, große Altarwerk befand sich früher in einer Capelle des erzbischöflichen Palastes in Wien, von wo es vor circa einem halben Jahrhundert nach St. Veit gebracht worden sein soll. Auch auf der Rückseite der Dürer'schen Zeichnung in Basel steht vermerkt, daß die darnach vollendete Altartafel sich im erzbischöflichen Palais in der Hauscapelle in Wien befinde, ferner, daß sie in dieser „verlassenen“ Capelle der Züricher Maler Ludwig Vogel 1509 gesehen habe. Diese Nachricht gibt uns bereits Thausing in seiner Abhandlung über den St. Veiter Altar (in Berichte und Mitth. des Wiener Alterthums-Vereines 1871, pag. 85). Ueber die Provenienz dieses bedeutenden Kunstwerkes ist auf dem Boden der Localforschung noch gar nichts nachgewiesen. Vorläufig steht nur so viel sicher: das um 1502 entworfene Altargemälde entstand für den Kurfürsten von Sachsen, ist aber schon sieben Jahre darauf im Bischofshofe zu Wien. Während dieser Zeit war Bernhard von Pollheim seit 1499 bis 13. Jänner 1504 Bischof von Wien, ihm folgte bis 1509 als Verwalter des Bisthums der Raaber Bischof Franz Bakocz, dann eine Sedisvacanz bis 1513. Sollte nicht vielleicht das Bild von dem Kurfürsten an Kaiser Max I. und durch diesen an den Bischof Bernhard gelangt sein, welcher aus dem beim Kaiser so beliebten Geschlechte der Welser Pollheim stammte? Dazu wäre zu halten, daß Max I. öfters selber im Bischofshof wohnte, so schon 1490, daß 1515 bei der Doppelhochzeit hier ebenfalls noch Pracht entfaltet wurde. Ein Theil war aber schon sehr verfallen, es wird über die misera ac ruinosa et tenebricosis angulis incommodissima habitatio geklagt, was zur „verlassenen“ Capelle, welche Vogel 1509 sah, wohl stimmt.

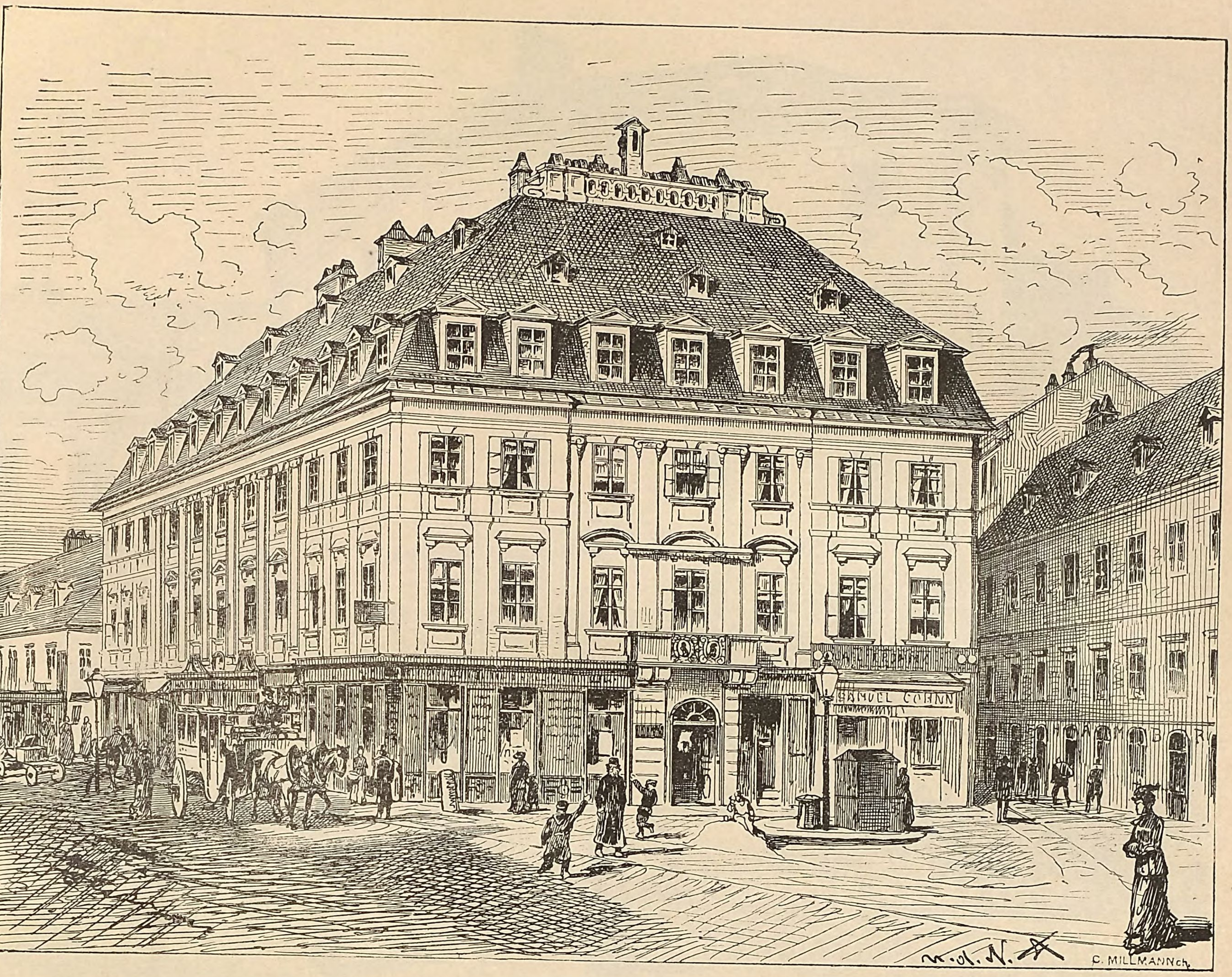
Noch sei bemerkt, daß durch die Erzbischöfe Firmian und Hohenwart für die Neueinrichtung und Herstellung von Schloß und Garten in St. Veit viel geschehen ist.

Ilg.



Die Wiedner Hauptstraße.

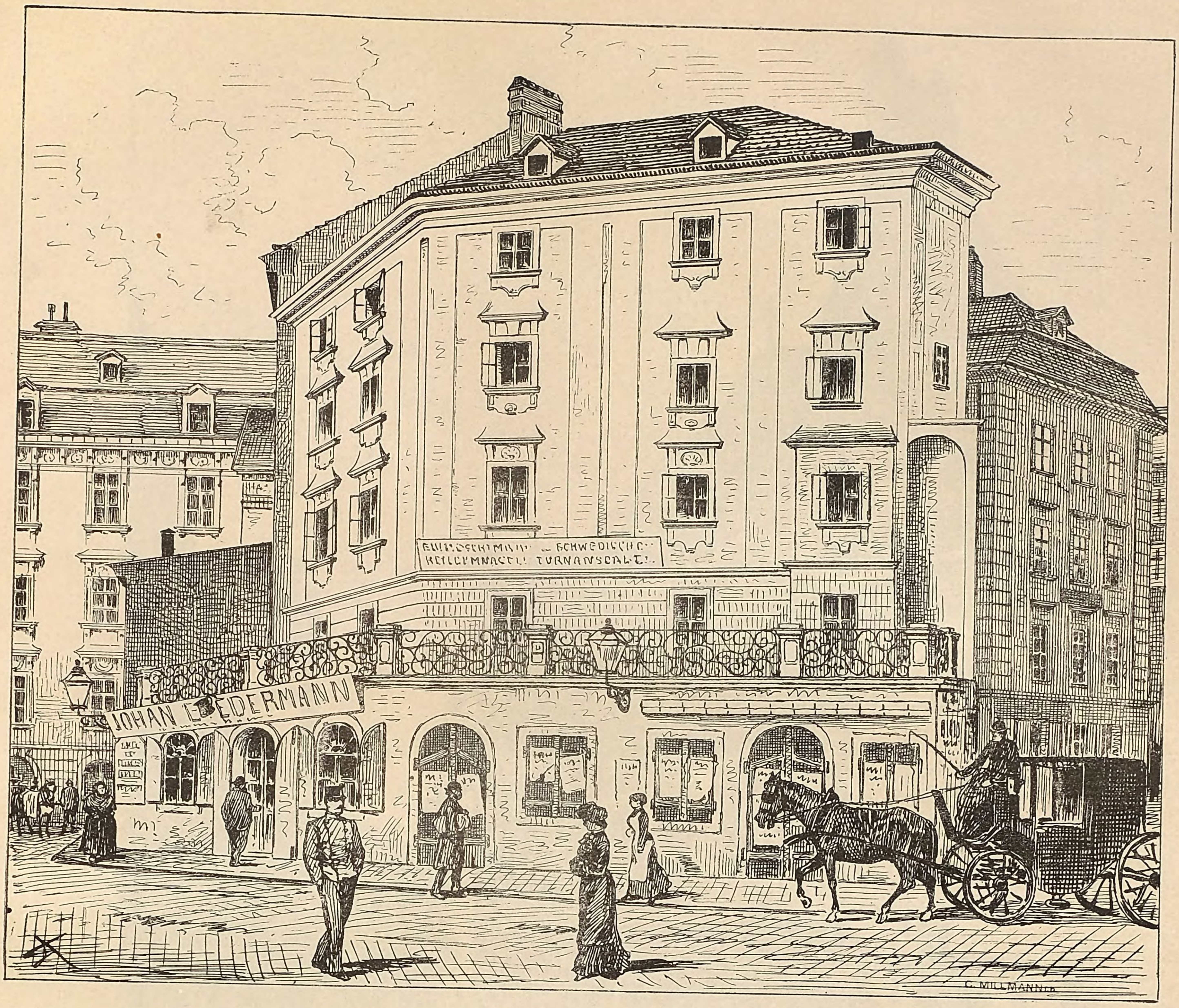
Die sehr enge Partie der Hauptstraße des vierten Bezirkes, welche vom sogenannten Adlerplatzl bis zur Paulanerkirche reicht, enthält auf ihrer östlichen, hier im Bilde ersichtlichen Seite eine Anzahl unserer ältesten Vorstadthäuser. In früherer Zeit hieß die etwas ansteigende Straße „Am Püchl" (Hügel), dessen Höhepunkt vor der Kirche bei dem ihr gegenüber befindlichen, heute noch bestehenden Gasthof „Zum goldenen Kreuz" der sogenannte Neue oder Laßlathurm einnahm, denn hier zog vom „Rothen Rössel" eines der Außenwerke herüber, mit denen die Neulucke und die Wieden schon im 15. Jahrhundert geschützt waren, und zur größeren Sicherheit wurde daselbst 1452 der Thurm aus Steinen errichtet, die man aus dem später die Türkenschanze genannten Hügel bei Weinhaus entnahm; da König Ladislaus die Errichtung solcher Schutzwerke der Stadt förderte, erhielt der Thurm seinen Namen. Er beherrschte die italienische Straße. Das Haus links im Vordergrunde des Bildes, wie alle übrigen noch bestehend, Nr. 17, „Zum goldenen Stern", bis 1630 nachweisbar, hat sonst kein geschichtliches Interesse. Das folgende, Nr. 19, führte früher den Beinamen: das tiefe Haus, eine charakteristische Bezeichnung, welche aber nicht dieses allein, sondern sämmtliche Nachbarhäuser mit ihrer geringen Breite und den außerordentlich weit hineinreichenden Höfen und Gärtchen verdienen würden. Nr. 21, „Zum goldenen Einhorn", ist ein merkwürdiges Häuschen; ein kleines Bild ober dem Thore in barockem Stuckrahmen verleiht ihm eigenen malerischen Reiz. Ich habe von diesem Gebäude schon im „Monatsblatt" des Wiener Alterthums-Vereins gesprochen. Es gehörte schon 1630 dem Pietro Spazzio aus der in Oesterreich seit Ferdinand I. und bis in die Zeit Karl's VI. blühenden italienischen Maurerfamilie dieses Namens. In einer Nische des Thorweges aber befindet sich eine Sculpturarbeit, die Pietà vorstellend, vom Anfang des 16. Jahrhunderts, deutsche Schule, welches sich über die Türkenzeit hinaus hier erhalten hat. Nr. 23 heißt „Zum goldenen Pflug", bis 1670 nachweisbar. Nr. 25 heißt „Zum grünen Kranz", es gehörte 1690 dem Herrn Hannß Clement Schaller, Bürger und Corporal unter Ihro Excellenz Herrn Grafen von Daun, jetzt ist es das Hôtel Zillinger; Nr. 27 wurde erst 1769 im Josephinischen Stil erbaut. Endlich machte den Beschluß die „Kohlkreinzen", Nr. 29. Die „Kohlkreinzen" war ebenfalls einstmals ein großes Wirthshaus, wo die Fuhrleute von Wr.-Neustadt, Graz und Marburg einstanden. Das Eckhaus rechts, Nr. 14, jetzt Hôtel „Stadt Triest", ehemals als „Goldener Bär", Einkehr der Villacher, Laibacher, Linzer, Salzburger und Venezianer Kutscher, ist ein Bau unseres Jahrhunderts. Die Paulaner- oder Schutzengelkirche wurde zuerst 1651 geweiht, nach der Türkenbelagerung aber erneuert. Ilg.



Das Bärenhaus in der Taborstraße.

Es ist noch kein Decennium her, seit das Bärenhaus (Nr. 331) in Folge gänzlichen Umbaues seine heutige Gestalt bekommen hat und dadurch ein hochinteressantes Gebäude aus Alt-Wien verschwand. Der jetzige, mächtige, nach drei Seiten freistehende Bau, wie das frühere umfangreiche, massige Bürgerhaus bildet gewissermaßen den Abschluß der sich dort etwas gegen links wendenden breiten Straße und wird schon von ferne her dem dieselbe von der Stadt her Durchschreitenden sichtbar. Das auf unserem Bilde wiedergegebene Gebäude stammt aus den ersten Jahren nach der zweiten Türkenbelagerung, als sich die vom feindlichen Heere zerstörte Vorstadt aus Schutt und Trümmern erhob und allmälig von ihrem Unglücke zu erheben begann. Die kräftig erwachte Baukunst machte damals viele, mitunter sehr interessante Bauten dort in der Leopoldstadt entstehen. Von der ersten Gestaltung dieses Baues hat uns Salomon Kleiner (1726—1736) eine Aufnahme erhalten. In der Reihe der Besitzer erscheint der für die Wiener Malergeschichte hochwichtige Meistername des Joh. B. Edler von Lampi, † 11. Februar 1830, bestattet im Ortsfriedhofe zu Währing. Sein Sohn gleichen Namens folgte ihm im Hausbesitze. In neuerer Zeit erscheint es als Eigenthum der Familie Pfob. Vor seiner Demolirung hatte das damals zweistöckige, mit einer charakteristischen Mansarde versehene Gebäude die auf unserem Bilde veranschaulichte Façade. Das schöne Balcongitter, in welchem ein M zwischen zwei Bären, seitlich aber Caesarenköpfe erscheinen, befindet sich heute in der Sammlung Milde in Wien.

Lind.



Der Ledererhof.

Den meisten Lesern dürfte noch die eigenthümliche Gestaltung jener Häusergruppe in lebhafter Erinnerung sein, die den Platz „Am Hof" nordöstlich neben dem bürgerlichen Zeughause abschloß und die zwischen der Färbergasse und der krummen, in dieser ihrer Gestaltung noch an den dort befindlichen Abschluß der Judenstadt zurückreichenden Verbindungsgasse gegen den Judenplatz lag. Höchst unregelmäßig und aus sieben Häusern, mitunter von sehr bescheidenen Dimensionen zusammengesetzt, bildete diese Häusergruppe den Ledererhof, der gegen rückwärts ein sehr zweifelhaftes Ansehen hatte, gegen den Hof hinüber immerhin mit seiner im Halbkreise stark vortretenden Façade ein recht eigenthümliches Bild gab. Eben diese Partie, gegen den Platz gewendet, fiel jüngst einem Neubaue zum Opfer. Das auf unserem Bilde veranschaulichte Gebäude war der eigentliche Ledererhof; es war das bedeutendste und größte der Gruppe, entstand um 1750, zählte vier Stockwerke und ein bedeutend vortretendes Erdgeschoß, das vor dem 1. Stocke eine breite Plattform bildete, die mit einem zierlichen Gitter abgeschlossen war. Seinen Namen führte dieses Haus (Nr. 340) von der Lederer-Innung, die hier ihr Zunfthaus und Herberge hatte. Daran stieß das sog. Kugelhaus (zur goldenen Kugel), das wir auf dem Bilde nur mit der Feuermauer sehen (Nr. 336) und das von einer im Jahre 1683 eingefallenen Kugel den Namen führt. Dieselbe war lange Zeit unter dem Thore eingemauert. Seit circa 1700 besteht daselbst das Gasthaus gleichen Namens.

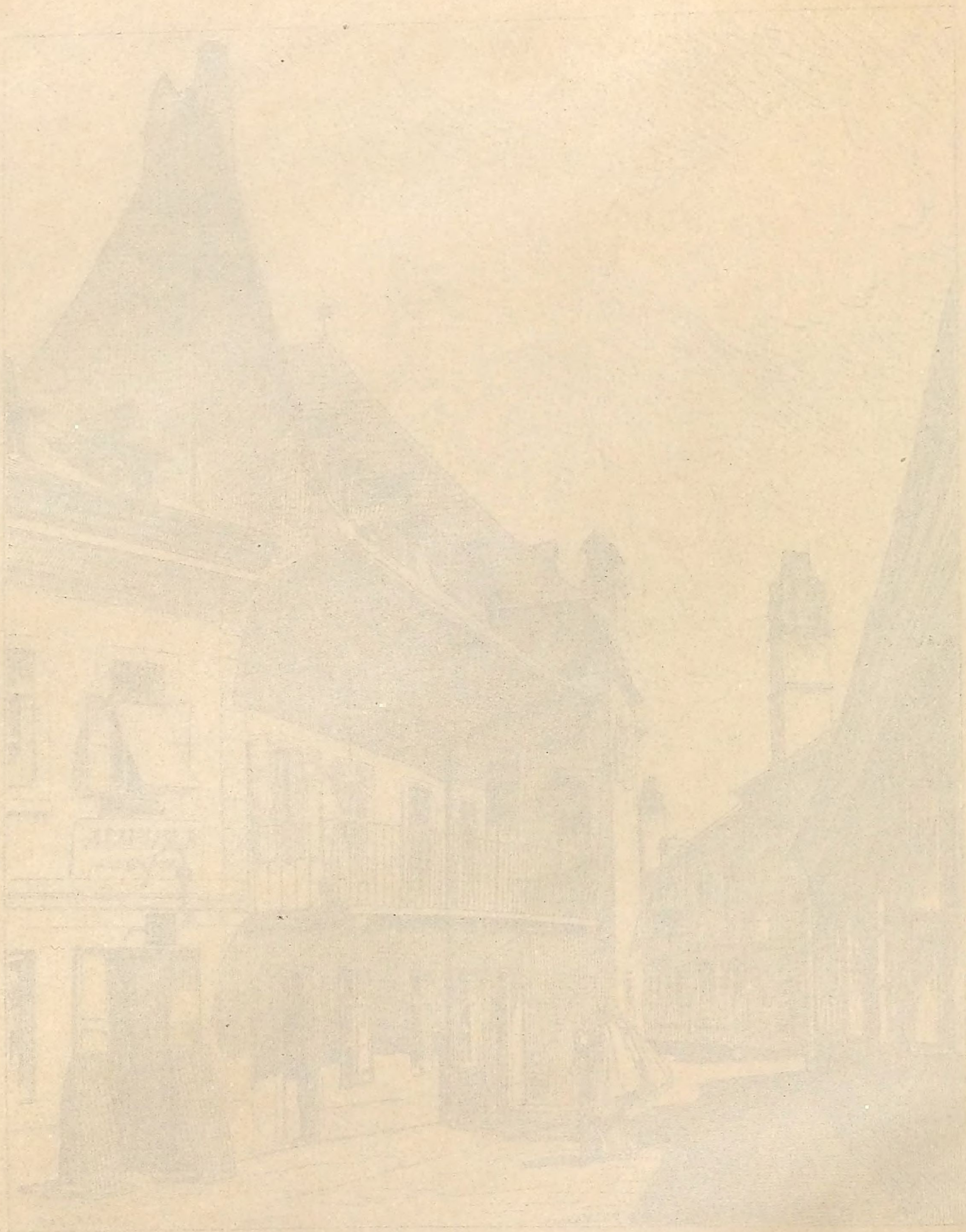
Lind.



Aus der Magdalenenstraße im VI. Bezirke.

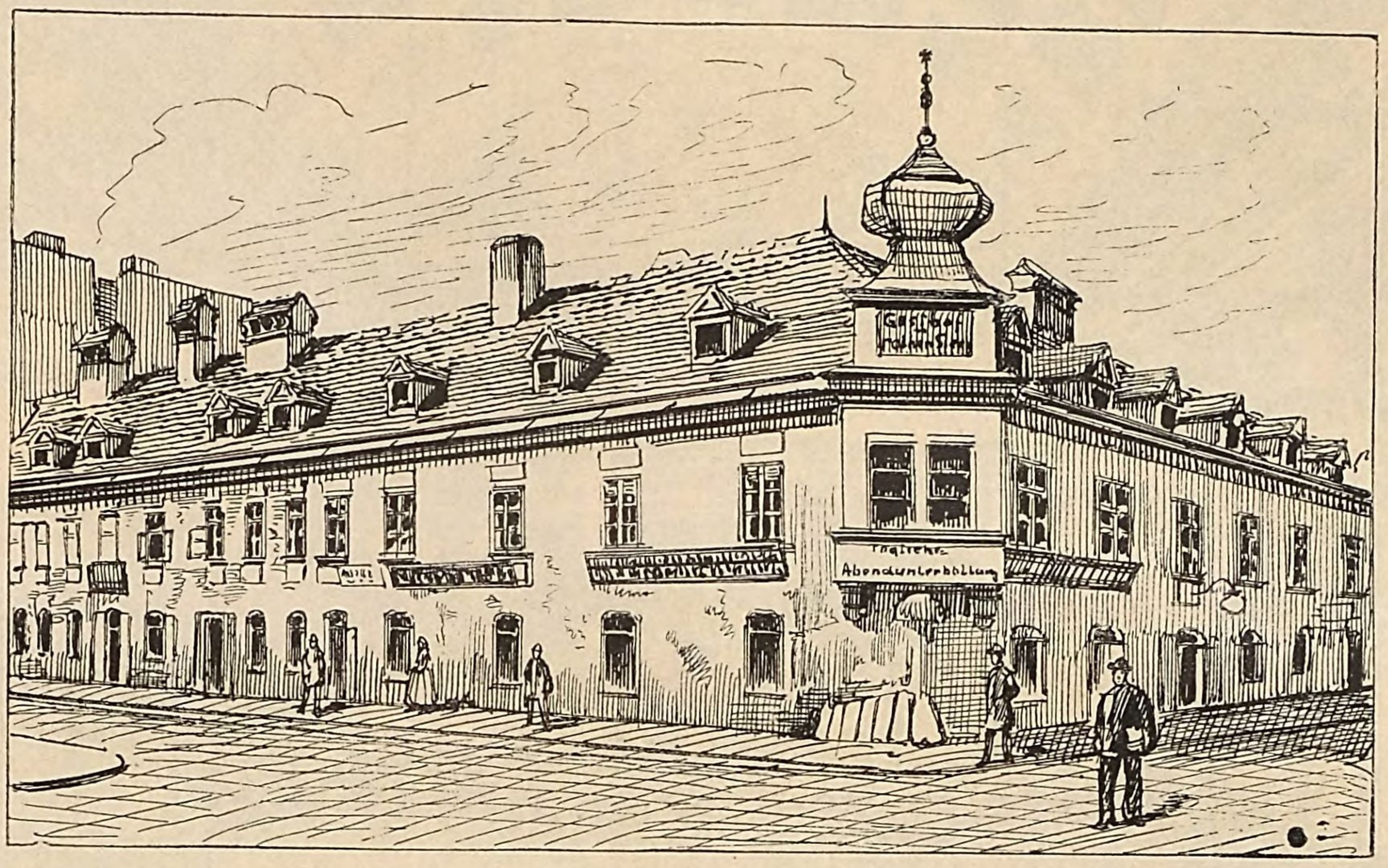
Längs der Wien zieht sich eine langgedehnte Straße an deren beiden Ufern entlang, die stellenweise nur auf der linken Seite mit Häuserreihen abgegrenzt ist, während an der rechten Seite das Flußufer bis hart an die Straße reicht. Dort wo die Orientirungs-Hausnummern sich bereits innerhalb der Zahlen 60 und 70 bewegen, verengt sich die Straße zwischen beiderseitig sehr niedrigen Häusern ganz wesentlich und den Verkehr hemmend, und hatte sie bis noch vor wenigen Jahren dort das Ansehen, das unser Bild wiedergibt; nun aber hat der geschäftige Sinn der Baumeister auch an diese Häuschen von mitunter sehr zweifelhaftem Ansehen Hand angelegt und Licht und Luft den Weg in die Wohnungen der Neubauten einzudringen möglich gemacht. Wenn wir auch bedauern, daß damit ein pikantes Straßenbild aus unserem Alt-Wien zu verschwinden beginnt, so glauben wir doch, daß nirgends so sehr als wie an dieser Stelle Umgestaltungen nothwendig waren.

Lind.



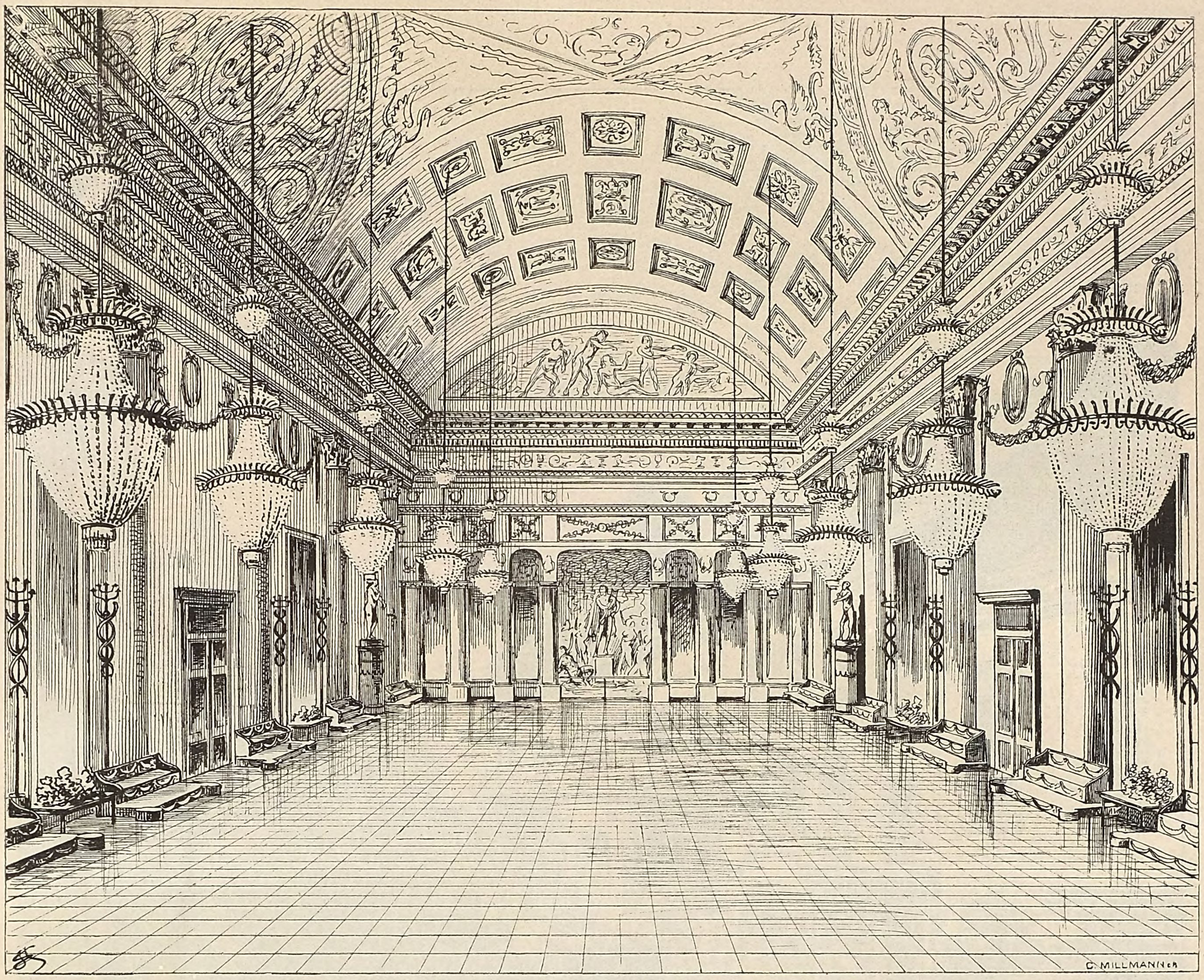
Aus der Magdalenenstraße im VI. Bezirke

[illegible]



Das „Rothe Stern-Haus" in der Leopoldstadt.

Ein eigenartiges Gepräge hatten die alten Wiener Vorstadthäuschen; meist über eine größere Grundarea sich ausdehnend, erhoben sie sich als einstöckiger Bau, häufig mit großen, oft unregelmäßig eingetheilten Fenstern, ein niedriger, breiter Dachstuhl bedeckte das ganze Gebäude, und war dasselbe an einer Straßenecke gelegen, so fand man an dieser Stelle einen auf Tragsteinen weit vorspringenden, aus dem Kreise thurmartig construirten Erker, den ein kuppelförmig gestalteter, meist die beliebte Zwiebelform wiedergebender Abschluß bekrönte. Unsere Leser, denen es gegönnt ist, das alte — gegen heute — etwa um 25 Jahre jüngere Wien noch in Erinnerung zu haben, werden wissen, wie häufig man solchen Erkern — Anlagen — ja selbst noch in der inneren Stadt begegnete. Ist es doch nicht sehr lange, daß ein damit ausgestatteter Bau in der Kärntnerstraße bestand. Zahlreich aber waren sie damals noch in den Vorstädten, besonders in den vom Mittelpunkte der Stadt entfernteren, wo fast kein Eckhaus ohne diesen Schmuck zu finden war. Und fürwahr, es war ein Schmuck, eine eigenartige, in ihre Zeit passende Zierde, eine Beigabe, die den Häusern und Straßen einen gewissen anheimelnden, malerischen Reiz verlieh. Doch die Zeit wird immer nüchterner und praktischer, ja praktisch bis zum Langweiligen. Die freundlichen Bürgerhäuser verschwinden und Zinskasern-Kolosse mit Thürmchen und Kuppeln und all dem modernen Schnick-Schnack treten mit schlimmer Beharrlichkeit und unangenehmer Aufdringlichkeit an ihre Stelle. Unser Bild erinnert an ein solches Erkerhaus, das bald nach der zweiten Türkenbelagerung entstanden sein mag und unverändert unsere Tage erlebte. Es führte die Bezeichnung zum „Rothen Stern", entnommen dem Schilde des daselbst bestandenen Gasthauses. Auf der Spitze der Zwiebelkuppel, über dem aus dem Quadrate construirten Erker, befand sich der „Rothe Stern". Auch dieses ausgedehnte Gebäude mit seinen Fronten in die Glocken- (Nr. 8) und Rothe Sterngasse (Nr. 7) mußte einem Neubaue Platz machen. Wir möchten sagen mit Recht, denn die letzten Jahre seines Bestehens war es wahrlich keine Zierde Wiens. Ein geschmackvoller Neubau steht an seiner Stelle. Lind.



Der Apollosaal.

Der „Apollosaal“, dieser einst weltberühmte Tanzsaal, war ein Wahrzeichen, eine Sehenswürdigkeit, der Stolz Alt-Wiens. Von dem Mechaniker Sigmund Wolffsohn auf seinem Grunde in der damals jüngsten Vorstadt Schottenfeld, dem sogenannten „Brillantengrund“, erbaut, wurde derselbe am 10. Jänner 1808 eröffnet. Das ganze Etablissement bestand nebst dem Riesensaale noch aus 4 Sälen, 31 Zimmern, 13 Küchen, Corridors, Glashäusern u. s. w. Das Silber, welches da an Auffätzen, Schüsseln und Eßbestecken in den Speisesälen in Verwendung kam, repräsentirte einen Werth von 640.000 fl. in in jenem Jahre noch vollgiltigen Bankozetteln. Eine Eintrittskarte zum Eröffnungsballe kostete 25 fl.

Der „Tanzgeiger“ Hummel leitete im Apollosaale das Orchester. Seine „Apollo-Deutschen“ erlangten eine Popularität, wie sie sich beiläufig Johann Strauß' Walzer „An der schönen blauen Donau“ erfreut. Am Tage der Eröffnung bildeten die Wagen vom Burgthore bis zur Zieglergasse eine ununterbrochene Reihe. Am 7. März 1810 wurde der feenhaft schöne, mit unerhörtem Luxus ausgestattete Saal durch einen Besuch des Kaisers Franz in Begleitung seiner Tochter Marie Louise ausgezeichnet.

Nicht lange jedoch währte die Glanzzeit des Apollosaales. Im Jahre 1812 gerieth sein Erbauer in Folge der großen Finanzkatastrophe von Anno Elf in Concurs; die Localität ging in andere Hände über. Eine Reihe von Pächtern übernahm nacheinander den einstigen Feenpalast des Brillantengrundes und mit jedem, von Jahr zu Jahr, büßte er einen Theil seines Ruhmes und seines Rufes ein. Nach dreißigjährigem Bestande wurde der Stolz der Wiener (1839) in eine Kerzenfabrik verwandelt. Diese wurde am 27. Jänner 1876 ein Raub der Flammen. Im Fasching eröffnet, im Fasching in Schutt und Trümmer gesunken, das war das Schicksal des Apollosaales.

Die Häuser Nr. 13 und 15 in der Zieglergasse und Nr. 4 und 6 in der Apollogasse bezeichnen die Stelle, wo dieser weltberühmte Saal einst gestanden.

Wimmer.



Die Landstraßer Hauptstraße.

Dieses Bild veranschaulicht uns die engste Stelle der Hauptstraße im III. Bezirke (Landstraße). In Wahrheit könnte man diese sich gegen die Stadt senkende Straßenpartie die „Enge" heißen, denn getreu, wie es unser Bild wiedergibt, ist das Getriebe von Menschen und Wagen, die im lebhaften Verkehr diese etwas unheimliche Stelle zu überwinden sich beeilen. Die dargestellten Häuser sind heute noch so erhalten, wie sie unser Bild zeigt; das Bäckerhaus rechts, links weiter oben das schöne Widter'sche Haus mit dem Giebel an der fein componirten Façade. Unmittelbar vor derselben die Einmündung der neu eröffneten Seidlgasse.

Lind.

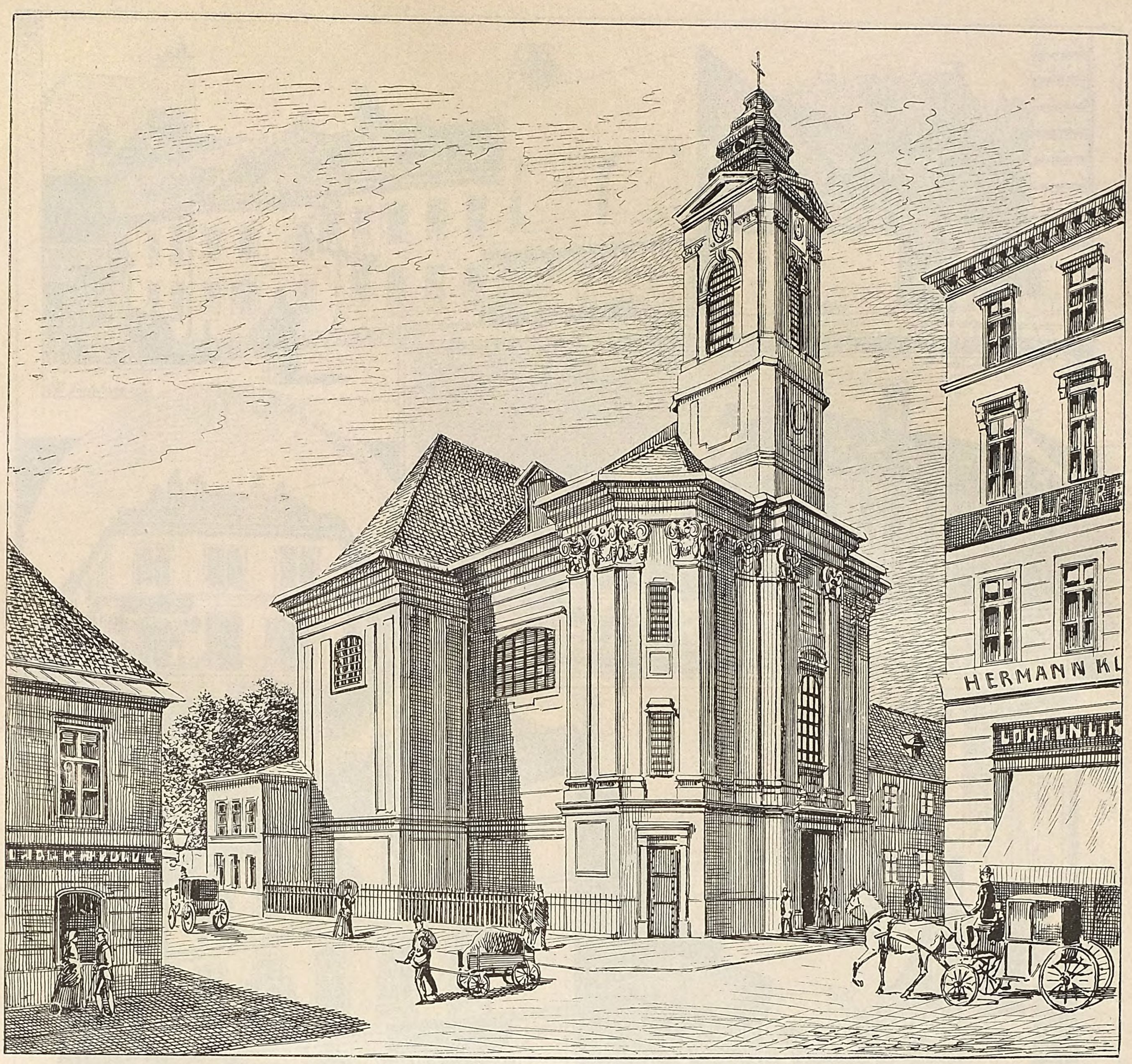


Der Lazzenhof und die Wächtergasse.

An der Stelle, wo die Umfassungsmauern des unter Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) errichteten Standlagers, der ältesten Ansiedlung Wiens, sich befanden, erhebt sich jetzt die in die Rothgasse gehende Front des Lazzenhofes, dessen daselbst befindlichen Eingang vorliegendes Blatt uns vor Augen führt. Schon sehr frühe stand dort ein zwischen Khuenmarckh (Kienmarkt, Stern- und untere Judengasse) und Rathgäßl (Rothgasse) gelegener Häusercomplex mit einer Capelle zur Dreifaltigkeit, woher auch die ganze Baulichkeit den Namen „Dreyfaltigkhaitshauß" bekam; genannte Capelle wird schon 1204 namentlich erwähnt und auch späterhin als im Lazzenhof gelegen genannt. Von dem heutigen Lazzenhofe machen die Grundbücher zuerst im Jahre 1472 Erwähnung, wo der frühere Mautner zu Aschbach, Sigmund Lieber, das Haus von Barbara Heubeck und Hanns Schurger, Stadtschreiber zu Krems, um 250 ungarische Gulden erkaufte. Rasch wechselte das Haus seine Besitzer; so findet sich 1480 Mansdorfer als Besitzer des Lazzenhofes. Von ihm kaufte Simon Laz aus Stuttgart, Doctor der Medicin (gest. 1532) das Gebäude und überließ es 1514 seiner Hausfrau Ottilie. Beider Sohn, der berühmte Wolfgang Laz (geb. 31. October 1514, gest. 19. Juni 1565), übernahm das Haus noch bei Lebzeiten seiner Mutter gegen freie Wohnung und eine Jahresrente und baute 1550 dasselbe vom Grunde aus neu auf, wie die auf der Aufgangstreppe angebrachte Inschrifttafel besagt. An den Mauern stellte Laz seine merkwürdige Sammlung römischer Inschriftsteine auf, die, größtentheils zersplittert, nur in wenigen Stücken von dem Antikencabinete angekauft wurde. Seinen Verdiensten zu Ehren bekam der Hof seinen Namen. Erbe des Hauses wurde seine zweite Gemahlin, die er 1564 ehelichte, und diese brachte das Haus an ihren zweiten Gatten Philipp Person, welchen auch die Bücher und Protokolle der kaiserlichen Hofquartiermeister vom Jahre 1566—1587 anführen. Nun folgen in rascher Aufeinanderfolge mehrere Besitzer, deren man bis jetzt 22 zählt; darunter sind hervorzuheben: die Grafen Jörger, im Jahre 1683 Maria Constantia Gräfin von Lamberg, 1700 Franz Sigmund Graf von Lamberg, 1779 Johann Stephan von Meraviglia (merkwürdigerweise nennt Franz de Ponty in seinem „Verzeichniß der Häuser Wiens" denselben als Besitzer des „Lantzerhofes"). Anno 1852 übernahm Ernst Graf Hoyos das Haus, baute es vollständig um und aus dieser Zeit stammt auch die am Bilde dargestellte Thorverkleidung. Erwähnt sei noch, daß man bei dem genannten Umbaue beim Abtragen der Façade in der Rothgasse auf eine sehr alte Mauer (vielleicht ehemalige Stadtmauer) stieß und daß der Grabstein des 1652 verstorbenen „Kunstmahlers" Georg Bachmann gefunden wurde, von dem sich Altarblätter in der Schottenkirche (Papst Gregor) und Dominikanerkirche (Thomas von Aquin) befinden. Leider ist derselbe verschwunden.

Der zweite Theil des Bildes zeigt uns die Wächtergasse, die den Tiefen Graben mit der Renngasse verbindet. Dieselbe läßt sich schon auf dem Wolmuet'schen Plane nachweisen, kommt auch auf allen folgenden Plänen vor, ist aber nirgends benannt. Nur der Hirschvogl'sche Plan kennt dort keinen Häusercomplex, denn jener Platz, den heute die Renngasse und Umgebung einnimmt, heißt dort „auf'm Pühel". Franz de Ponty nennt sie auch nicht in seinem Häuserverzeichniß, wahrscheinlich dürfte damals, ebenso wie heute, kein Hausthor in derselben gewesen sein. Die Stiege, welche vom Tiefen Graben in dieselbe führt, wurde 1836 erbaut.

Camillo List.



Die St. Lorenzkirche im Schottenfeld.

Die Kirche in der Vorstadt Oberneustift, welche aber bald den von dem Grundbesitze des Schottenstiftes hergeleiteten volksthümlichen Namen Schottenfeld empfing, wurde 1784 im Bau begonnen und am 29. September 1786 durch den Weihbischof Grafen von Arzt benedicirt. Die Vollendung des Thurmes erfolgte erst im nächstfolgenden Jahre. Einen Hauptantheil an diesem Werke hatte der Abt der Schotten, Benno Pointner, welcher sich auch bei der ersten Anlage der neuen Vorstadt 1780--1783 schon große Verdienste erworben hatte. Das Gotteshaus wurde auf einem Ackergrunde errichtet, welcher zwar dem Stifte gehörte, jedoch den regulirten Chorfrauen zum heiligen Lorenz auf dem alten Fleischmarkte in der Stadt überlassen war. Damit hängt es wohl zusammen, daß die neue Kirche ebenfalls diesen Märtyrer als Patron erhielt und noch ein weiterer Umstand ist als dazu gehörig zu bemerken. In der nicht mehr bestehenden Kirche dieses Namens — an Stelle des jetzigen sogenannten Lorenzergebäudes — waren erst 20 Jahre vor der Aufhebung durch Josef II. sämmtliche Altäre erneuert worden. Darunter befand sich auch der Hochaltar der Klosterkirche, eine imposante Architektur aus Salzburger Marmor in einer Höhe von 52 Fuß, das Tabernakel und die Mensa aus weißem Trienter Marmor. Die oberen Figuren Gottvaters und zweier knieender Engel hatte der Akademiedirector Hagenauer hergestellt, das große Bleigußrelief der Grablegung der Bildhauer Procop. Abt Benno kaufte den Altar bei der Demolirung der alten Nonnenkirche sammt dem marmornen Speisegeländer und widmete ihn nun dem neuen Gotteshause auf dem Schottenfeld. Das werthvolle Altargemälde (19' hoch, 11' breit) stellt den Heiligen in der Glorie vor, zum Himmel aufsteigend, von wo ihm sein Lehrer Papst Xystus entgegenblickt. Der Künstler ist Peter Freiherr von Strudel, der berühmte Gründer der Wiener Akademie, welcher schon 1714 starb, dessen Werk folglich schon länger im Lorenzerinnenkloster gewesen sein muß, bevor der Hagenauer'sche Altar gemacht wurde. Dem schiene nun zwar zu widersprechen, daß Schimmer (Das alte Wien, III, pag. 21) den Maler des Hochaltarbildes in der ehemaligen Klosterkirche „de Harte" nennt; aber einen Künstler dieses Namens hat es nie gegeben und in Kurzböck's Merkwürdigkeiten von Wien heißt es schon 1779: „Das Hochaltarblatt (bei den Lorenzerinnen), der heil. Lorenz in der Glorie mit vielen Engeln, vom Freyherrn von Strudel". Auch die Marmoraltäre an den Seiten, sowie deren Gemälde: Maria Empfängniß und St. Josef von Paul Troger kamen durch Ankauf aus der gleichfalls um jene Zeit demolirten Nicolaikirche auf der Landstraße hieher und die Glocken schenkte der Kaiser aus der ebenfalls aufgehobenen der Schwarzspanier. Im Jahre 1790 wurde die herrliche Orgel vom Abbé Johann Friedrich Christmann aufgestellt, welche Mozart und Albrechtsberger für das vorzüglichste Instrument Wiens erklärten. Als Architekturwerk gehört die Schottenfelder Pfarrkirche durch ihre Grundrißanlage, gute Gliederung und die ziemlich reich entwickelte Façade zu den besseren Leistungen der sonst so nüchternen und geschmacklosen Josefinischen Kunstperiode. Der Name ihres Erbauers ist zur Stunde noch unbekannt, dürfte aber im Archive des Schottenklosters vielleicht zu entdecken sein.

Ilg.



Privathäuser im IX. Bezirke.

Auf dem vorliegenden Blatte sind vier Ansichten aus dem IX. Bezirke vereint, zum Theile Häuserpartien, die bereits heutigen Tages verschwunden sind; dahin gehört jenes dreifrontige einstöckige Haus, das, rechts in der Liechtensteinstraße, links in der abschüssigen Waisenhausgasse gelegen, mit der schmalen Hauptfront der Alserbachgasse bezw. der früher hier bestandenen Thurybrückel-Capelle zugewendet war. Die Ausmündung der Waisenhausgasse wurde in jüngster Zeit einer gewaltsamen Umgestaltung unterzogen und der zu jähe Straßenabfall auf Kosten der eben kurz vorher entstandenen Neubauten abgeschwächt.

Das oberste und das unterste Bild bezieht sich auf die eigenartige, in unseren Blättern bereits bei einer anderen Gelegenheit gewürdigte Fechtergasse und die Marktgasse bezw. auf das Haus „zum goldenen Degen“, das man eher in einem Dorfe denn in Wien vermuthen würde, dessen Anblick aber doch interessant bleibt.

Das vierte Bild zeigt uns das sog. Apothekerhaus an der Ecke der Grünethor- und Servitengasse, theilweise gegen den Servitenplatz gewendet mit einem schmucken Rondellenbaue an der Ecke. Hier befand sich die in den Vierziger-Jahren berühmte Apotheke „zum Biber“ des Dr. Bach; den ausgedehnten Hausgarten benützte Bach zur Cultur von wichtigen und seltenen Medicinalkräutern, wodurch sich die Apotheke eben damals einen Wiener Ruf erworben hatte.

Lind.

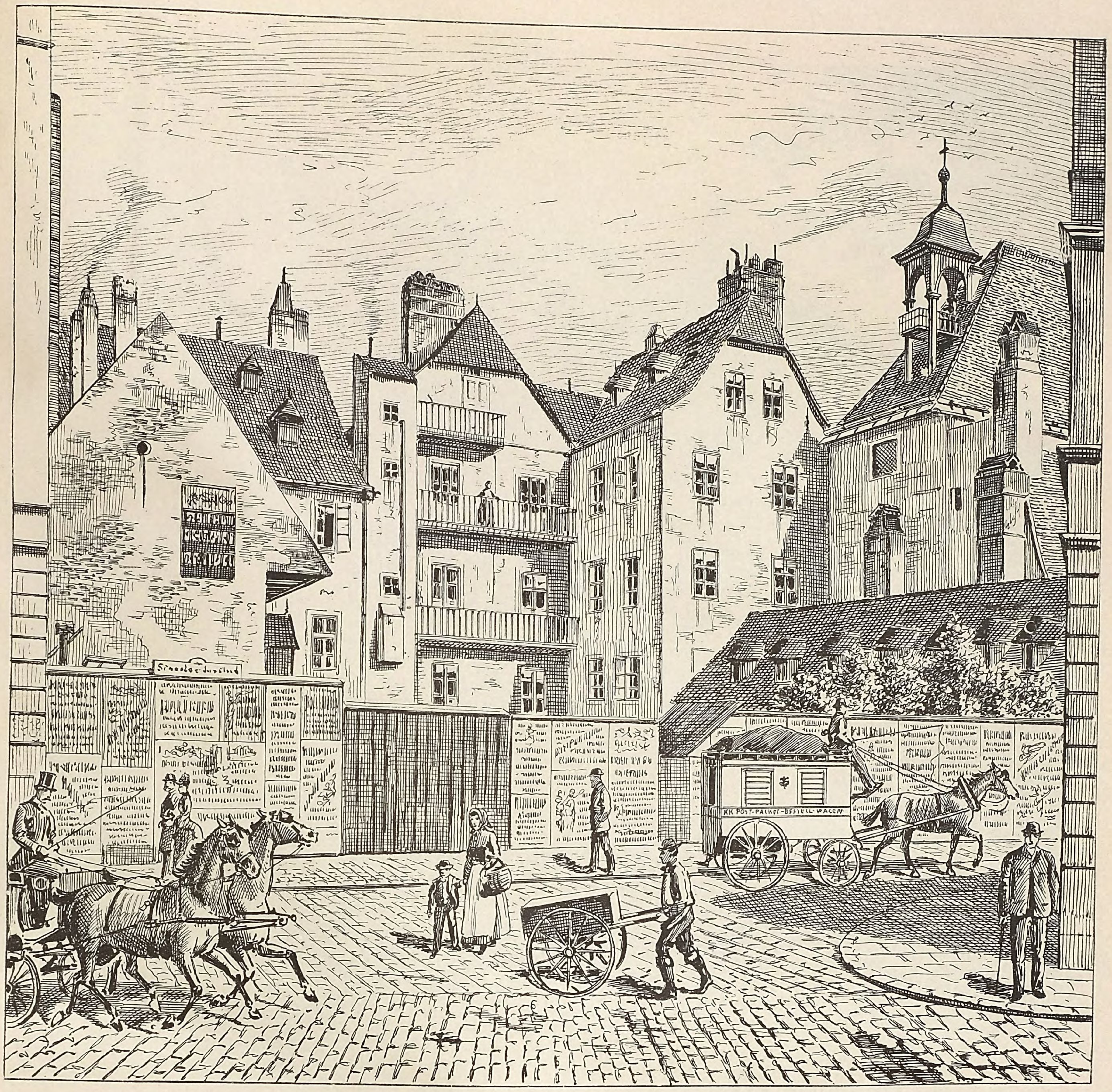


Das Belvedere.

Unser Tableau vereinigt vier Ansichten des herrlichen Sommerschlosses des Prinzen Eugen von Savoyen, wie sich dieselben heute noch darstellen. In der ersten stehen wir auf der höchsten Terrasse des Gartens vor dem oberen, größeren Gebäude, von wo sich die entzückende Fernsicht über die Stadt, auf das Kahlengebirge und in's Marchfeld aufthut. Links sieht man die Kuppel der Karlskirche, dann den Stefansdom, in der Mitte die Thürme der Universitätskirche, rechts diejenige der Salesianerinnen, ebenfalls mit einer imposanten Kuppel. Das Bild darunter rechts zeigt den größten Theil des oberen Gebäudes von Süden mit dem großen Teiche; jenes in der Ecke links die Doppeltreppe und Rutschbahn, welche an der Westseite des Parkes von den höher gelegenen Terrassen in das Parterre führt; endlich stellt das vierte Bildchen die Ecke des unteren Schlosses vor, in welchem bis vor Kurzem die Ambrasersammlung untergebracht war, ferner das anstoßende Thor, durch das man in den reservirten Nebengarten — unter Prinz Eugen der Volièrengarten genannt — gelangt. Heute stehen darin prachtvolle Obstbäume und heißt ihn die Haustradition „Kaiser Ferdinand's Birngarten". Das Portal ist eines von den vielen eisengeschmiedeten Prachtthoren, welche allein schon als unerreichte Meisterwerke der Schlosserkunst diesem einzig schönen Garten unvergleichlichen Ruhm gewähren.

Soweit die zur Stunde urkundlich noch gar nicht aufgehellte Baugeschichte des Belvederes bekannt ist, scheint der kunstsinnige Prinz 1693 mit Ankäufen von Grundstücken begonnen zu haben, aber erst um 1714 dürfte das Unternehmen recht in Fluß gerathen sein. Man fing mit dem unteren Gebäude an, wie Delsenbach's Stich von 1715 lehrt, auf dem dieser Bau erst begonnen und mit Gerüsten umgeben, von dem oberen aber noch keine Spur erscheint. Die Frescogemälde Chiarini's und M. Altomonte's im unteren Belvedere tragen das Datum 1716. Noch 1719 sagt Baron Pöllnitz, man habe an dem Schlosse noch gebaut, als er es gesehen habe; das Chronostikon am Altare der Capelle in dem oberen Baue zeigt das Jahr 1723. Der Architekt dieses Hochschlosses war Johann Lucas von Hildebrand (geb. in Genua 1666, gest. in Wien am 16. November 1745). Das Unterschloß kann nicht denselben künstlerischen Urheber haben. Mit dem wunderbaren, stilvollen Garten bürgerte Eugen den großen, architektonisch-monumentalen Park Lenotre's in Oesterreich ein, jene hochkünstlerische Art der Anlage, welche allein zur Architektur des Menschen paßt und deren allgemeine heutige Unbeliebtheit allein schon vollauf genügt, uns zu beweisen, daß uns jedes echt großkünstlerische Denken und Empfinden abhanden gekommen ist.

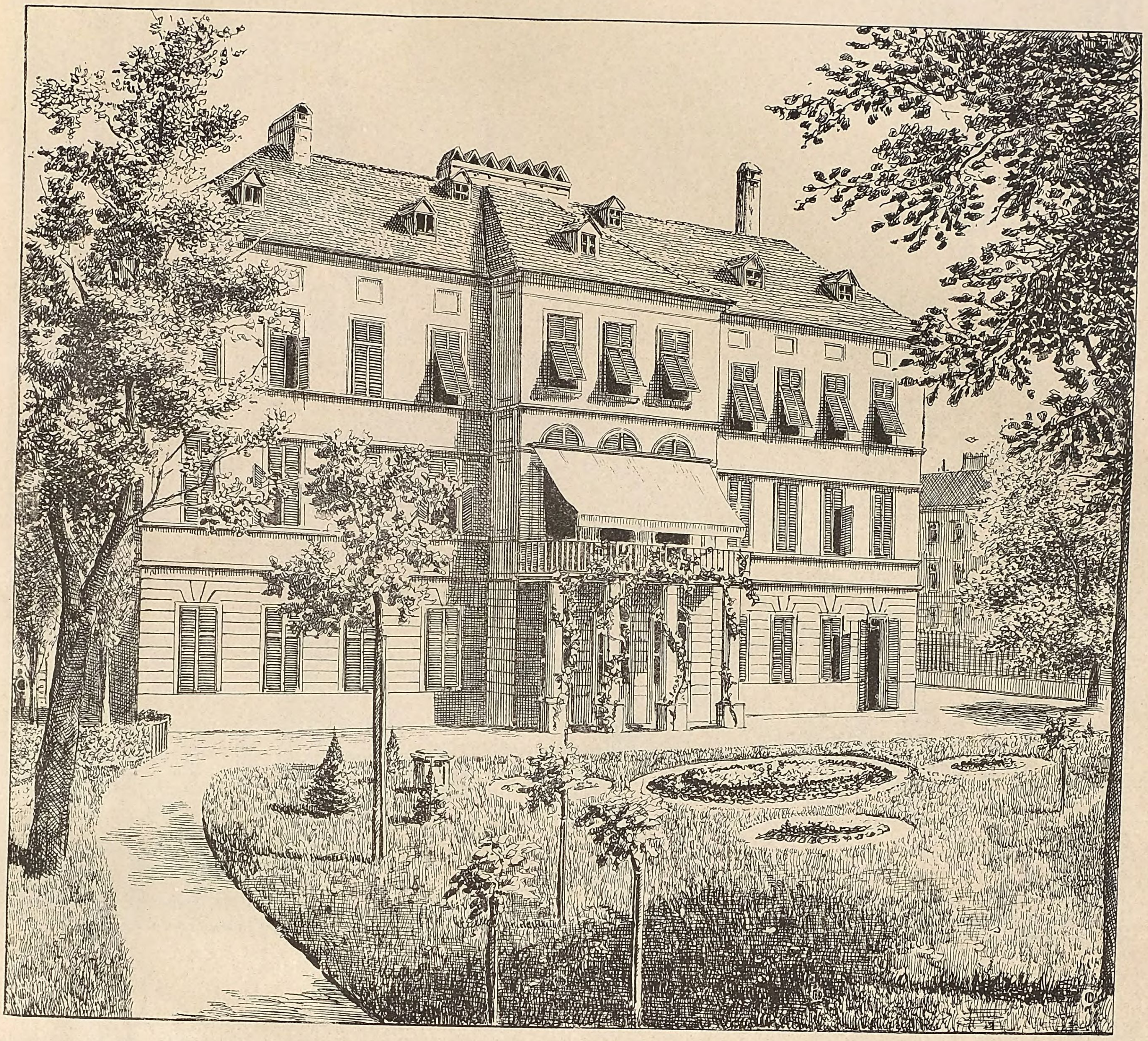
Nach des Prinzen Hinscheiden (1736) wurde das Belvedere aus dem Besitze der Erbin, Prinzessin Victoria von Savoyen, durch den kaiserlichen Hof erworben. Bei Josef's II. Vermählung mit Isabella von Parma gab es im Parke noch glänzende Feste, dann wurde von jenem Monarchen die kaiserliche Gemäldesammlung aus der Stallburg in das obere Schloß verlegt. In den Neunziger-Jahren wohnte im unteren die Tochter Louis XVI. und Maria Antoinette's, die Herzogin von Angoûleme, und später die erste Gemahlin Kaiser Franz, Elisabeth von Württemberg. Als dann nach dem Frieden von Preßburg (1806) die Ambrasersammlung nach Wien gebracht worden war, wurde ihr dieses Gebäude eingeräumt und die Aufstellung 1819 gänzlich beendet. Sie verblieb daselbst bis 1889—1891, in welchen Jahren ihre Uebersiedlung und Vereinigung mit den übrigen kunsthistorischen Sammlungen des a. h. Kaiserhauses im neuen Hofmuseum erfolgte. Auch die Gemäldegalerie nahm 1891 denselben Weg; seitdem stehen beide herrliche Schlösser leer und nur ihre monumentale Architektur, ihre Plafondgemälde und Statuen im Innern zeugen von ihrer alten Kunstbedeutung. Möge ihnen die Zukunft eine richtige Bestimmung geben, welche dem Kunstsinne ebenbürtig wäre, den Prinz Eugen und das Kaiserhaus bisher an ihnen erwiesen haben. Ilg.



Rückseite der Pfarrkirche zum hl. Leopold im II. Bezirke und die Häusergruppe daselbst.

Die erste Anlage dieser Kirche erfolgte im Jahre 1670, Kaiser Leopold I. legte den Grundstein; die türkische Invasion 1683, welche die ganze Leopoldstadt entvölkerte und zerstörte, schonte selbstverständlich auch dieses Gotteshaus nicht, es wurde ein Raub der Flammen und arg geschädigt, so daß nach dem Abzuge des Erbfeindes eine fast ganz neue Kirche errichtet werden mußte, die heute noch besteht. Die Kirche ist ein schätzenswerther Bau des Wiener Architekten Joh. Ospel, eines Schülers des berühmten Ferdinando Galli-Bibiena. Bis vor wenig Jahren war die Häusergruppe hinter der Kirche und die Rückseite der Kirche selbst so vernachlässigt und verfallen, wie sie auf unserem Bilde erscheint; immerhin eine merkwürdige, für ihre Zeit charakteristische Gruppirung, die noch dazu nicht etwa von einem Hofe aus sichtbar, sondern vielmehr der kleinen Pfarrgasse zugewendet war. Heute hat sich das Bild in Folge einiger daselbst entstandener Neubauten bereits zu ändern begonnen.

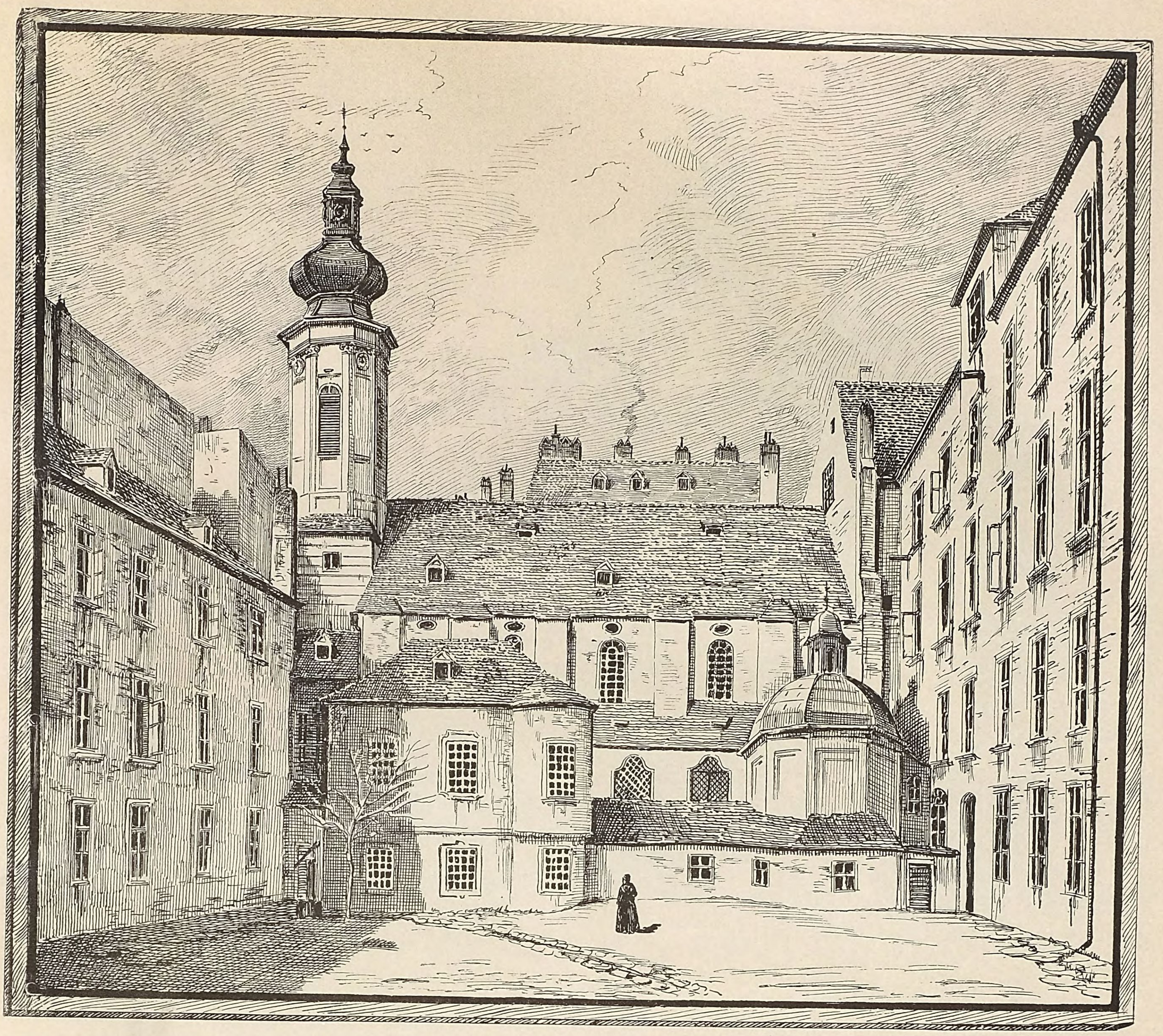
Lind.



Der Reisnerhof.

Heute eröffnet sich vom Heumarkt eine in ihrem Verlaufe durch geschmackvolle Neubauten beachtenswerthe Gasse bis auf den Rennweg hinauf. Sie durchzieht ein Terrain, das früher, von der Beatrixgasse (Rabengasse) angefangen, fast nur zu Gartenanlagen diente, wie eben der Reisnergarten und der Metternichgarten u. s. w. Man unterschied ehemals die obere und untere Reisnerstraße, zwei getrennte Straßenlinien, die erst in neuester Zeit durch die Auflassung der bezeichneten Gärten vereinigt wurden. In der Beatrixgasse hatte in den früheren Decennien dieses Jahrhunderts das Gasthaus „zum Fürstenhof" große Beliebtheit; das betreffende Gebäude ist einem Neubaue gewichen. Dahinter der Reisnerhof, dessen Bildniß wir veranschaulichen.

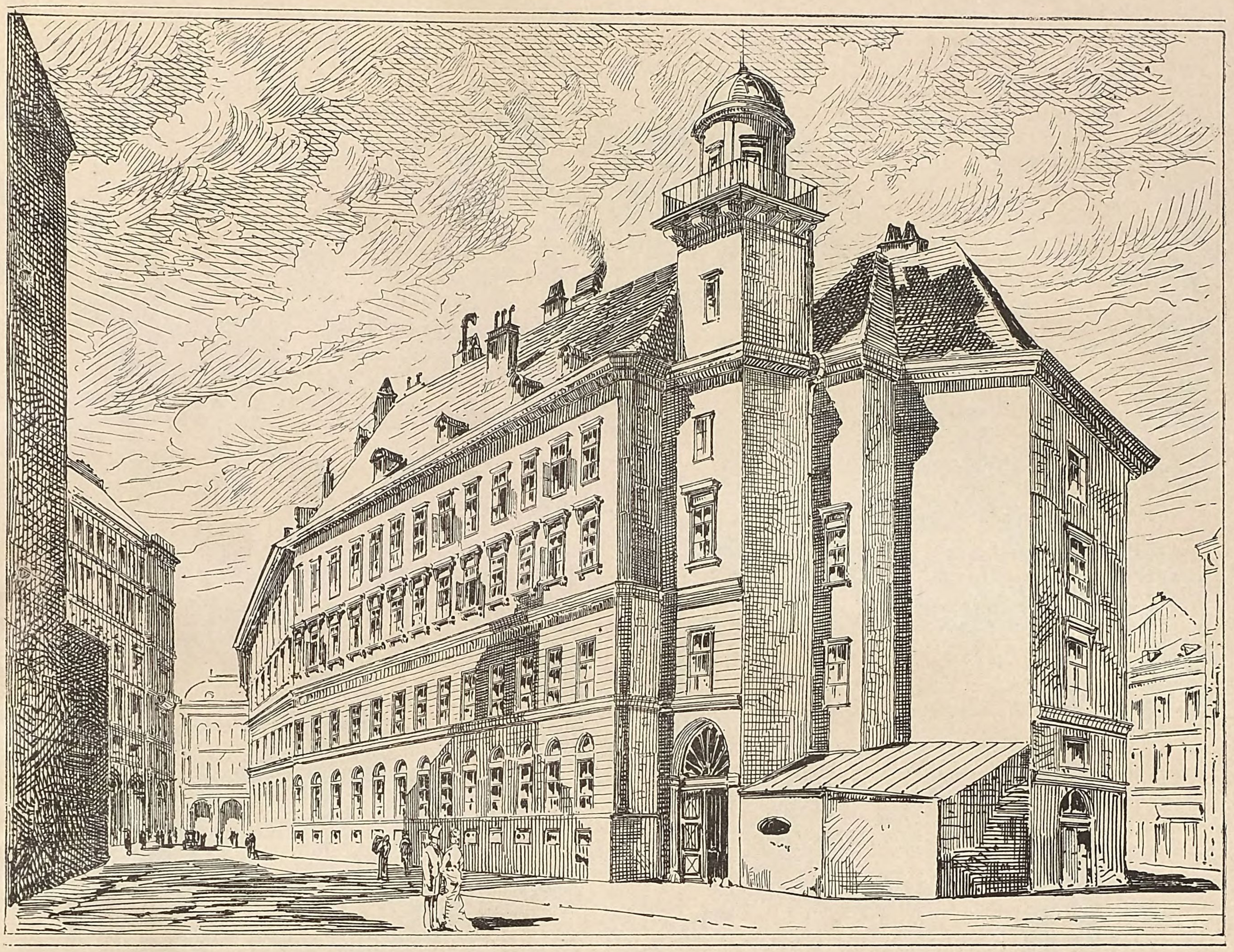
Lind.



Die St. Annakirche.

Wir stehen im Hofe des ehemaligen Jesuitenklosters der heil. Anna in der Stadt, also zwischen der Johannes= und Annagasse. Als dieser Hof zuletzt noch das hier gegebene Bild darbot, beherbergte das weitläufige Gebäude die Akademie der bildenden Künste, welche nach Aufhebung des Convents 1786 die Räume bezogen hatte. Einen anderen Theil nahm die unsterbliche Gründung der großen Kaiserin, die Normal=Hauptschule, ein; jedoch von all diesen Dingen, auch von dem in den Fünfziger=Jahren berühmten Elysium, dem großen Unterhaltungs=Etablissement in den gewaltigen Kellerräumen, wollen wir hier nicht sprechen, da in unserer Ansicht der eigentliche Haupttheil des Gebäudes gegen die Johannesgasse hin nicht zu sehen ist, dagegen aber die Kirche den Hauptgegenstand der Darstellung bildet. Die Längsseite, welche hier die St. Annakirche zeigt, ist die nördliche; der Eingang liegt auf der südlichen in der Annagasse. An der Stelle stand zuerst 1320 eine Capelle nebst einem Hause für Pilger, welche 1415 größer gebaut wurde. Tschischka nennt diese von einer Frau Elisabeth Wartenauer errichtete zweite Anlage die „jetzige" Kirche, was nicht unmöglich ist, so sehr auch spätere Veränderungen, Brände, neue Gewölbe 2c. das Ansehen des Gebäudes verwandelt haben. Das schmale einschiffige Langhaus und die äußerlichen Streben deuten noch sichtlich auf eine ursprünglich gothische Anlage hin. Nachdem die Nonnen des Claraordens Wien wegen des herannahenden Türken verlassen hatten, kehrten sie 1531 aus Villach wieder zurück und erhielten nun die Annakirche sammt dem alten Pilgerhause zugewiesen. Sie starben aber 1570 aus und Kaiser Rudolf II. überließ 1581 das Gebäude den Jesuiten. Unter ihrem Besitze gingen diejenigen Umgestaltungen und Verschönerungen der Kirche vor sich, welche sie heute noch, besonders im Innern, als eines der schöneren Gotteshäuser unserer Stadt erscheinen lassen. Ueber die baugeschichtlichen Daten liegen indeß fast keine Nachrichten vor, außer daß 1747 ein großer Brand den Dachstuhl zerstörte und eine Erneuerung der Gewölbe nothwendig machte. Auch wird gesagt, die Kirche sei 1628 von den Jesuiten erbaut worden, aber es kann damit, wie schon bemerkt, nur ein Umbau der alten gothischen gemeint sein. Ueber die Fresken, welche sich in drei großen Gewölben vertheilen, herrscht in unserer localen Literatur die ärgste Confusion, indem die schönen Malereien bald Daniel Gran, bald dem Jesuiten Fra Andrea dal Pozzo, bald Gran und Pozzo zugeschrieben werden. Das Richtige ist, daß sie nach der Feuersbrunst von 1747 von Gran ausgeführt wurden, dessen buntes, sattes Colorit sie auch aufweisen, während Pozzo, der schon 1709 starb, die Fresken des älteren Gewölbes der Kirche gemalt hatte. Die reizvollen Gemälde stellen die Glorie der heil. Anna, das zur Erde niederschwebende Christuskind mit Adam und Eva und andere sehr geistvoll componirte Scenen vor und verdienen hohe Beachtung. Auch das Hochaltarbild, St. Joachim, Anna und Maria, wird dem Meister zugeschrieben. Die Bilder der Nebenaltäre, St. Sebastian, Ignatius und Josef, sind ebenfalls bedeutend; als den Maler führt zum ersten Male Kurzböck 1779 „Schmied, den Vater" an, was ihm die Späteren treulich nachgeplappert haben, obwohl es ganz unverständlich ist. Es gibt in der österreichischen Barockmalerei drei ansehnliche Kirchenmaler dieses Namens, darunter den bekannten Kremser=Schmidt, aber keiner von ihnen ist Vater eines anderen Malers gewesen! Aeltere Autoren sprechen von einer prachtvollen, mit Diamanten besetzten Monstranze sammt Kreuzpartikel und kostbaren Paramenten, welche von Leopold I. nach der Eroberung von Landau hieher gewidmet worden sein sollen; ob sie noch vorhanden sind, weiß ich nicht. Von dem „Grabmal" (?) des heil. Franciscus Xav. bermerkt Böckh 1823, es sei seit mehr als dreißig Jahren verschwunden. Bei der jüngsten Demolirung des St. Annagebäudes kamen die im Bilde dargestellten Tracte rechts und links, ferner das einstöckige Häuschen bei dem Baume weg, alles Uebrige ist noch erhalten; auch entdeckte man bei dieser Gelegenheit die Gruft mit vielen Särgen der Jesuiten und weltlicher Personen. Der Thurm gehört mit seiner monumental construirten Docke zu den schönsten Barockthürmen Wiens. Ueber dem Haupteingange der Kirche ist ein kleines Steinbild der heiligen Patronin angebracht, welches als tüchtiges Sculpturwerk der späteren Renaissance die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes verdient.

Ilg.

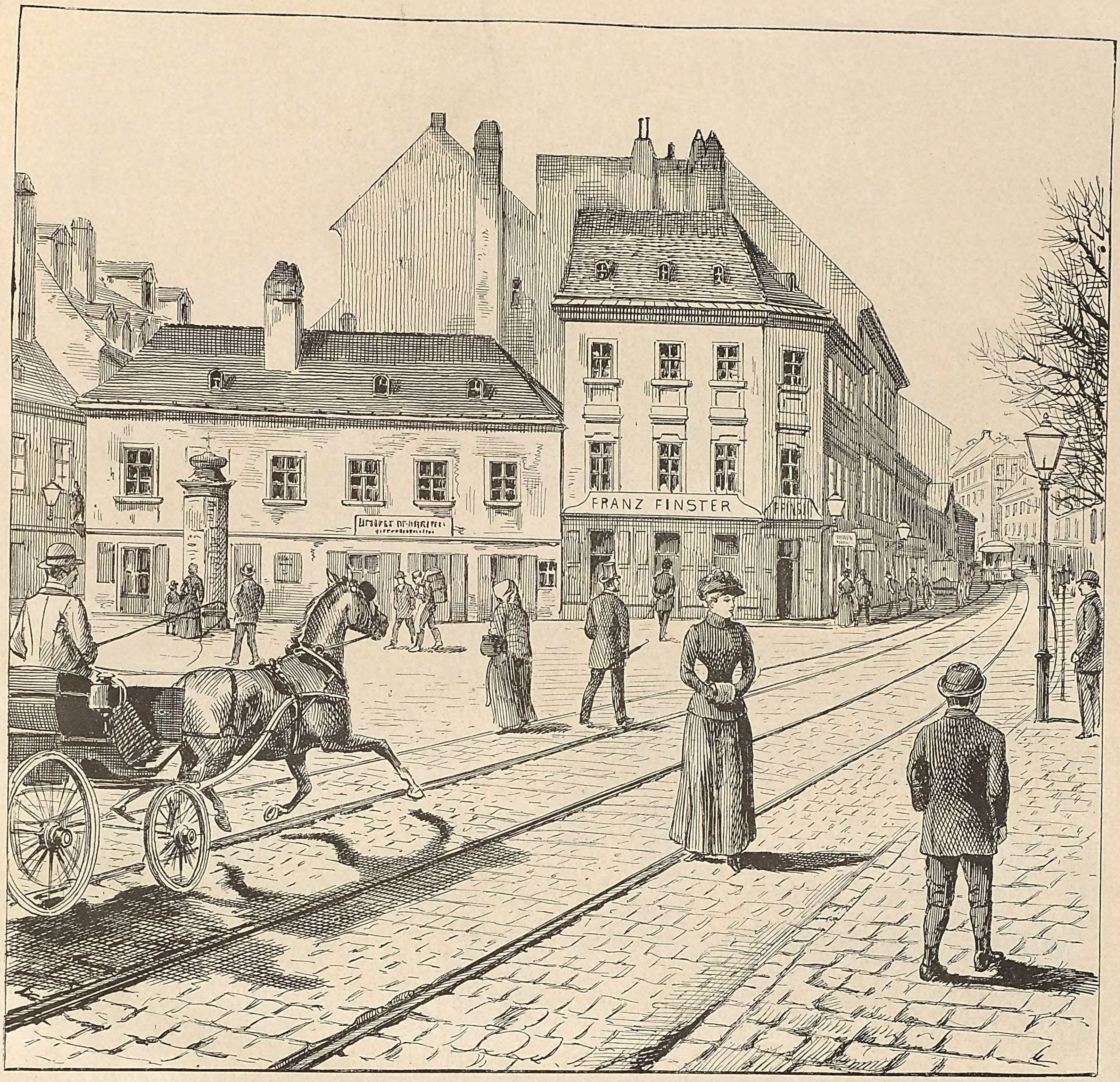


Das gräfl. Kolowrat'sche Gebäude auf der Seilerstätte.

So mancher Wiener wird sich an dieses Gebäude erinnern, das, mit der Rückseite gegen die Seilerstätte gewendet, seine aussichtsreiche Hauptfront gegen die Bastei gerichtet hatte. Die alten Nummern 994 und 1194 bezeichneten dieses Gebäude und ein zweites von einem auf der Bastei gelegenen Vorgarten umgebenes niedliches Häuschen, das in die Wasserkunstbastion hineinragte. Gärtchen und Haus waren schon zeitlich das Opfer der Stadterweiterung, die mit der besagten Bastion bald aufräumte.

Das Kolowrat'sche Gebäude unseres Bildes mit seinem markanten Thurme blieb noch längere Zeit stehen, seine Nachbarhäuser sind erst in der allerneuesten Zeit demolirt worden. Neben der Stelle, die unser Blatt als freie Mauer kennzeichnet, befand sich ein mächtiger Thorbau mit Durchfahrt, die sich alsdann als Rampe zur beiderseitigen Auffahrt mit der Bastei theilte und in directer Linie in die Casematten der Wasserkunstbastei führte. Beide obige Häuser entstanden um 1770 auf der Stelle der alten Stadtquardia-Häuser, die allenthalben an der Innenseite der Basteien angefügt waren. Nr. 1194, nur kurze Zeit im Besitze des Grafen Erdödy (1812—1847), 994 in dem des Grafen Lamberti (1795—1847), kamen dann in Besitz der gräfl. Familie Kolowrat.

Lind.



Aus der Liechtensteinstraße.

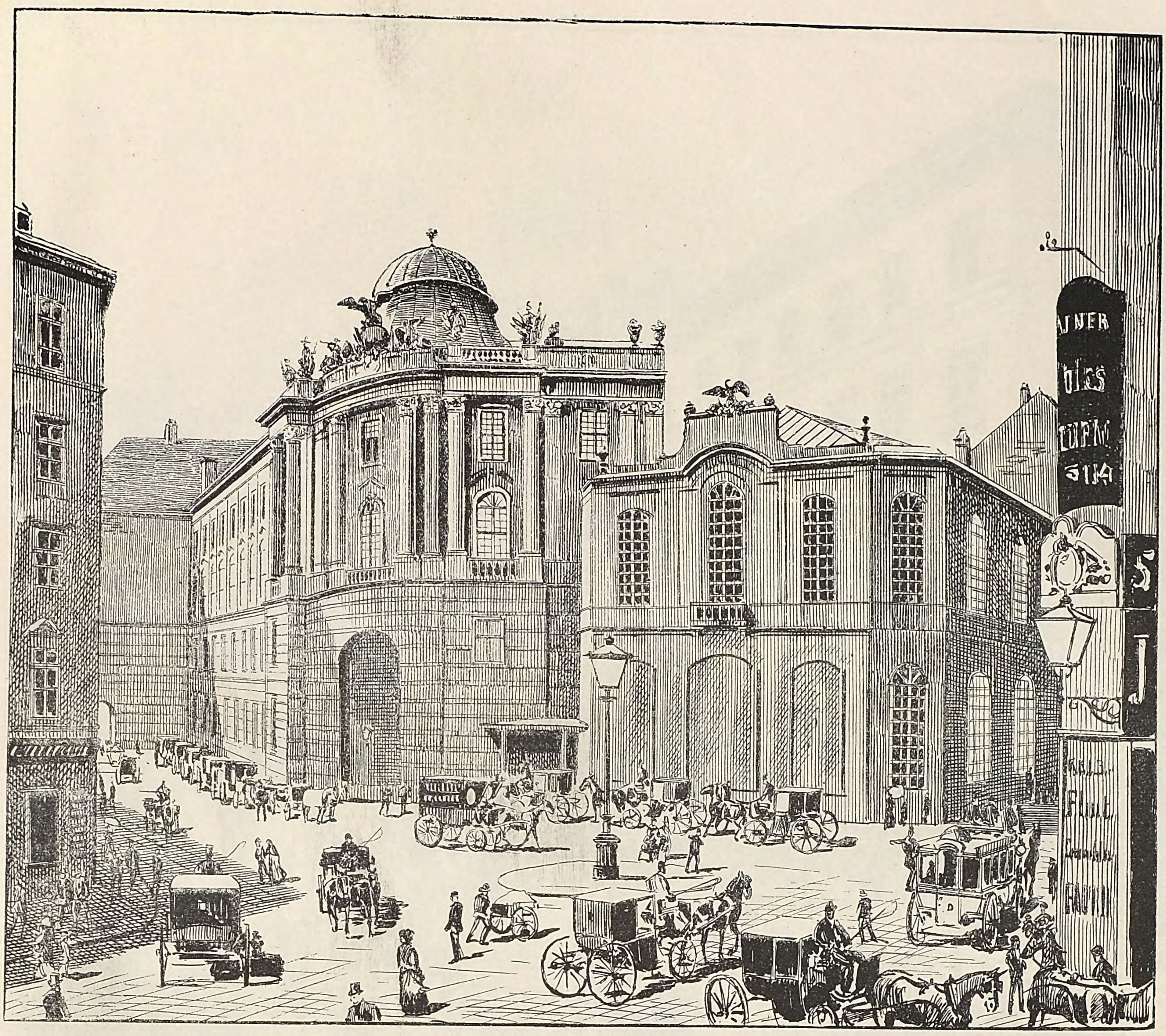
Wir müssen unser Bild wohl so nennen, um unsere Leser schnell über die Oertlichkeit zu orientiren. Eigentlich haben wir es mit der Ausmündung der ehemaligen Dreimohrengasse gegen jenen Platz zu thun, auf welchem in der Mitte das fürstlich Liechtenstein'sche „Orangeriehaus", im Wiener Dialecte „Pamarantschenhaus", mit zwei Privathäusern heute noch steht. Ersteres hat seine Gestalt bisher unverändert erhalten (besonders interessant ist der Hof); die beiden letzteren, unscheinbare, einstöckige Häuser, sind Neubauten gewichen. Die uns entgegensehende Häusergruppe auf unserem Bilde ist ebenfalls verschwunden und machen sich dort Neubauten breit. Die Bäume, deren Aeste in unser Bild hineinragen, gehören zum Dietrichsteingarten und die Straße, die links unseres Bildes hereinmündet, ist die Schmidtgasse, jetzt Porzellangasse genannt. Wie überhaupt die Roßau sich in allen ihren Straßen verjüngt, so ist auch unser Bild nicht mehr der Heutezeit entsprechend, ein Bild aus vergangenen Tagen. Lind.



Ecke der Kliebergasse.

Mit dieser Benennung ist wohl den wenigsten unserer Leser gedient, denn wo ist diese Gasse? Auch für Alt=Wien paßt diese Bezeichnung nicht und doch haben wir damit ein wahres Stück „Alt=Wien“ vor uns. Das Haus mit seiner wohl schon sehr schadhaften Seitenfront gegen den hier angelegten Kinderpark führt die Nummer 21 in der Matzleinsdorferstraße, der uns sichtbare Tract, beziehungsweise der Kindergarten, ist der neuen Kliebergasse zugewendet. Das Haus liegt mit seiner Gassenfront, die vor ihrer gegenwärtigen totalen Vernachlässigung sehr nett gewesen sein mag, der in Mitte der Straße sich erhebenden gleichnamigen Pfarrkirche zum heil. Florian gegenüber. Die Rückseite der kleinen, aber sehr zierlichen Kirche, aus Kaiser Karl VI. Zeiten stammend, sammt einem kleinen neuen Anbaue für die Sacristei, sowie der Thurm mit seiner sehr geschmackvollen, kupferbeschlagenen Spitze werden auf unserem Bilde ebenfalls sichtbar. An der Sacristeiwand sieht man eine Martersäule angefügt, die als Abschluß unter einem Blechdache eine Steingruppe, Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes im Schooße vorstellend, trägt. Die auf der Säule angebrachte Inschrift erzählt uns, daß selbe im Jahre 1657 (1. Juni) Jacob Gerhard, des äußeren Rathes, Eisenhändler, und seine Frau Anna errichten ließen. Am 4. Juni 1757 wurde deren Restaurirung vollendet.

Lind.



Die Südseite des Michaelerplatzes.

(Erste Tafel.)

Auf zwei Blättern bringen wir in beinahe aneinanderschließender Reihenfolge die Gruppe verschiedener Baulichkeiten, welche den Platz bei St. Michael in der Inneren Stadt auf der Südseite umgeben. Es sind dies auf dem ersten Blatte in der Ecke links das Michaelerhaus, dann die Durchfahrt nach dem Josefsplatze am Ende der Reitschulgasse, das Gebäude der Winter-Reitschule mit dem kuppelgekrönten Eckpavillon und das bis vor Kurzem bestehende alte Burgtheater. Auf dem nächsten Blatte sehen wir wieder dieses letztere Gebäude, dann am Ende des Kohlmarktes den Halbkreis des Hauptportales der kaiserlichen Burg, endlich die drei Privathäuser, welche den Raum bis zur Ecke der Schauflergasse einnehmen. Beide Ansichten gehören zum Theile schon jetzt, zum Theile in jüngster Zeit nicht mehr der Wirklichkeit an, indem im gegenwärtigen Momente das Burgtheater bereits verschwunden, das großartige Entréegebäude der Burg nach Fischer von Erlach's Originalentwurf vollendet ist und die Privathäuser noch in diesem Herbste beseitigt sein werden, um einem der herrlichsten Plätze europäischer Städteanlage Raum zu geben. Stück für Stück enthalten unsere Ansichten hochinteressante Baulichkeiten, über die wir uns hier allerdings nur in Kurzem fassen können. Das Michaelerhaus wurde an Stelle eines Gottesackers errichtet und in der jetzigen Gestalt gegen den Platz heraus erst 1749 erbaut, während die rückwärtigen Theile noch ein älteres Gepräge zeigen. Die Durchfahrt zum Josefsplatze entstand in jetziger Gestalt erst in den Fünfziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts, zusammenhängend mit dem Ergänzungsbaue des Redoutensaaltractes. Die Reitschule aber wurde von Josef Emanuel von Fischer nach Entwürfen seines verstorbenen Vaters 1729 im Baue begonnen und 1735 vollendet. Hier befand sich vordem das sogenannte „Paradeisgartl" mit seinen berühmten Wasserkünsten, welches der Kaiserin zur Benützung gehörte. Wie aus dem Stiche Salomon Kleiner's und aus alten Aufrißzeichnungen hervorgeht, war dieser prachtvolle Bau schon durch den älteren Fischer einheitlich mit dem Entwurfe für die gesammte Frontentwicklung des Burggebäudes nach dem Michaelerplatze hin entworfen worden; nämlich so, wie es sich bei der nun endlich in unseren Tagen glücklich bewerkstelligten Vollendung des Ganzen zeigt, als östlicher Flügelpavillon neben dem ovalen Milieu mit der großen Kuppel, welchem auf der anderen Seite nach der Schauflergasse zu ein conformer Westpavillon, ebenfalls mit einer kleinen, graziösen Kuppel, entsprechen sollte. Im vorigen Jahrhundert aber gedieh das Werk nur eine Fensterachse über den Kuppelpavillon der Reitschule hinaus und von dem Mittelgebäude kam nur die innere Hohlwand der großen Kuppelhalle bis zu einer gewissen Höhe zu Stande, welches Fragment über anderthalb Jahrhunderte einen ruinenhaften Anblick gewährte. Erst die Kunstliebe unseres Monarchen führte dieses großartige Werk seiner Ahnen der Vollendung zu, welches nach dem Tode Carl's VI. die kriegerischen Zeiten und die finanziellen Nöthen scheinbar für immer unterbrochen hatten.



Die Südseite des Michaelerplatzes.

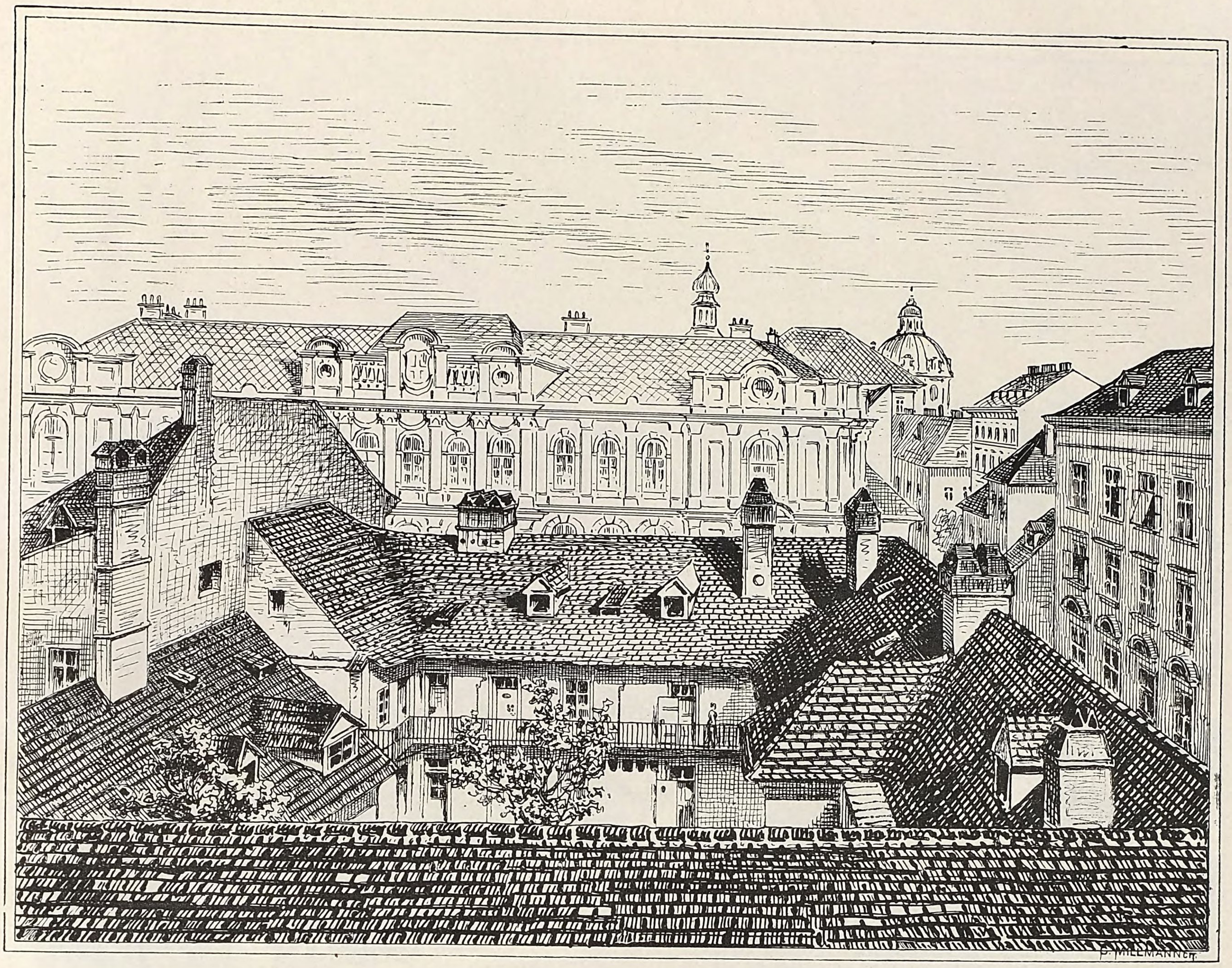
(Zweite Tafel.)

In die Lücke zwischen der Reitschule und dem Mittelbau nistete sich aber gar bald ein bescheiden kleiner Bau ein, welcher als Wiegenstätte und lang andauernde Heimat des Burgtheaters eine weltberühmte Bedeutung gewonnen hat. Hier stand zuerst ein scheunenartiger Kasten, in welchem das seit altersher bei Hof beliebte Ballspiel (gioco di palla) geübt wurde. Unter dem damaligen Unternehmer der kaiserlichen Oper, Baron Lopresti, wurde es 1747 in ein Theater umgewandelt und es entstand jener schlichte, aber nicht ungraziöse Rococobau mit dem steinernen Adler über der Fronte, welcher jedem Wiener bekannt ist und durch tausend Erinnerungen im Gedächtniß bleiben wird.

Selbstverständlich ist es hier nicht am Platze, weiter auf einen so großartigen Gegenstand einzugehen, wie es das Wiener Burgtheater ist; es sei nur bemerkt, daß es trotz mannigfacher Nachforschungen Dr. Wlassak's und des Gefertigten nicht gelungen ist, den Architekten des Hauses zu eruiren, obwohl der Stil desselben vielfach an denjenigen Nikolaus von Pacassi's, des Vollenders von Schönbrunn, erinnerte.

Von den drei Privathäusern wurde das der Burg zunächststehende schon vor einiger Zeit wegen des beginnenden Ausbaues der Façade abgebrochen; es war ein hübscher Barockbau mit eisengeschmiedetem Oberlichtgitter und führte in früherer Zeit den Namen „Zum goldenen Hasen". Noch im XVI. Jahrhundert befand sich darin die Hofküche; zu Ende des XVII. Jahrhunderts gelangte es an die freiherrliche Familie Gudenus. An Stelle des mittleren Gebäudes, so schmal es ist, standen bis 1700 zwei kleinere, in welchem Jahre hier der bekannte Buchdrucker Johann van Ghelen seine Behausung nahm. Auch das große Eckhaus gegen die Schauflergasse wurde erst 1833 auf dem Platze zweier älterer Häuser errichtet, von denen das eine längere Zeit im Besitze der Familie Albrecht von Albrechtsburg gestanden hatte, aus welcher mehrere vortreffliche Gelehrte und Beamte hervorgegangen waren, darunter auch jener Konrad Adolf, Ministerresident am portugiesischen Hofe, welcher das geistreiche Programm zu Daniel Gran's berühmten Frescogemälden in der Hofbibliothek entworfen hatte (gest. 1751).

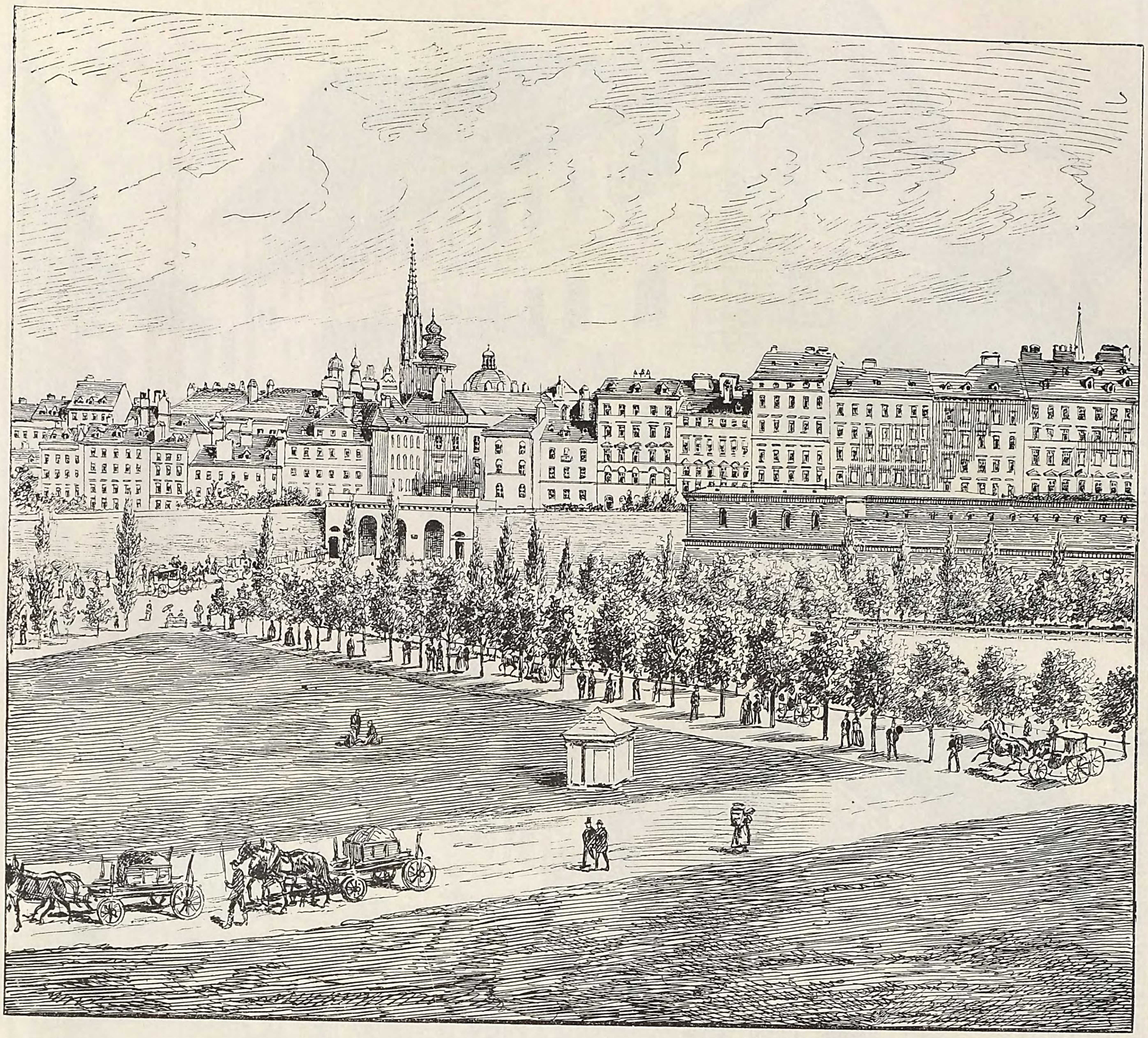
Ilg.



Das Recepthaus in der Kleinschmiedgasse.

So können wir mit Recht unser Bild nennen. Zunächst fesselt den Beschauer das Wiedener Gemeindehaus, das in langer Front mit seinem obersten Stockwerke die Häusergruppe überragt. Diese Seite des Gemeindehauses ist gegen die Kleinschmiedgasse gerichtet, welche Gasse die Hechtengasse mit der Schäffergasse verbindet. Einige hohe Bauten steigen auch noch im Hintergrunde des Bildes empor, wie das Eckhaus der Waaggasse gegen die Wiedener Hauptstraße, der Thurm der Paulaner- und die Kuppel der Carlskirche. Alle Privathäuser der Kleinschmiedgasse, die wir hier sehen, und namentlich das Recepthaus dem Gemeindehause gegenüber, in dessen mit offenen Gängen belebten Hof wir auf unserem Bilde hineinblicken können, bestehen nicht mehr; in den allerletzten Jahren wurde mit diesen ziemlich verfallenen und herabgekommenen Häusern sowie mit vielen in der Hechtengasse energisch aufgeräumt. Gerade dieser in neuester Zeit vor sich gegangenen sehr bedeutenden Veränderung wegen ist unser Bild sehr wichtig; es repräsentirt uns wirklich noch ein Stück Alt-Wien. Nun noch zum Schlusse eine Notiz über das Recepthaus, jetzt Nr. 1, Ecke der Kleinschmied- und Hechtengasse (alte Cscr.-Nr. 398, früher 507). Der Neubau, seit etwa 8 Jahren bestehend, ist an der Ecke mit einem Medaillon, darin der Kopf Kaiser Josef's II., geschmückt. Folgendermaßen lautet in Kürze das Geschichtchen, das sich an das alte Haus knüpft: Ein Knabe bettelt die Vorübergehenden um ein Almosen an, um für seine kranke Mutter einen Arzt rufen zu können. Ein stattlich gekleideter Herr beschenkt den Knaben und läßt sich die Wohnung der Mutter angeben. Während der Knabe den Arzt ruft, begab sich der Herr in die ärmliche Wohnung der Mutter, findet dort Noth und Elend, gibt sich für den Arzt aus, schreibt ein Recept und entfernt sich. Als der wirkliche Arzt kommt, wird ihm bedeutet, es sei schon ein Arzt dagewesen und habe ein Medicament verschrieben. Als man das zurückgelassene Recept prüfte, zeigte sich, daß der erste Arzt der Menschenfreund Kaiser Josef II. war und daß das verschriebene Medicament in einer monatlichen Gnadengabe bestand.

Lind.

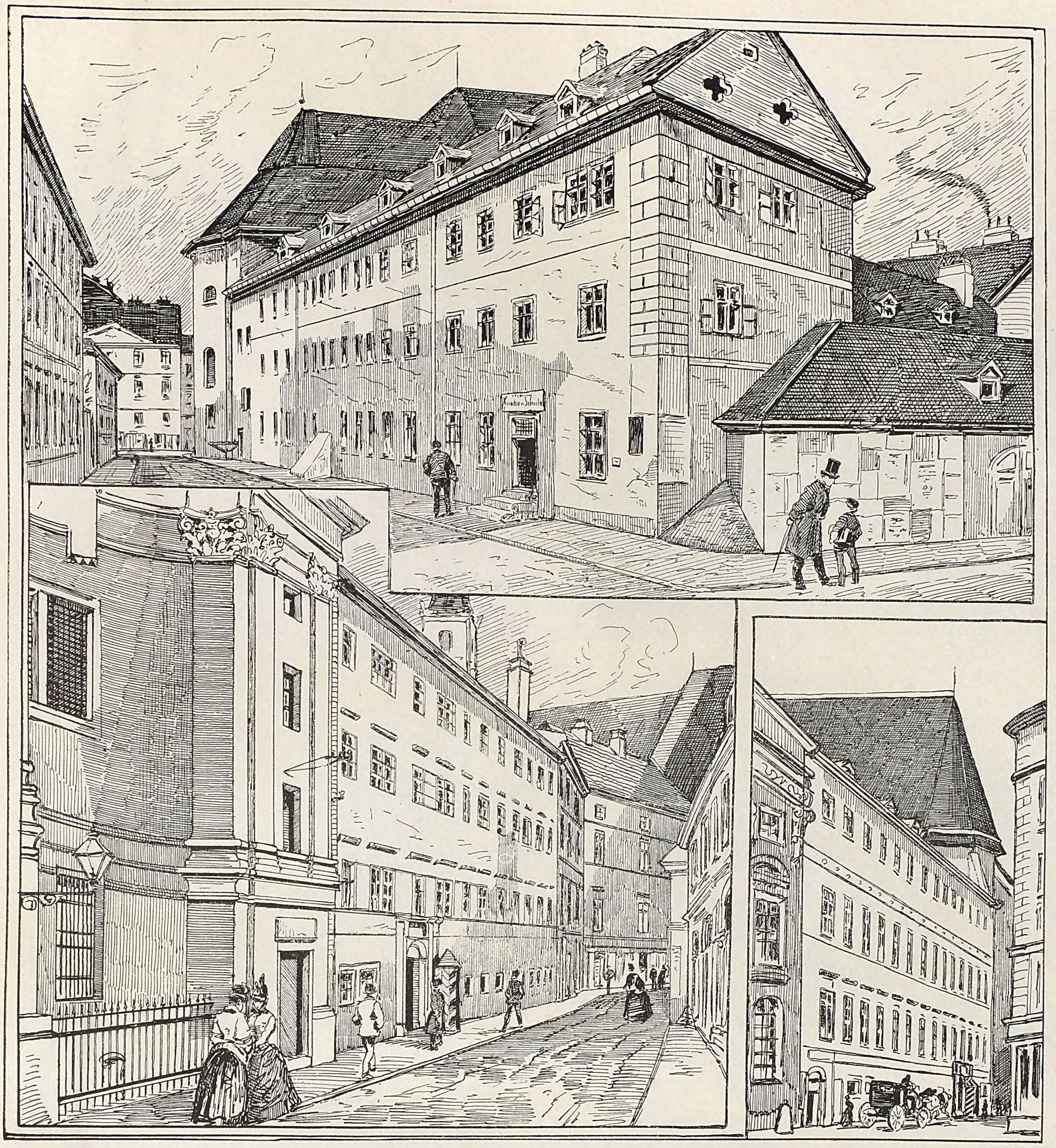


Das Schottenthor.

Um sich von der Entstehung dieses Stadttheiles einen richtigen Begriff zu machen, muß man sich gegenwärtig halten, daß hinter dem hier sichtbaren, mit Mauern verkleideten Erdwalle die Zinnenmauer der alten Befestigung des Mittelalters entlang lief. Unmittelbar hinter dem hier vorgestellten Schottenthore stand der alte, vierseitig gestaltete Thorthurm. Dieser Thorthurm wurde seines alten Aussehens halber lange für ein Römerwerk gehalten, stammte aber in Wirklichkeit aus der Zeit Heinrich Jasomirgott's, also aus der Mitte des XII. Jahrhunderts. Bis gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts lehnten sich sowohl an der Schotten- wie an der Mölkerbastei mehr als 30 kleine ebenerdige Häuschen nach innen wie nach außen zu an die alte Zinnenmauer, welche der Stadtguardia zu Wohnungen eingeräumt waren. Erst um 1730 wurden dieselben mit der Mauer abgebrochen und erhob sich daselbst eine Reihe von schmalen Gebäuden. Der alte Thorthurm, um 1732 auf etwa die Hälfte abgetragen, kam damals in Privathände und wurde als Wohnhaus benützt. Gelegentlich des Neubaues des hier sichtbaren neuen Schottenthores (1839) wurde er angekauft und mit dem danebenstehenden Mauthhäuschen demolirt. Das neue Schottenthor besaß drei Fahr- und zwei Gehthore; es wurde bekanntlich bei der Stadterweiterung, und zwar 1863, mit dem Walle selbst demolirt; nur das rechtsseitige Gehthor blieb noch bis 1890 erhalten, in welchem Jahre es nebst den anliegenden vier Häusern der Mölkerbastei gleichfalls hinweggeräumt wurde. Die hier sichtbaren kleinen Häuser auf dem Walle gegen die Schottenbastei verschwanden mit dem Walle daselbst, so daß gegenwärtig der Schottenhof frei gelegen ist. Die Erhöhung des Walles gegen die Mölkerbastei hat sich zu einem Theile noch bis heute erhalten. Die vier ersten von rechts gegen links vorgestellten Häuser stehen noch gegenwärtig. Das äußerste im Bilde rechts war seit 1841 im Besitze des hochverdienten Alterthumsforschers Friedrich Otto von Leber (geb. 1803); hier starb er auch am 11. December 1846. Oberhalb des Hausthores erblickt man das Wappen der Familie. Dasselbe Haus (gegenwärtig Or.-Nr. 8, früher 1239) ist uns dadurch noch denkwürdig, als es mit einigen Unterbrechungen zwar, aber im Ganzen doch durch viele Jahre von Ludwig van Beethoven bewohnt war. Beethoven's Wohnung war im vierten Stockwerke daselbst gelegen, sein Aufenthalt daselbst erstreckte sich zwischen 1804 und 1816. Aus diesem Zeitraume datiren die zahlreichen Nachrichten über die freundschaftlichen Beziehungen des Meisters zu dem damaligen Hausbesitzer Baron Johann Bapt. Pasqualati wie zu dem späteren Hausinhaber Fr. Oliva Peter von Leber. (Vgl. Taf. 29.) Dicht daran, hier am Bilde nicht sichtbar, stand das Palais des geistreichen Feldmarschalls Fürsten Karl de Ligne (1735—1814). Die vier gegen das Schottenthor zu gelegenen Häuser wurden 1891 mit dem Stück des Walles abgebrochen. Der Raum ist nun theilweise wieder verbaut.

An der rechten Seite erblickt man die vorgelegte „Mölkerbastey". Nur wenig ragt der Cordon über die Spitzen der Bäume der Glacis hervor. Die darüber sichtbaren Mauern mit Fenstern und Schießlöchern wurden zur Sicherung vor erneuten Volksaufständen erst 1852 errichtet. Links schließen selbe ein Blockhaus ein, der rechtsseitige Theil dient als Vertheidigungsmauer. Die Alleestraße, welche sich vom Schottenthore nach rechts hin zieht, führte in die Alservorstadt.

Boeheim.

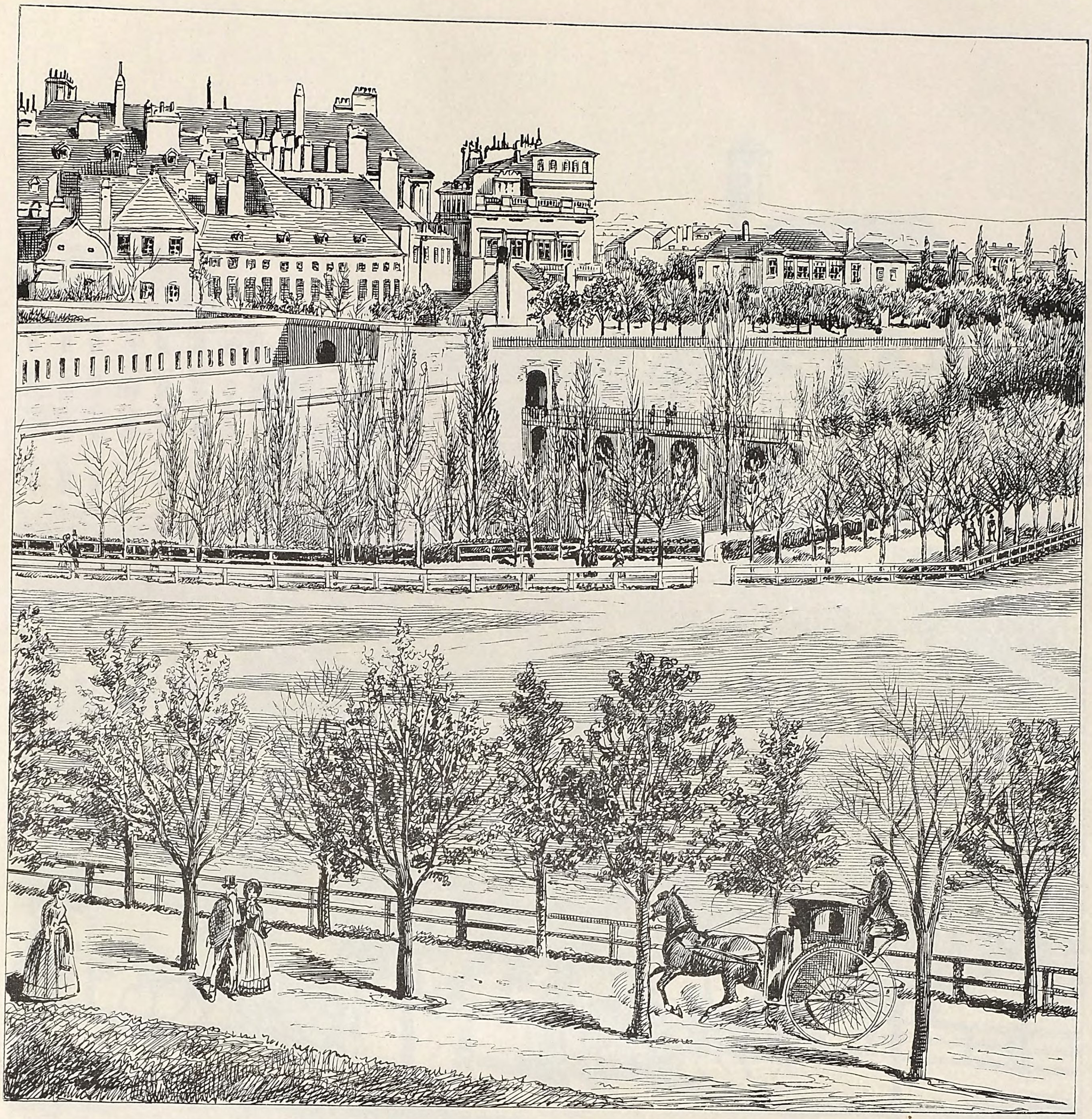


Das Augustinerkloster auf der Landstraße und St. Dorothea in der Stadt.

Beide geistliche Häuser, von denen hier Ansichten geboten werden, bestehen nicht mehr als Klöster. St. Dorothea wurde durch den Machtspruch Josef's II. ganz aufgelassen, das Kloster und die schöne Kirche sind in das k. k. Versatzamt umgewandelt worden; das Gotteshaus der Augustiner auf der Landstraße dient heute als Pfarrkirche St. Rochus und Sebastian für einen Theil des III. Bezirkes, während im ehemaligen Kloster Schulen, die Pfarre u. A. untergebracht sind. Unser Bild stellt im oberen Theile übrigens nur die Rückseite des Gebäudes dar. Hier wohnten einst die Augustiner, welche Schuhe tragen dürfen, calceati de larga manica, welche Kaiser Ferdinand II. aus dem Augustinerkloster in der Stadt dorthin übersiedelte, da er in dieses die Unbeschuhten der strengeren Observanz berief. Im Jahre 1642 begann der Bau einer neuen Kirche für sie auf der Landstraße, welche noch die heutige ist, abgesehen von mannigfachen Veränderungen und Schicksalen, welche das Gotteshaus in den Türken- und in den Franzosenkriegen trafen. In jüngster Zeit erfuhr der beachtenswerthe Bau Carlonesker Richtung eine ausgezeichnete Herstellung durch den Architekten Professor Julius Deininger.

Wo sich später in der heutigen Dorotheergasse und rückwärts in der Spiegelgasse der Inneren Stadt das stattliche, von Augustiner-Chorherren bewohnte Stift erheben sollte, stand bereits im XIV. Jahrhundert eine Capelle der Heiligen, welche die Landesfürsten und reiche Wohlthäter vielfach begünstigten. Besonders die Herzöge Albrecht III. und IV. förderten kräftigst die geistliche Ansiedlung und endlich wurden 1414 regulirte Chorherren aus St. Pölten und Dürnstein berufen und ein Präpositus erwählt. Sieben Jahre darauf stand bereits der Stiftsbau fertig da, der Kreuzgang war errichtet, das Kloster nahm stetig zu an Gütern und Häusern in und außerhalb Wien. Unter Friedrich III. wurde die Fronte des Stiftsgebäudes erneut, der noch sichtbare Chor gegen die Spiegelgasse erbaut und 1459 geweiht. Im XVI. Jahrhundert ging das Stift merklich zurück, obwohl Ferdinand I. die Verhältnisse des Hauses zu bessern bestrebt war, aber schon im folgenden hob es sich wieder und unter dem Probst Ferdinand II. konnte zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts eine prachtvolle Modernisirung der alten Kirche platzgreifen. Von derselben rührt noch die hier abgebildete und auch noch erhaltene Façade in monumentalem Barockstil her. St. Dorothea muß nach der Restaurirung eine der prachtvollsten Kirchen Wiens gewesen sein, ist aber durch die Aufhebung unter Josef 1787 total vernichtet worden. Ihre Beraubung ist ein Denkmal der damaligen kunstsinnlosen Bureauwirthschaft. Welcher ohne Zweifel sehr hervorragende Baukünstler die prächtige Umgestaltung von 1705 an dem Gotteshause leitete, ist leider unbekannt; er muß aber ein Italiener gewesen sein, welcher Vorbilder des Borromini und des Alessio kennen gelernt hat. Das Innere schmückte der Pinsel Rottmayr's mit ausgezeichneten Gemälden aus, von denen mehrere nach der Aufhebung in die Reindorfer-Kirche (vgl. Blatt 60) gelangten. Der Vorgang nach der Säcularisation war barbarisch. Die reichen Bildhauerwerke an der Façade wurden ganz unnütz zerstört, die Thürme abgetragen, Kupfer und anderes Material licitirt, der schöne Renaissance-Sarkophag des Vertheidigers Wiens bei der ersten Türkenbelagerung, Grafen Niclas Salm, welchen diesem zwei Kaiser, Carl V. und Ferdinand I., gewidmet hatten, den Nachkommen übergeben, die Grüfte der Liechtenstein, der Khuen, Puchheim, Herberstein aber einfach verwüstet. Bekanntlich hat der Wiener Alterthums-Verein das Salm-Grab neuestens wieder mit Unterstützung der Familie in der Votivkirche zu würdiger Aufstellung gebracht (siehe Tafel 67). Für die von Zeitgenossen gerühmte Bibliothek des Klosters wurde schon 1712 ein prachtvoller Saal eingerichtet; die Schätze derselben sind verschwunden, die zahlreichen und sehr interessanten Gemälde aus altdeutscher Schule aber kamen nach Klosterneuburg, wo sie heute noch im Museum des Stiftes zu schauen sind, darunter das merkwürdige Epitaphiumsbild des Bischofs Ludwig Ebner von Chiemsee, welcher 1502 seine Würde in jenem baierischen Kloster niederlegte, um bei St. Dorothea in Wien seine Tage zu verleben. Wir wiederholen: Die Verwüstung dieses herrlichen Stiftes war einer der empörendsten Culturfrevel der an dergleichen leider so überreichen Josefinischen Epoche.

Ilg.



Das Franzensthor.

I.

Gerade inmitten des Walles zwischen der Mölker- und Löwelbastei, in der Verlängerung der Teinfaltstraße, wurde 1811 ein Thor für Fußgänger eröffnet, welches zu Ehren des Kaisers Franzensthor benannt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Löwelbastei verändert, um für eine englische Gartenanlage hinter dem Paradiesgärtchen Raum zu schaffen. Auf unserem Bilde erblicken wir dieses Thor mit der über den Stadtgraben führenden Brücke. Genau auf dem Punkte des Stadtgrabens, rechts vom Thore, erhebt sich heute das neue Hofburgtheater. Von dem Standpunkte des Zeichners aus blickt man gerade in die Löwelstraße und hat vor sich das fürstlich Liechtenstein'sche Haus, unterhalb Stallung oberhalb ein Gartenhaus, welches durch einen Bogengang über die Löwelstraße mit dem noch gegenwärtig bestehenden fürstlichen Majoratshause (Ecke der heutigen Bankgasse) in Verbindung stand. Rechts davon sehen wir den Wall mit seinen Gartenanlagen und dahinter das Kaffeehaus im Paradiesgärtchen. Das vielfensterige hohe Haus vor uns bildete die Ecke der Teinfaltstraße; es war zur Zeit der Belagerung im Besitze der Erben des Grafen Balthasar Hoyos und wurde bei der Vertheidigung fast zerstört. Zuletzt vor der Demolirung (1862) war es im Besitze des Fürsten Eßterhazy. Links oberhalb dem Walle erblicken wir eine lange Mauer mit einer größeren Anzahl von Schießscharten, ferner eine Quermauer mit einem Abschlußthore. Es sind dies die 1852 errichteten Vertheidigungsbauten zur Sicherheit gegen allfällige, damals noch sehr befürchtete Volksaufstände. Im Vordergrunde auf der Straße, welche von der Alserstraße zum Schottenthore führt, erblicken wir ein sonderbares Gefährte, das heute gleichfalls schon zum alten Wien gehört. Es ist dies ein sogenanntes Cab. Im Jahre 1851 war es die Unternehmung eines Einzelnen, der in dem Verkehre Wiens eine vollständige Reform herbeiführte, ohne daß der Unternehmer selbst die Früchte seiner Speculation einheimste. Vom Frühjahre 1851 standen in Wien, welches bisher nur den immerhin kostspieligen Fiaker kannte, eine bedeutende Anzahl nach englischen Mustern construirter einspänniger Fahrzeuge zur Verfügung. Deren Construction war verschiedenartig: das Cab, wie wir es hier erblicken, das Boxcab mit einem Kutschkasten, in welchem der Passagier von rückwärts einstieg und sitzend nach rückwärts blickte, endlich der Broom, wie wir ihn heute noch im Comfortable erblicken. Die Unternehmung stockte, aber das letztere Fuhrwerk, nun von Einzelnen betrieben, hat sich erhalten und bildet ein äußerst beliebtes Verkehrsmittel.

Boeheim.



Das Franzensthor.

II.

Zu unserem Bilde in Nr. 102 bildet die gegenwärtige Ansicht die Fortsetzung gegen die Schottenbastei hin und stellt zugleich den Anschluß an die Ansicht des Schottenthores in Nr. 100 her. Wir sehen hier zur Linken das v. Leber'sche Haus, welches wir daselbst beschrieben haben und das noch zur Stunde erhalten ist. Die Gasse, in welche wir hier blicken, ist der Klepperstèig; rechts davon bemerken wir mehrere Bürgershäuser, das zunächst stehende größere wurde auf dem Grunde ehemaliger Stadtquartierhäuschen aufgebaut. 1775 besaß es der Kaufmann Claudius Bairent, der auch der erste Erbauer desselben gewesen sein dürfte. Ueber dieses erhebt sich die altehrwürdige Minoritenkirche mit ihrem halbabgetragenen Thurme. Im Hintergrunde erblickt man den Thurm der Augustinerkirche sowie jenen der Schottenkirche. Vor diesen Baulichkeiten breitet sich der Festungswall aus. Auf ihm erblickt man die langgestreckte Vertheidigungsmauer mit einem weiteren Abschlußthore. Diese, wie erwähnt, 1852 in aller Eile auf den Stadtwällen aufgeführten Baulichkeiten, bestehend in gemauerten Blockhäusern auf den Basteien und Vertheidigungsmauern mit zahlreichen Abschlüssen, sind deshalb interessant, weil sie auf Ansichten selten vor Augen kommen. Ihr Bestand war auch ein sehr kurzer und erstreckte sich nur zwischen 1852 und 1858, von welch letzterem Jahre sie wieder allmälig demolirt wurden und mit den Wällen verschwanden. Auch hier erscheint im äußersten Vordergrunde die von der Alserstraße zum Schottenthore führende, mit Bäumen besetzte Straße. Zu diesem Bilde sind auch unsere früheren Tafeln 8 und 29 herbeizuziehen.

Boeheim.

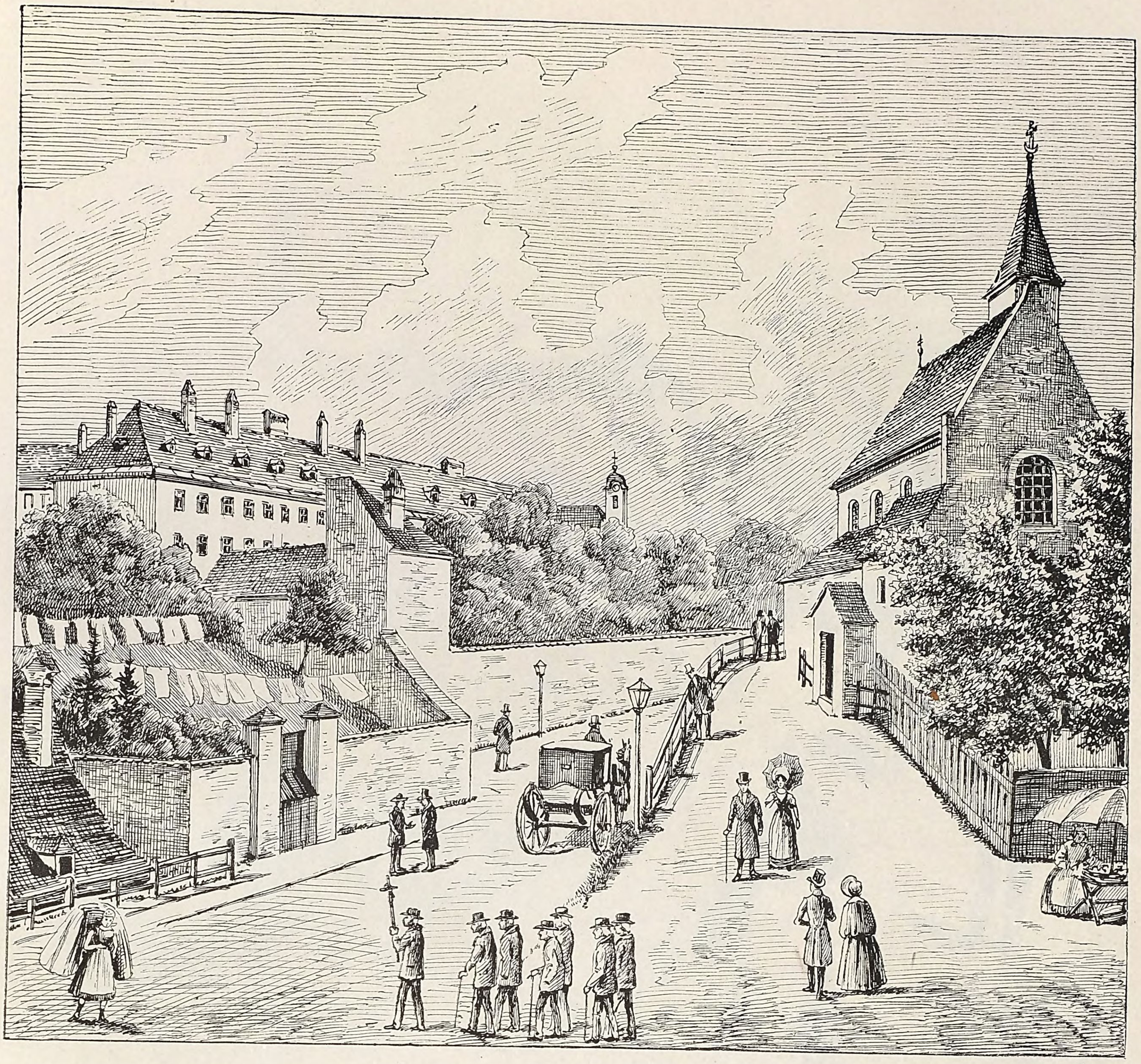


Das Haus „zum Kegel“.

Dieses Haus (Nr. 32 in der Magdalenenstraße) gehört zur Paul von Smitmer'schen Fideicommiß-Stiftung und wurde in allerneuester Zeit beschlossen, die in dem Hause befindliche und zur Stiftung gehörige Capelle aufzulassen. Letztere ist in die linksseitige Häuserzeile des Hofes eingefügt, ein nicht unbedeutender, über den ersten Stock des Wohnhauses hinausragender Bau; ihre Façade ist mit einem großen, im Halbkreisbogen geschlossenen Fenster versehen, trägt einen gedrückten Spitzgiebel und einen unmittelbar dahinter aus dem Dache emporsteigenden kleinen Thurm. Die Bauformen sind höchst einfach und weisen auf den Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück. In künstlerischer oder kunsthistorischer Beziehung macht die Capelle weder als Bauwerk noch ihrer kirchlichen Einrichtung wegen irgend einen Anspruch auf Bedeutung, die Demolirung des Gebäudes ist daher für Wien kein Verlust.

Auch das Wohngebäude ist, abgesehen von seiner Ausdehnung, unbedeutend; zu bemerken wäre nur eine Freitreppe mit hübschem geschmiedeten Gitter im Rücktracte.

Lind.



St. Johann in Siechenals und das Bäckenhäusel.

Im Jahre 1158 stand schon an der Stelle, wo uns das vorliegende Blatt die Capelle zeigt, ein Kirchlein zu St. Johann und die erste Einweihung eines dabei befindlichen Siechenhauses geschieht im Jahre 1298. Im XV. Jahrhundert wurde dieses Terrain landesfürstlicher Besitz, welchen Kaiser Friedrich III. 1476 dem Chorherrenstifte St. Dorothea in der Stadt übergab. Zur Zeit der ersten Türkenbelagerung wurde die ganze Gegend umher verwüstet und zerstört und auch das Kirchlein fiel der Wuth der Barbaren anheim. Ferdinand I. fand sich dadurch, daß die nun verödeten Gründe von Seite des obgenannten Chorherrenstiftes nicht cultivirt wurden, auch dadurch, daß sich das Stift zu keinem Umbau des zerstörten Siechenhauses verstehen wollte, veranlaßt, die Gründe „bei St. Johannes in der Siechenals, deren sich Brobst von Sanndt Dorothea guetwillig begeben, den Ersamen weysen vnnser besonnder lieb vnd getrew Burgermaister (Paul Pernfuß) und Rat vnnser Stat Wienn, darauf durch Sy in gegenwärtiger geverlichen leuffen und böser lüfft das Lasaret mit schweren Chosten erbaut worden" mittelst Briefes, ddo. Neustadt 18. December 1540, für ewige Zeit zu übergeben. 1541 wurde das Lazareth schon benützt, 1562 wurde es erweitert, 1567 wurde es nochmals vergrößert. Die schon sehr schadhaft gewordene Kirche „zu St. Johann" wurde 1579 renovirt und erweitert und am 22. Juni geweiht. Seit 1784 war das Lazareth der k. k. Krankenhaus-Direction zur Benützung überlassen und wurde erst am 13. Februar 1857 der Commune zurückgegeben mit Rücksicht auf den durch den Architekten Ferdinand Feller projectirten Bau des Bürgerversorgungshauses. Nach der am 8. März 1858 erfolgten Einweihung fiel auch die Capelle. In der jetzigen Capelle des Bürgerversorgungshauses befinden sich zwei Glocken aus der alten Capelle zu St. Johann. Die größere zeigt die Inschrift: „Ign. Hilzer, k. k. Hof-Glockengießer in Wr.-Neustadt 1856" und „umgegossen unter den Kirchenvorstehern Friedrich Fuchsthaler und Franz Erndt 1856". Die kleine Glocke trägt die Aufschrift: „Wien. Mich goß 1656 M. Joachim Groß" und: „Peste, fame et bello liber . Anno Domine Joannes Mohrmann . P. T. Parochus Medevonita".

Gegenüber dieser Capelle zu St. Johann steht noch heute ein großer Gebäudecomplex, das sogenannte Bäckenhäusel, jetzt Tabak-Apoldo. Paul Hirsch von Hirschfeld, Stadtrath und Superintendent des Armenhauses zu St. Marx, schenkte in seinem Testamente am 29. April 1648 ein „dem Lazaret über, nächst dem steinernen Creutz am Weg gelegenes Häusel sammt Stadel". Das Wiener Bürgerspital bekam auch daher den Namen „Hirschenhäusel". 1656 bauten die Bürger neben diesem Häuschen ein zweites „für diejenigen Personen, so aus dem Lazaret gesundter wandern", wie aus der Inschrift zu entnehmen ist. Somit fällt die Annahme, daß ein Bäckermeister der Gründer dieses Hauses gewesen, in das Bereich der Sage. Der Name Bäckenhäusel dürfte wahrscheinlich von dem obgenannten „steinernen Creutz" stammen, da selbes laut Inschrift von „Paul Lundler Bäck" 1566 gestiftet wurde. 1679 wurde das Lazareth anläßlich der Pest erweitert, am 26. Mai 1708 abermals vergrößert. Der Thurm im Hintergrunde der Mitte des Bildes gehörte zu der Rosalia-Capelle, zu dessen Aufbau mit Allerhöchster Entschließung vom 9. August 1777 eine Geldsammlung bewilligt wurde. Nach Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses 1784 wurde das „Bäckenhäusel" für Sieche eingerichtet; seit dem Jahre 1868 ist es Tabak-Apoldo.

Camillo List.

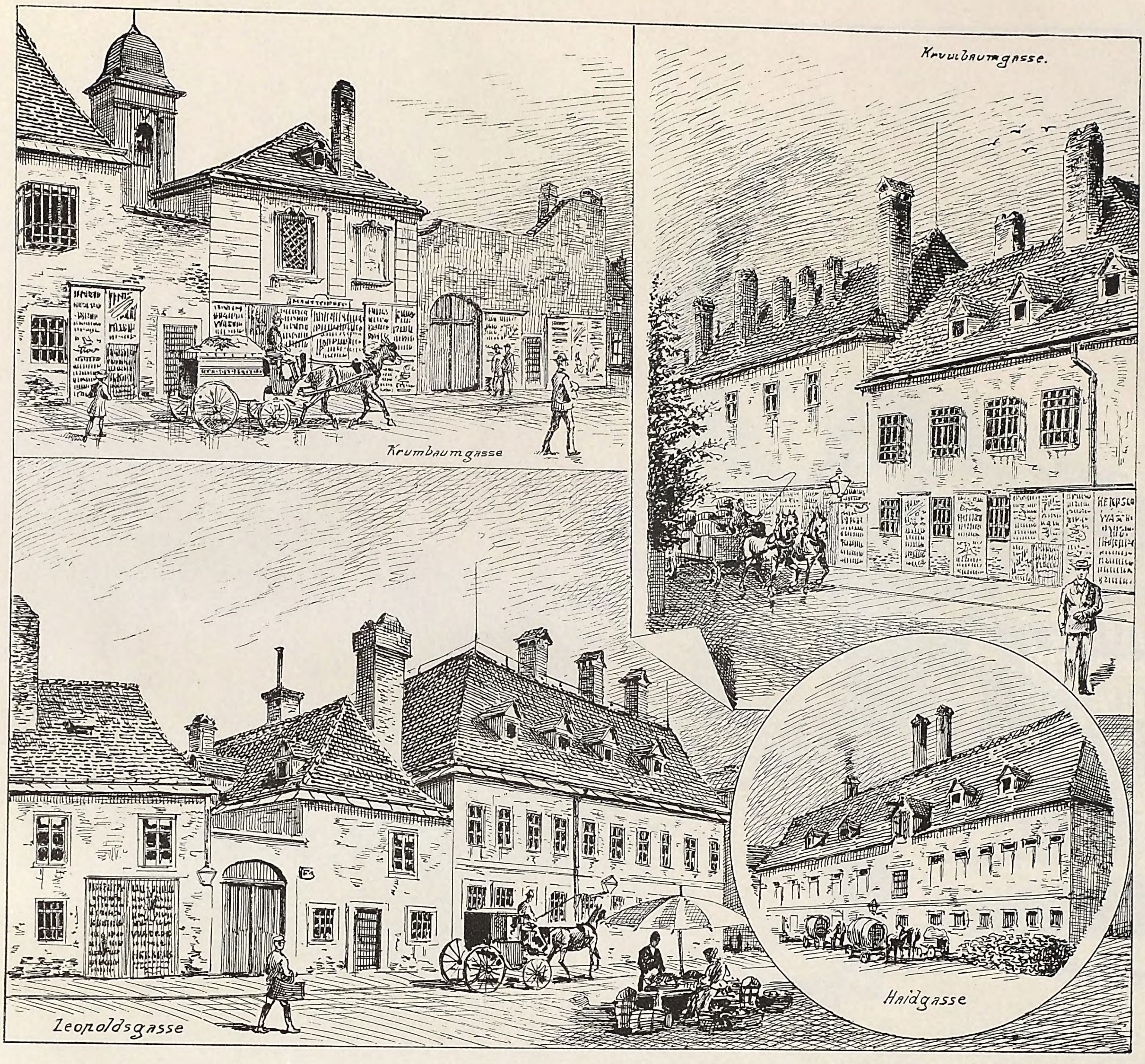


Die Capelle an der Hundsthurmer Linie.

Von den Capellen, welche der fromme Sinn unserer Vorfahren an den Ausgängen der Vorstädte errichtet hatte, als im Jahre 1704 über Vorschlag des Prinzen Eugen bei dem drohenden Einfalle der Kuruzen der sogenannte Liniengraben als Befestigungsgürtel um Wien gelegt wurde, haben sich leider nicht alle in der alten Erscheinung erhalten. Nur mehr an der Altlerchenfelder, Mariahilfer, Hundsthurmer, Matzleinsdorfer, Favoriten- und Nußdorfer Linie stehen alte Capellen, die Tabor- und die St. Marxer Linie haben die ihren schon seit einiger Zeit verloren und diejenige an der Währinger Linie hat vor einiger Frist einem modernen gothischen Unding weichen müssen. Die Geschichte der Linien-Capellen ist zwar noch gar nicht aufgehellt, dennoch beweist schon der Architekturstil der noch erhaltenen, daß ihre Erbauung keineswegs gleichzeitig mit der Anlage des Linienwalles stattgefunden habe. Von einigen wissen wir es direct, daß sie erst um 1740—1760 errichtet wurden, die anderen bestätigen das Gleiche durch ihren Stil. Sämmtliche sind sie dem heil. Johann von Nepomuk geweiht und fast alle mit seiner steinernen Statue geschmückt. Ueber den Wallgraben führte nämlich bei den Linien eine Brücke und, obwohl ersterer niemals Wasser enthielt, wurde nach alter Gepflogenheit doch an solcher Stelle des Patrones der Brücken gedacht. Gegenwärtig, da die Beseitigung der Linienwälle bevorsteht und an diesen Punkten bauliche Veränderungen vorgenommen werden müssen, hat sich ein Verein gebildet, welcher den Zweck verfolgt, die Capellen entweder am Orte zu erhalten oder an andere passende Stellen zu übersetzen.

Die Hundsthurmer Capelle, welche unsere Ansicht zum Gegenstande hat, ist architektonisch die bedeutendste. Die Façade des hübschen Barockbaues zieren steinerne Giebelfiguren; früher standen auch neben der Capelle große Heiligenstatuen. Das Portal sowie die Betstühle sind vortreffliche Tischlerarbeiten mit zierlichem Schnitzwerke, hinter dem Altare hängen zwei Brustbilder, Porträts von Jesuiten aus dem vergangenen Jahrhundert. Die Capelle soll von einer Bürgerfamilie des Grundes gestiftet sein, in deren Besitz, wie ich höre, sich auch noch auf dieses Factum bezügliche Documente befinden. Außerhalb der Linie erhebt sich noch eine kleine Wegcapelle mit einem steinernen Crucifixbilde des XVIII. Jahrhunderts.

Ilg.



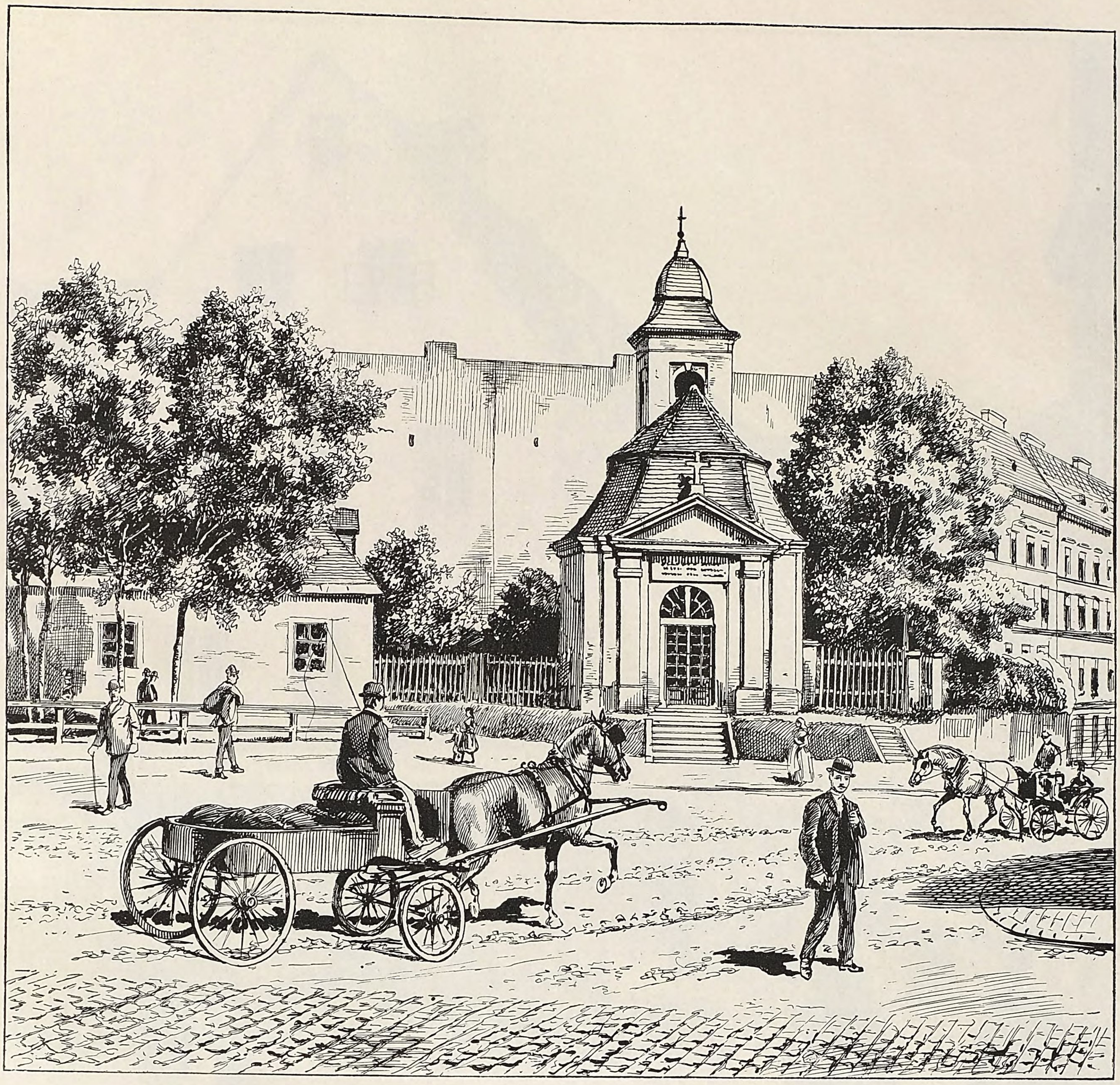
Das Asyl- und Werkhaus in der Leopoldstadt.

Am 2. Februar 1668 brach in einem Theile der kaiserlichen Burg eine Feuersbrunst aus, welche, da sie den Juden zur Last gelegt wurde, einen fürchterlichen Sturm gegen dieselben hervorrief, und es wäre nach den damaligen Vorurtheilen zu gräßlichen Greuelthaten gekommen, wenn nicht die Kaiserin Margaretha, der Bischof von Neustadt, Leopold Graf von Kollonitsch, und die niederösterreichischen Stände in's Mittel getreten wären. Sie bestimmten Kaiser Leopold I. zur Abschaffung der Juden von Wien und am 30. Juli 1669 erging das erste, am 14. Februar 1670 das zweite verschärftere Edict, welches das Frohnleichnamsfest als den äußersten Termin feststellte. Der Stadtmagistrat löste die Häuser der Ausgewiesenen für 100.000 fl. ein; an der Stelle der Synagoge wurde 1670 die Kirche zum heiligen Leopold erbaut.

Schon am 12. Jänner des Jahres 1671 war die Errichtung eines Arbeits- und Zuchthauses zur Besserung verdorbener Sitten, zur Beschäftigung herrenlosen Gesindels, zucht- und zügelloser Jugend ꝛc. vom Kaiser genehmigt worden; der Stadtmagistrat überließ drei Häuser (von den um obigen Betrag erstandenen Judenhäusern) und ließ das Gebäude aus der Stadtcasse herstellen; der Hof sicherte hinwiederum den Rückfall des Ortes und des Gebäudes der Stadt zu, wenn das Zuchthaus anderswohin verlegt werden sollte. Weil aber zur Erhaltung des Zuchthauses kein Fond vorhanden war, bestimmte der Kaiser unterm 14. Juli 1671, „daß zu einer Beihilfe von Komödien, Glückshäfen und dergleichen eine bestimmte Summe abgefordert werden dürfe". Das im Jahre 1673 fertiggestellte Gebäude war im Norden begrenzt von der Haidgasse und hatte in derselben die Nummer 2; im Osten durch die Leopoldsgasse mit der Nummer 32; im Süden von der Krumbaumgasse mit der Nummer 3; im Westen theilweise durch die Sackgasse „Auf der Haide" mit der Nummer 2. Das Bild links oben zeigt uns den Theil des Gebäudes, welcher die Ecke der Leopolds- und Krumbaumgasse bildete; das Glockenthürmchen gehört zu der dem heil. Antonius von Padua geweihten Capelle des Zuchthauses. Das Bild rechts oben bringt den westlichen Theil des Südtractes. Die beiden anderen Bilder zeigen links unten den östlichen, das in der rechten unteren Ecke den nördlichen Tract des Gebäudes. Ober dem Eingange in die Capelle befand sich eine rothe Marmortafel mit der Inschrift: Imperante Leopoldo | Et Consule Daniele Lazaro Springer S. C. M. C. | Disciplinarum hoc | Senatus Populusque Viennensis | erexit | MDCLXXIII | . Zehn Jahre darauf wurde es von den Türken hart mitgenommen, nach der Wiederherstellung aber zu einem Arbeitshause verwendet; 1713 wurde es von den Arbeitern geleert und zu einem Pestlazarethe bestimmt; 1724 wurde die schon ziemlich verfallene Anstalt wieder erhoben und neu hergestellt. Durch das Patent vom 20. August 1718 wurden alle damaligen Asylhäuser und Massenquartiere aufgehoben und die Insassen jener Häuser in's Zucht- und Arbeitshaus dirigirt, worin inzwischen landesgerichtliche Sträflinge internirt waren, für welche andere Gefängnisse bestimmt wurden; auch für Waisen wurde es benützt. 1742 wurde ein eigenes Waisenhaus auf der Landstraße errichtet und das Zuchthaus war nun Arbeits- und Correctionshaus und erhielt die bezeichnende Inschrift: Labore et fame. Wie uns Pater Mathias Fuhrmann in seiner Beschreibung Wiens, Bd. I, Cap. 15, S. 286, mittheilt, war es ein „ziemlich weitläuffiges Gebäu und für allerhand Werkstädte mit Arbeit Stüben eingericht; absonderlich zum Wollspinnen, da nebst vielen anderen Producten jährlich über 2000 Kozen verfertigt werden. Es dienet dieser Ort auch den Eltern zur Züchtigung ungerathener Kinder, denen man auf gar feine Weise Mores lehret und sie gleich beim Eintritt mit triftigen Streichen der Ochsen-Senne bewilkommet; täglich sie damit bedienet und endlich nach erstreckter Zeit damit abfertigt".

Bis zum 18. Mai des Jahres 1887 war die Anstalt benützt und kurze Zeit darauf war der Gebäudecomplex schon dem Erdboden gleichgemacht, vertilgt jede Spur von so viel namenlosem Elend, welches über zwei Jahrhunderte darin gehaust hatte.

Camillo List.



Die Capelle an der Nußdorfer Linie.

Hier noch ein zweites Bild von den alten Wiener Linien-Capellen. Die Nußdorfer Linien-Capelle zeichnet sich durch die schönste Wirkung in malerischer, sozusagen landschaftlicher Hinsicht aus, wozu ihre Umgebung von Bäumen und das zierliche Thürmchen besonders beitragen, ferner ihre Lage auf einer kleinen Anhöhe. An dieser Stelle befand sich schon früher eine Capelle, deren Gründungszeit unbekannt ist; als nun am 28. Juni 1779 der in der Nähe befindliche Pulverthurm in die Luft flog, wurde auch dieses kleine Gotteshaus zerstört, die Steinfigur St. Johannes in derselben, welche in der jetzigen Capelle wieder ihren Platz fand, blieb aber unverletzt. Zwei kleine Oelgemälde hinter dem Altar stellen die Explosion und die zerstörte alte Capelle vor. Der damalige Prälat von Klosterneuburg, welcher eben etwas weiter davon, außerhalb der Linie, vorbeifuhr, als die Katastrophe eintrat, Ambros Lorenz, wurde gleichfalls wie durch ein Wunder gerettet. An jener Stelle erhebt sich heute noch eine steinerne Denksäule, deren Holzmodell im Museum des Stiftes bewahrt wird, wie auch eine damals aufgeflogene Geschützkugel und mehrere auf das Ereigniß bezughabende Documente dort zu sehen sind. (Siehe: „Die Schatzkammer und die Kunstsammlung im Stifte Klosterneuburg", Wien 1889, pag. 122 und 156.) In der Capelle sieht man ebenfalls über dem Altare eine der emporgeschleuderten Kanonenkugeln an einer Kette von der Decke herabhängen und die Inschrift an der Innenseite des Portals: Vincens vulcani divus stratagema Joannes, welche als Chronostikon das Datum 1779 enthält, bezieht sich gleichfalls auf den unglücklichen Vorfall. Andere Merkwürdigkeiten besitzt das Gotteshaus nicht; seine Architektur ist einfach, das Deckengemälde al fresco stellt die schweigsame Zunge des gewissenhaften Beichtigers vor, welche, auf Wolken emporschwebend, von der Dreifaltigkeit und Maria empfangen wird; ringsherum sind Ergebnisse aus dem Leben des Heiligen grau in grau gemalt. Es wäre besonders bedauerlich, wenn diese mit einem Localereigniß, wie die Explosion des Pulverthurmes war, verknüpfte Capelle, welches langhaltigen Eindruck machte, bei den bevorstehenden Umgestaltungen verloren ging. Man hat bald nachher in Wien ein Feuerwerk veranstaltet, welches diese Explosion in einer Fronte darstellte.

Ilg.



Das gemalte Haus.

Das Haus Or.-Nr. 37 in der Neustiftgasse (C.-Nr. 61 am Neubau) wurde nach den Vorschreibungen des Wiener Stadtbauamtes im Jahre 1812 erbaut und mit Malereien versehen, deren Spuren jedoch in letzter Zeit verschwunden sind. Im Grundbuch ist als erster Besitzer Baronin Josefa v. Pann angeführt.

An seiner Form hat sich seit dem Erbauungsjahre nur wenig verändert.

Das ziemlich alterthümlich aussehende Gebäude steht vermittelst eines freiwillig eröffneten Durchganges mit dem Hause Nr. 43 Kirchengasse in Verbindung und wurde im Volksmunde „das gemalte Haus" genannt, obschon dieser Name sich eigentlich auf das Nachbarhaus (Burggasse Nr. 28) bezog, dessen Façade vom Erdgeschosse bis unter das Dachgesimse mit Frescomalereien bedeckt war.

Von diesem erst vor Kurzem demolirten Gebäude erhielt sich die Sage, daß es seinen Wandschmuck der Armuth eines dort eingemiethet gewesenen Malers verdankt, welcher auf eine solche Weise die Zinsforderung des Hausherrn quitt machte. So viel die in letzter Zeit bereits stark verblaßten Malereien erkennen ließen, waren dieselben decorativer Natur und trugen den Stiltypus der späteren Periode des XVIII. Jahrhunderts, der sich ja in die folgenden Decennien des nächsten noch hinübererhalten hatte.

Glossy.